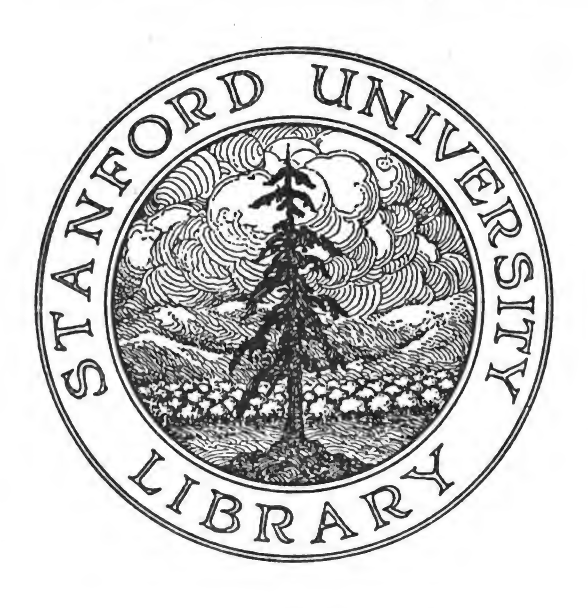



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY



Joseph Bonaparte.

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Fünfzigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Sechszehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Sechszehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Erstes Kapitel.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Rückblick auf die Theilung Polens. — Napoleon erhält Adressen aus diesem Lande, denen er ausweicht. — Er rückt nach Polen vor, und Bennigsen zieht sich zurück. — Karakter der russischen Soldaten. — Die Kosaken. — Treffen vom 26sten November bei Pultusk zum Nachtheil der Franzosen. — Bennigsen sezt seinen Rückzug fort — Die Franzosen beziehen Winterquartiere. — Bennigsen tritt als Oberbefehlshaber an die Stelle von Kaminskoy, der Spuren von Wahnsinn zeigt. — Er ergreift die Offensive wieder. — Schlacht von Eylau am 8ten Februar 1807. — Beide Theile schreiben sich den Sieg zu. — Der beiderseitige Verlust beläuft sich auf 50,000 Todte. — Bennigsen zieht sich nach Königsberg zurück. — Napoleon bietet dem König von Preußen unter vortheilhaften Bedingungen einen Waffenstillstand an; der König schlägt ihn aus und will nur zum Behuf eines allgemeinen Friedens unterhandeln. — Napoleon zieht sich an die Linie der Weichsel zurück. — Danzig wird belagert und ergibt sich. — Die russische Armee wird nur spärlich, die französische in aller Fülle ergänzt. — Gefechte während des Sommers. — Schlacht von Heilsberg und Rückzug der Russen. — Schlacht von Friedland am 13ten Juni und Niederlage der Russen nach einem heißen Kampfe. — Am 23sten Juni wird ein Waffenstillstand beliebt.

Die harten Bedingungen, die Napoleon Preußen auferlegen wollte, schienen in politischer Hinsicht gerechtfertigt, nachdem er seine siegreichen Armeen in die Nähe von Polen gebracht hatte, wo er auf eine freundschaftliche Aufnahme, und einen zahlreichen Anhang mit Sicherheit rechnen konnte.

Die Theilung dieses schönen Königreichs durch seine mächtigen Nachbarn, Rußland, Oesterreich und Preußen, ist ein Schandfleck in der Geschichte des civilisirten Europa. Sie geschah durch eine Vereinigung von drei der mächtigsten Staaten diese Welttheils gegen einen einzigen, der, gelähmt durch seine schlechte Verfassung, durch Faktionen zerrissen, keinen kräftigen Widerstand leisten konnte. Es half den Polen zu nichts, daß sie die Heiligkeit der Verträge, die Grundsäze des Völkerrechts anriefen; sie erlagen nach einer kurzen übelberechneten Gegenwehr. Als sie im Jahre 1792 sich von Neuem rührten, wurden sie besonders von den Russen auf das ärgste mißhandelt. Sie hatten dies im Jahre 1806 noch nicht vergessen. Es ist daher kein Wunder, daß sie jezt bei der Annäherung der Franzosen frohlockten; und man muß auch gestehen, daß sie — einem fremden Joche auf eine ungesezliche Weise unterworfen — das Recht hatten, dasselbe wieder abzuschütteln und sich hiezu jeder Hülfe zu bedienen, sie mochte ihnen nun von Napoleon oder von Muhammed, oder gar vom Satan angeboten werden.

Unter den mittleren Klassen des polnischen Adels waren diese Gefühle fast durchaus vorherrschend, denn sie erinnerten sich mit gekränktem Stolze der Verkümmerung ihrer verfassungsmäßigen Vorrechte, der Abschaffung ihrer Landtage und des Liberum Veto, durch welches ein schlichter Edelmann die Beschlüsse einer ganzen Versammlung entkräften konnte, wenn nicht die Einstimmigkeit dadurch bewirkt wurde, daß man den Andersstimmenden auf der Stelle niedermachte.*) Der höhere Adel aber, der auf seinen Rang und auf das glänzende Leben an dem Hofe zu Berlin, zu Wien und besonders zu St. Petersburg großen Werth legte, zog im Allgemeinen den

*) Wir setzen voraus, daß die meisten unserer Leser wenigstens in soweit mit der Form der polnischen Landtage bekannt sind, daß sie wissen werden, daß die Beschlüsse dieser Versammlung nicht gesezmäßig gültig waren, sobald sich auch nur **eine** Stimme dagegen erklärte, und daß man in den meisten Fällen die heftigsten Mittel anwenden mußte, um die Einstimmigkeit hervorzubringen. Folgendes Beispiel wurde einem Herrn von hohem Stande erzählt, der es uns mittheilte. Bei einer gewissen Gelegenheit wurde ein Provinziallandtag zusammenberufen, um einen Entschluß zu fassen, der den allgemeinen Wünschen entsprach, aber von welchem vorauszusehen war, daß ein Edelmann des Distrikts seine Veto dagegen einlegen würde. Um dem auszuweichen, kamen die übrigen überein, genau zur bestimmten Stunde einzutreffen, augenblicklich an's Geschäft zu gehen und auf diese Weise dem vorherzusehenden Versuche des einen Mannes auszuweichen, der den Zweck ihrer Versammlung zu nichte machen

ruhigen Genuß seiner ungeheuren Besitzungen den

---

wollte. Demzufolge trafen sie pünktlich mit dem Glockenschlage ein, und verschlossen und verriegelten die Thüre ihres Versammlungsortes. Einige Minuten darauf kam jener, und als ihm mit der Entschuldigung daß sich der Landtag schon konstituirt habe, der Eingang verweigert wurde, so kletterte er auf das Dach des Gebäudes, und da es Sommer war, wo man also auch kein Feuer brannte, so ließ er sich von dem Schornstein in das Kamin herab, durch welches zur Zeit des Winters das Zimmer geheizt wurde. Hier blieb er verstohlen liegen, bis man die Stimmen zählte und gerade in dem Augenblick, wo man sie für einstimmig zu Gunsten der vorgeschlagenen Maßregel erklären wollte, streckte er den Kopf aus dem Ofen, wie eine Taube aus ihrem Taubenschlage, und sprach das unglückselige Veto aus. Statt aber sogleich den Kopf wieder zurückzuziehen, sah er unglücklicherweise einen Augenblick mit einem gewissen Triumphe umher, sich der Verwirrung zu erfreuend, die sein plötzliches Erscheinen und seine Unterbrechung in der Versammlung erzeugt hatte. — Ein nebenstehender Adeliger zog seinen Säbel und schlug mit einem Hiebe dem Dissentirenden den Kopf vom Rumpfe ab. — Als unser edler Freund bei einer so außerordentlichen Geschichte einigen Zweifel ausdrückte, so wies man ihn zur Bestätigung derselben an den Fürsten Sobiesky, später König von Polen, der nicht allein die sonderbare Scene als Augenzeuge bestätigte, sondern auch erklärte, daß der Kopf des Landtagsmitglieds in demselben Augenblick über seinen eigenen Fuß hinweggerollt sey, als er das Wort V e t o aussprechen hörte. Solch eine Verfassung bedurfte freilich vieler Verbesserungen; aber das kann die Nachtbarstaaten nicht entschuldigen, die ein unabhängiges Königreich theilten und sich zueigneten, dessen Fehler oder Vorzüge ihnen nicht im geringsten Anspruch zur Einmischung gaben.

Rechten einer stürmischen Unabhängigkeit vor, die dem unbedeutendsten Mitglied des zahlreichen Adels beinahe denselben Rang und dieselbe Wichtigkeit, wie ihm, gewährten. Auch mochte er — vielleicht nicht mit Unrecht — den Absichten Napoleon's, ungeachtet seiner glänzenden Versprechungen, mißtrauen. Da die russische Regierung insbesondere sich gegen den hohen Adel sehr gefällig bewies, so war sie bei demselben nicht so unbeliebt, als man wegen ihres gewaltthätigen Verfahrens bei der Theilung Polens hätte erwarten sollen. Die Mitglieder des hohen Adels schlugen sich deßwegen nicht so allgemein auf die französische Seite, als der Landadel und die bessere Klasse der Bürgerschaft es thaten. Was die Masse des gemeinen Volkes betrift, so befand sie sich noch in demselben Zustande der Leibeigenschaft oder Dienstbarkeit, der zur Zeit des Feudalsystems in ganz Europa eingeführt war; die Grundholden folgten ihren Herren und nahmen sich nicht heraus, eine eigene Meinung zu haben.

Während nun Rußland den Vormarsch seiner Armeen beschleunigte, nicht allein um seinen unglücklichen Alliirten, den König von Preußen, zu unterstützen oder vielmehr wieder aufzurichten, sondern auch um jede Aufwallung des Volksgeistes in Polen zu unterdrücken, erhielt Buonaparte Zuschriften, worin die Polen ihn aufforderten, ihnen wieder zur Unabhängigkeit zu verhelfen. Ein solches Ansinnen sezte

ihn in nicht geringe Verlegenheit. Als Beschützer der Unabhängigkeit Polens würde er ohne Zweifel eine große Anzahl von Streitern unter seine Fahnen gebracht, Preußen vollends zu Grunde gerichtet und selbst Rußland nicht wenig gefährdet haben; in sofern war es also der Politik gemäß, daß Napoleon den Polen Hoffnungen gab. Allein auch Oesterreich hatte einen bedeutenden Antheil von Polen erhalten und war nach allen den Verlusten, die es erlitten, noch immer ein mächtiger Staat, dessen Feindschaft hätte gefährlich werden können, und den Buonaparte in derselben Zeit, wo er und der größte Theil seiner Streitmacht im Norden von Europa vollauf zu thun hatte, allerdings schonen und nicht durch die Entziehung seiner polnischen Provinzen oder durch die Aufstiftung seiner polnischen Unterthanen gegen sich aufbringen mußte. Auch würde ein solcher Versuch dem Krieg, den Rußland für jezt nur als Preußens Verbündeter führte, einen ganz andern Karakter gegeben haben. Die Sicherheit und Integrität des russischen Reiches im Süden der Wolga ist fast einzig durch die Behauptung der Gebietstheile bedingt, die es in Polen erworben hat; trat es nun in diesem Kriege als Hauptmacht auf, so war Buonaparte wohl noch nicht im Stande, sich mit ihm zu messen und einen Feind zu bekämpfen, der seinen Hülfsquellen eben so nahe, als er selbst von den seinigen entfernt war. Und wie hätte er, der mit dem

Schwerte so manches neue Staatsgebiet zugeschnitten hatte, das Princip der Theilung Polens mit einigem Grunde tadeln können? durch diese Motive bestimmt, weigerte sich der neue Schöpfer und Vernichter von Königen, die einzige Monarchie in Europa wiederherzustellen, die er, nicht als Eroberer, sondern als Befreier, nach seinem Sinne hätte neugestalten können.

In der Audienz, die Napoleon den polnischen Abgeordneten ertheilte, wich er daher jeder bestimmten Erklärung aus; er wollte sich durch nichts gegen sie verbindlich machen, wog aber seine Worte so ab, daß er sie bei gutem Muthe erhielt. Dombrowski, ein polnischer Verbannter, der in der französischen Armee diente, warb für Napoleon und hatte großen Zulauf. Die Begeisterung dieser neuen Soldaten, so wie die allgemeine Erwartung wurden durch orakelmäßige Aussprüche, wie sie in den Bulletins vorkamen, auf das Höchste gesteigert; so hieß es z.B. in dem 36sten Bulletin: „Wird der Thron Polens wieder hergestellt werden und wird diese große Nation ihr Daseyn und ihre Unabhängigkeit wieder erlangen; wird sie gleichsam aus dem Grabe wieder erstehen? — Nur Gott, der große Lenker der Begebenheiten, weiß es."

Die Fortsetzung des Krieges ward nun unvermeidlich — eines Krieges, der die Schrecken eines Winterfeldzugs in den nördlichen Breitegraden her-

beiführen mußte. Die Franzosen, die sich aller diesseits der Oder gelegenen preußischen Staaten bemächtigt hatten, belagerten jezt die Festungen Großglogau, Breslau und Graudenz, und drangen zugleich gegen Polen vor. Der russische General Bennigsen hatte seinerseits seinen Marsch beschleunigt, um den Preußen beizustehen und Warschau zu besetzen; als er aber sah, daß diesen unglücklichen Alliirten kaum noch die schwachen Trümmer einer Armee geblieben waren, zog er sich nach einigen Scharmützeln wieder über die Weichsel zurück, und räumte Warschau, wo Murat am 28sten November an der Spitze des französischen Vortrabs einzog.

Gegen den 25sten verließ Napoleon Berlin und nahm sein Hauptquartier in Posen, einer Centralstadt im polnischen Binnenlande, das nun, durch die Franzosen aufgestiftet oder durch die Hoffnung der Unabhängigkeit belebt, in große Bewegung gerieth. Die Polen legten größtentheils ihre Nationaltracht wieder an und ließen Napoleon durch Abgeordnete um seinen Schuz bitten, und zwar in der Sprache orientalischer Anbetung. „Die polnische Nation,“ sagte der Graf Radyminski, Palatin von Guesen, „unter dem Joche deutscher Völkerschaften noch seufzend, naht sich Euer Majestät und grüßt den Wiederhersteller ihres theuren Vaterlandes, den Gesezgeber der Welt, mit der reinsten Freude. Sie ergibt sich ganz in Ihren Willen, und sezt ihr Ver

trauen auf den angebeteten Fürsten, der die Macht hat, Reiche zu gründen und zu zerstören, und die Stolzen zu demüthigen." — Nicht minder kräftig war die Adresse des Präsidenten des Gerichts- und Reichsraths von Polen. „Schon sehen wir unser theures Vaterland gerettet," sagte er, „denn in Ihrer Person verehren wir einen gerechten und tiefdenkenden Solon. Wir legen unser Schicksal und unsere Hoffnungen in Ihre Hände und flehen um den Schuz des großmächtigsten Kaisers."

Napoleon ließ sich jedoch durch diese orientalischen Hyperbeln nicht bewegen, seine Absichten deutlicher zu erklären; seine Sprache blieb dieselbe.

Unterdessen ward Warschau in Vertheidigungsstand gesezt, und nichts versäumt, um die Armee aus Frankreich, aus Sachsen und den übrigen neuen Staaten des Rheinbundes zu ergänzen und zu verstärken.

Dies geschah in der kürzesten Zeit, und die Armee säumte nicht, vorzurücken; sie passirte die Weichsel und den Bug, indem sie sich einen Uebergang erzwang, wo man ihn streitig machte. Allein es lag nicht in der Absicht Bennigsen's, einer so überlegenen Macht eine Schlacht zu liefern; er zog sich also hinter der Wkra zurück, wo zwei bedeutende Truppenkorps, von den Generalen Burhöwden und Kaminskoy befehligt, zu ihm stießen. Der leztere übernahm den Oberbefehl. Er war ein Zeitgenosse

Suwarow's und galt für einen trefflichen Feldherrn, obgleich er mehr in der Theorie, als in der Praxis der Kriegskunde bewandert war. „Kaminskoy kennt den Krieg, aber der Krieg kennt ihn nicht," sagte Suwarow; — „ich kenne den Krieg nicht, aber der Krieg kennt mich." Kaminskoy scheint sogar während dieses Feldzugs an einer Geisteskrankheit gelitten zu haben.

Am 23sten November kam Napoleon in Person an der Wkra an und ließ die Armee sofort in zwei Kolonnen vorrücken. Als Kaminskoy den Fluß vom Feinde überschritten sah, beschloß er, seine Armee hinter den Niemen zu führen, und wies seine Untergenerale in diesem Sinne an. Benigsen zog sich nach Pultusk und Fürst Gallitzin nach Golymin zurück; beide wurden von starken Korps der französischen Armee verfolgt. Auch die russischen Generale Burhöwden und d'Anrep gingen nach verschiedenen Richtungen zurück, und zwar, wie es schien, ohne in gehöriger Verbindung mit Bennigsen oder mit Gallitzin zu bleiben. Auf diesem Rückmarsch erlitten die Russen allerdings einigen Verlust; in dem französischen Bulletin hieß es dagegen, die russische Armee sey ganz zerrüttet, sie ziehe ohne Plan in unbeschreiblicher Unordnung fort; was ihr zu statten komme, sey die kurze Dauer des Tages, die Beschaffenheit des mit Wäldern bedeckten und von tiefen Gründen durchschnittenen Landes und das Thauwetter.

das die Wege grundlos gemacht habe. Es wurde also vorausgesagt, daß, falls auch der Feind aus der Lage, in die er sich selbst versezt, entkommen sollte, er doch nothwendig sein Geschüz, sein Fuhrwesen und sein Gepäcke einbüßen müsse.

Dies war übertrieben und für den Meridian von Paris berechnet. Napoleon selbst sah einen ganz andern Kampf voraus, als derjenige war, den er gegen Oesterreich und dann gegen Preußen bestanden hatte. In den Armeen dieser beiden Mächte war der gemeine Soldat eben nur der hunderttausendste Theil der großen Maschine, Armee genannt; wie hätte er daher Zutrauen zu sich selbst fassen oder einen Trieb in sich fühlen können, mehr zu thun, als ihm buchstäblich befohlen worden? Wie treffliche Mannszucht auch unter diesen Truppen herrschte, so fehlte ihnen doch jenes mächtige individuelle Gefühl, das in Armeen von starkem Nationalkarakter (wodurch die Russen sich besonders auszeichnen) den Soldaten antreibt, bis zum lezten Augenblicke zu widerstehen, selbst wenn sein Widerstand ihm nur die Rache des Feindes zuziehen kann. Die Russen waren noch dieselben, von denen Friedrich der Große sagte, man könne sie wohl todtschlagen, aber nicht zum Weichen bringen — von starker Leibesbeschaffenheit und dem eisernen Klima zugebildet, in welchem die Franzosen nun zum ersten Male Krieg führten — von ihrer frühesten Jugend an schmale Kost und

an alle Mühsale gewöhnt — mit einem Worte, die russische Armee stand damals, und steht noch jezt einzig da. Ihre halbbarbarische Mannschaft ist kriegliebend, voll Muth und dem Vaterlande mit einer Treue ergeben, deren der verfeinerte Mensch nicht mehr fähig ist. Die russischen Stabsoffiziere sind eben so gebildet als diejenigen irgend einer andern Nation. Von den Subalternoffizieren kann zwar nicht dasselbe gesagt werden, aber sie sind tapfer, gütig gegen den gemeinen Soldaten und unter sich wie eine Familie von Brüdern vereinigt — Eigenschaften, welche den Mangel an Kenntnissen bei weitem aufwiegen. Unter den höhern Offizieren findet man aber einige der kenntnißreichsten Männer, die es in Europa geben mag.

Die russische Armee entbehrte damals einen tüchtigen Generalstab und war daher nicht so ganz manövrirfähig; die russischen Generale verstanden sich besser darauf, am Tage der Schlacht das Gefecht zu leiten, als den Sieg durch wohlberechnete Manövers vorzubereiten. Aber dieser Nachtheil ward wieder durch die unbegrenzte Hingebung, mit der sie an ihrem Kaiser und an ihrem Vaterlande hingen, aufgewogen. Es gab wohl, selbst auf der untersten Stufe der Armee, keinen Russen, der sich hätte erkaufen lassen; und ein Offizier, der, wie der preußische Kommandant von Hameln, bei der Uebergabe einer ihm von seinem Herrn anvertrauten Festung

auf

auf eine Anstellung in fremden Diensten hätte spekuliren wollen, würde in Rußland als ein Ideal von Niederträchtigkeit angesehen worden seyn. In der militärischen Erziehung ihrer Truppen verfuhren die Russen nach der in Europa bewährtesten Methode. Nach dem allgemeinen Urtheil war ihre Infanterie vortrefflich und bestand aus jungen, kraftvollen, mit Kennerblick gewählten Männern. Ihre Artillerie war, was die Mannschaft, das Geschüz, das Fuhrwerk und die Einrichtung betrifft, unvergleichlich; aber die Artilleriegenerale übten in der russischen Armee nicht den Einfluß, der denjenigen gebührt, die sich der Leitung einer Waffe widmen, durch welche, wie Napoleon behauptete, die Schlachten der Neueren in den meisten Fällen entschieden werden. Die Verwendung des Geschützes blieb größtentheils dem Ermessen der Infanteriegenerale überlassen. Zum Reiter taugt der Russe weniger als zum Infanteristen; demungeachtet sind ihre Reiterregimenter trefflich eingeübt und haben stets brav gethan.

Die Kosaken aber sind eine Rußland ganz eigenthümliche Streitmacht; und obgleich dieselben in der Folge bekannt genug geworden sind, so nehmen sie sich in der Geschichte Napoleon's doch so sehr aus, daß es wohl der Mühe lohnt, etwas ausführlicher von ihnen zu reden.

Die Völkerschaften an den Ufern des Dons und der Wolga sind von der Krone mit Ländereien belehnt

und im Besitze gewisser Freiheiten, unter der Bedingung einer vierjährigen Dienstleistung in den russischen Armeen. Von ihrer Kindheit an werden die Kosaken im Reiten und im Gebrauche der Lanze und des Schwertes geübt; das in ihrem Lande einheimische Pferd ist zwar nichts weniger als schön, aber fromm, ausdauernd, behend und, wie vielleicht keines in der Welt, knochenfest. Zu Hause und im Schooße seiner Familie ist der Kosake gutmüthig, freundlich und harmlos; aber unter den Waffen und im Felde nimmt er zuweilen die räuberischen und wilden Sitten der wandernden Scythen, seiner Vorfahren, an. Da die Kosaken keinen Sold beziehen, so gehen sie gewöhnlich auf Plünderung aus, und gaben auch, um sich nicht mit Gefangenen zu belästigen, kein Quartier, bis ihnen Alexander für jeden gefangenen Franzosen, den sie lebendig bringen würden, einen Dukaten versprach. Auf dem Schlachtfelde selbst bedienen sie sich einer besondern Fechtart. Statt in einer geschlossenen Linie anzugreifen, fährt ein Kosakenkorps auf das Kommandowort wie ein schnell entfalteter Fächer aus einander, worauf dann jeder mit lautem Geschrei einzeln auf das Angriffsobjekt, es mag nun dieses aus Infanterie, Reiterei oder Geschüz bestehen, zurennt und Schaden genug anrichtet. Aber besonders als leichte Kavallerie sind die Kosaken unübertrefflich. Sie können in vierundzwanzig Stunden wohl hundert englische Meilen zu-

rücklegen, ohne Halt zu machen. Sie durchstreifen Wälder, schwimmen über Flüsse, schleichen sich durch Engpässe, setzen durch tiefe Moräste und dringen durch Wüsten von Schnee, ohne Schaden zu nehmen und ohne zu ermüden. Mit einem Korps Kosaken in der Fronte kann keine russische Armee je überfallen werden; dagegen ist der Feind, der mit ihnen zu thun hat, nie gegen einen Ueberfall gesichert. Wenn sie den Rückzug ihrer eigenen Armee decken, werden sie der aufdringenden feindlichen Reiterei durch ihre Gewandtheit, Thätigkeit und Kühnheit sehr gefährlich; verfolgen sie einen fliehenden Feind, so sind sie noch furchtbarer. In dem Feldzuge von 1806 bis 1807 zogen die Kosaken in großer Anzahl zu Felde, unter der Anführung ihres berühmten Hettmann oder Atamann Platow, der, selbst ein Kosake, sie auf ihre Weise zu gebrauchen wußte, und ihnen zu einem Ruhme verhalf, den sie in den früheren europäischen Kriegen noch nie erreicht hatten.

Es gab auch Tartaren in der russischen Armee, die, wie die Kosaken, eine Art von leichter Reiterei bildeten, diesen aber im Punkte der Disciplin und des Muthes weit nachstanden und nicht viel besser als eine Horde von herumstreifenden Wilden waren.

Es muß noch bemerkt werden, daß damals das russische Verpflegungswesen sehr schlecht bestellt war, und daß es besonders auch an Geld fehlte; der kaiserliche Schaz war erschöpft, und es kostete nicht n

nig Mühe, von England eine Subsidie von 80,000 Pf. zu erhalten. Die Folge davon war, daß die Russen in diesem Feldzuge, zum großen Schaden für die Operationen, oftmals Mangel litten. — Wir kehren jezt zur Darstellung der Kriegsereignisse zurück.

Am 25sten November nahm die russische Armee unter Bennigsen eine eng koncentrirte Stellung hinter Pultusk; ihr linker Flügel, von dem Grafen Ostermann befehligt, lehnte sich an dieses Städtchen, das an der Narew liegt. Ein besonderes Korps hielt zur Deckung dieser Stellung die Brücke besezt. Der rechte Flügel unter Barklay de Tolly stand in einem Gehölze; General Saken befehligte das Centrum. Zwischen dem Gehölze und dem Städtchen Pultusk befand sich eine ziemlich große Ebene. Die Russen hatten eine starke Avantgarde vorgeschoben, die Ebene mit Reiterei besezt und in ihrem Rücken eine tüchtige Reserve aufgestellt. Am 26sten griffen die Korps von Lannes und Davoust und die kaiserliche Garde die russische Stellung an. Nach einigen erfolglosen Versuchen gegen das Centrum verstärkten die Franzosen ihren linken Flügel, um durch Umgehung des russischen rechten Flügels die Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Dieses Manöver blieb auch nicht ohne Wirkung. Durch das anhaltende und überlegene Feuer der Franzosen wurde Barklay de Tolly genöthigt, sich aus dem Walde auf seine Reserve zurückzuziehen, was er zwar mit Ordnung that, wo=

bei er jedoch einige Kanonen verlor. Aber troz Kaminskoy's Befehl war Bennigsen entschlossen, erst das volle Erglühen der Schlacht abzuwarten und dann von dem unerschütterlichen Muthe seiner Truppen Vortheil zu ziehen. Indem er Barklay de Tolly anwies, seinen Rückzug fortzusetzen und solchergestalt seinen rechten Flügel zurücknahm, verlockte er die Franzosen, die schon den Sieg in Händen zu haben glaubten, ihre Vortheile zu verfolgen, bis sie nach dem Verschwinden der russischen Reiterei, die das Manöver gedeckt hatte, sich dem Feuer von mehr als 120 Kanonen ausgesezt hatten, die, auf der russischen Fronte vertheilt, die vorrückenden französischen Kolonnen mit vieler Wirkung beschoßen. Die russische Linie rückte nun auch ihrerseits vor und gewann, den Feind vor sich hertreibend, das Terrain wieder, das sie verloren hatte. Die eintretende Nacht machte dem eben so blutigen als hartnäckigen Gefechte ein Ende. Die Franzosen verloren gegen 8000 Mann an Todten und Verwundeten; unter den leztern befand sich General Lannes mit noch fünf andern Generalen. Der Verlust der Russen belief sich auf 5000 Mann. Die Franzosen zogen sich, nachdem es finster geworden, mit solcher Eile zurück, daß die Kosaken am andern Tage in der Gegend von Pultusk keinen Nachtrab mehr finden konnten.

Das Gefecht von Pultusk erhob sowohl den Ru[f] Bennigsen's, als den Muth der russischen Armee

hatte aber außer dieser moralischen Wirkung keine weitere Folge. Wäre die Division Buxhöwden oder Anrep, von welchen der erste nur acht Meilen entfernt war, während des Gefechts auf dem Schlachtfelde eingetroffen, so würde sich der Vortheil zu einem Siege haben steigern lassen, der einen großen Einfluß auf den Ausgang des ganzen Feldzugs gehabt haben würde. Aber diese Korps wurden entweder durch die Befehle Kaminskoy's oder durch irgend ein Mißverständniß abgehalten, die Anstrengungen von Bennigsen zu unterstützen. Ungeachtet der errungenen Vortheile sah er sich doch genöthigt, die Stellung von Pultusk aufzugeben, wo er Gefahr lief, umzingelt zu werden. Er ging daher nach Ostrolenka zurück, wo Fürst Gallitzin zu ihm stieß, der am Schlachttage von Pultusk bei Golymin wie Bennigsen den Feind zurückgetrieben, und wie dieser sich zurückgezogen hatte, um sich mit der großen Armee zu vereinigen. Die Gefechte von Pultusk und Golymin machten, wie es sich bald zeigte, einen gewaltigen Eindruck auf die Franzosen, denn statt ihre Operationen zu betreiben, bezogen sie Winterquartiere; Napoleon zog seine Garde bis nach Warschau zurück; die übrigen Truppen wurden in die weiter ostwärts gelegenen Städte verlegt, und es fand durchaus kein Versuch mehr Statt, die Prophezeihung der Bulletins, das Schicksal der russischen Armee betreffend, wahr zu machen.

Da sich bei Kaminskoy immer deutlichere Spuren von Wahnsinn zeigten, so ward ihm das Kommando über die Armee abgenommen und unter dem allgemeinen Beifall der Soldaten dem General Bennigsen übertragen, der zwar nicht dasselbe militärische Talent wie Suwarow hatte, aber doch zur Führung einer russischen Armee ganz geeignet schien. Er war thätig, ausdauernd, unternehmend, und zeigte keineswegs jenes unglückselige Schwanken, das so oft Offiziere anderer Nationen im Kampfe mit französischen Generalen, und besonders mit Buonaparte, wie ein Schlagfluß zu befallen schien, und ihre Thatkraft gerade in dem Augenblick, wo es zur Schlacht kommen sollte, lähmte. Als sich dagegen Bennigsen an der Spitze von 90,000 Mann sah, wollte er die Bewegungen Napoleon's nicht erst abwarten, sondern er beschloß vielmehr, denselben zuvorzukommen; denn in dem Umstande, daß Buonaparte seine Operationen eingestellt und seine Armee in Winterquartiere verlegt hatte, erkannte er sehr richtig ein den Russen gegebenes Zeichen, von Neuem in's Feld zu rücken.

Auch durch die Lage des Königs von Preußen mußte er in diesem Entschlusse bestärkt werden. Dieser unglückliche Monarch — denn gewiß verdiente Friedrich Wilhelm damals diesen Namen — war in Königsberg wie eingeschlossen, nur durch ein kleines Heer von einigen tausend Mann beschüzt und von den heranrückenden Korps von Ney und Bernadotte

bedroht, so daß selbst des Königs persönliche Sicherheit gefährdet schien. Graudenz, der Schlüssel der Weichsel, hielt sich zwar immer noch, aber die preussische Garnison litt den größten Mangel und die Stunde der Uebergabe schien nahe. Die Nothwendigkeit, eine so wichtige Festung zu entsetzen und zugleich Königsberg zu decken, verstärkten das Gewicht der Motive, durch welche Bennigsen bestimmt wurde, die Offensive wieder zu ergreifen. Es kam bei Mohrungen zu einem ernsthaften und hitzigen Gefechte, in welchem die Franzosen bedeutenden Verlust erlitten. Die Kosaken ergoßen sich über das ganze Land und machten viele Gefangene, und der Plan des russischen Generals gelang so gut, daß es dem treuen L'Estocq möglich ward, Verstärkungen und Mundvorrath nach Graudenz zu schaffen.

Durch diese kecken Operationen zu einem Winterfeldzuge gezwungen, zog Napoleon seine Truppen aus ihren Quartieren, um dieselben bei Willenberg im Rücken der Russen (die damals bei Mohrungen standen) zwischen ihnen und ihrem eigenen Vaterlande zu koncentriren. Sein Plan war, die Feinde westwärts nach der Weichsel zu treiben, wie er früher die Preußen genöthigt hatte, bei Jena, den Rhein im Rücken habend, zu fechten. Bernadotte hatte den Auftrag, Bennigsen in seiner gegenwärtigen Stellung zu beschäftigen und festzuhalten, oder ihn wo möglich zu einem Vormarsche nach Thorn zu verleiten

und dadurch die Hauptoperation des Kaisers zu begünstigen.

Aus einer aufgefangenen Depesche ersah der russische General die Absichten Napoleon's, und änderte also deßwegen seinen Plan, gegen Ney und Bernadotte vorzurücken. In einem, zu allen Zeiten schwer zu bereisenden und nun mit Schnee bedeckten Lande fanden jezt Märsche und Gegenmärsche Statt. Durch ihre Kriegserfahrung und Gewandtheit verschafften sich die Franzosen manche Vortheile, die aber durch den Verlust, den Platow und seine Kosaken ihnen täglich zufügten, gar sehr wieder aufgewogen wurden. Zogen sich die Franzosen zurück, so waren die scytischen Lanzen sogleich hinter ihnen her; zogen sich aber dagegen die Russen zurück, und wollten die Franzosen dieselben mit ihrer gewohnten Keckheit verfolgen, so wurden sie nicht selten dafür bestraft. Die Lanzenmänner vom Don und von der Wolga bewährten ein solches Talent zu Kriegslisten und eine so instinktartige Fertigkeit, sich in's Versteck zu legen und plözlich zum Angriff vorzubrechen, daß die französischen leichten Truppen mit einer Vorsicht zu Werke gehen mußten, die ihrer gewohnten Kühnheit etwas ganz Fremdes war.

Bennigsen sah ein, daß es dem russischen Interesse gemäß sey, den Krieg solchergestalt in die Länge zu ziehen. Er war seinen Hülfsquellen nahe, die französische Armee dagegen von den ihrigen ent-

fernt — er konnte weit eher einen Verlust verschmerzen als der Feind. Die russische Armee war dagegen jedes Aufschubs müde, und verlangte mit lautem Geschrei eine Schlacht; denn sie hatte mit so vielen Mühsalen zu kämpfen, daß sie begreiflicherweise wünschen mußte, den Krieg zu einer Krise gebracht zu sehen. Wir haben schon von der mangelhaften Einrichtung des russischen Verpflegungswesens gesprochen, die niemals stärker gefühlt worden ist, als in diesen Feldzügen, wo der Anführer aus Mangel an Lebensmitteln mehr als einmal in den Fall kam, das Schicksal des Krieges in einer Schlacht auf's Spiel setzen zu müssen, die er nach den Regeln der Klugheit hätte vermeiden sollen. Unter diesen nördlichen Breitegraden und im Monat Februar blieb den Truppen nichts übrig, als herumzustreifen und die Vorräthe aufzusuchen, welche die Bauern vergraben hatten. Dieses Geschäft und ihre militärischen Obliegenheiten ließen ihnen kaum die Zeit, sich niederzulegen; und kamen sie endlich dazu, so hatten sie kein anderes Lager, als den Schnee, kein anderes Obdach als den Himmel, und keine andere Decke als ihre zerlumpten Kleider *). Kurz, das Elend der Armee war so groß, daß Bennigsen gegen seine eigene Ueberzeugung dadurch vermocht wurde, auf je-

*) Sir Robert Wilson's Skizze der Feldzüge von Polen im Jahre 1806 — 7.

den Fall eine Schlacht zu liefern, und zu diesem Zweck seine Truppen bei Preußisch-Eylau, als auf dem Punkte zu koncentriren, auf dem er Napoleon erwarten wollte.

Als der russische Nachtrab auf dem Marsche nach jenem Wahlplatze durch Landsberg zog, mußte er ein sehr ernsthaftes Gefecht gegen die Franzosen bestehen und hatte seine Rettung einzig der Tapferkeit des Fürsten Bagration zu verdanken, durch welche der Fehler, den die Russen dadurch begingen, daß sie bei dem Marsche durch die engen Gassen einer kleinen Stadt gegen den kühn aufdringenden Feind sich nicht recht zu benehmen wußten, wieder gut gemacht wurde. Die Russen verloren gegen 3000 Mann. Am 7ten Februar erfocht eben dieser tapfere Fürst mit dem russischen Nachtrab so große Vortheile über den französischen Vortrab, daß der Verlust bei Landsberg dadurch beinahe wieder aufgewogen und der ganzen Armee die Zeit verschafft wurde, durch Preußisch-Eylau zu marschiren und hinter dieser Stadt eine Stellung zu nehmen. Man hatte zuerst diese Stadt selbst behaupten wollen, und ein besonderes Truppenkorps dazu bestimmt; allein in der Verwirrung, die auf dem Marsche einer großen Armee nicht selten eintritt, war jener Befehl nicht recht verstanden worden und die zur Besetzung von Eylau bestimmte Division war nach dem Durchmarsche des Nachtrabs gleichfalls abgezogen.

Eine russische Division erhielt jezt den Auftrag, Preußisch-Eylau schleunigst wieder zu besetzen. Sie fand die Franzosen bereits im Besitze, und obgleich sie dieselben wieder vertrieb, so wurde sie von einer andern französischen Division, welcher Buonaparte die Plünderung der Stadt versprochen hatte, wieder hinausgeworfen. Hierauf mußte eine dritte russische Division vorrücken, denn Bennigsen wollte den Kampf um die Stadt bis zur Ankunft seines schweren Geschützes, das eine andere Straße eingeschlagen hatte, verlängern. Als es aber einmal da war, hätte er den Kampf um den Besiz von Preußisch-Eylau gerne wieder eingestellt; allein die russischen Kolonnen ließen sich nicht mehr zurückhalten; sie drangen stürmend in die Stadt, überfielen die Franzosen, die mit Plündern beschäftigt waren, und machten viele von ihnen nieder. Indessen war Preußisch-Eylau durchaus nicht zu einem Posten geeignet und durch nichts gedeckt, und die Franzosen, die sich unter dem Schuze von Hügeln und Anhöhen, die den Ort umgeben, nahten, konnten ihr Feuer auf die Straßen richten, wodurch die Russen einigen Verlust erlitten. General Barklay de Tolly wurde verwundet, und seine Truppen mußten abermals die Stadt räumen, die jezt von den Franzosen besezt wurde und in ihrer Gewalt blieb. Die Nacht sank herab und das Gefecht hörte auf, um den folgenden Tag mit dreifacher Wuth wieder zu beginnen.

Die Stellung der beiden Armeen ist leicht zu beschreiben. Die russische hielt einen unebenen Boden von etwa zwei Stunden in der Länge und einer Stunde in der Breite besezt; ihr linker Flügel war an das Dorf Serpallen gelehnt. Sie hatte die Stadt Preußisch-Eylau, die in einem Grunde liegt und von den Franzosen besezt war, vor ihrer Fronte. Zur Beobachtung dieses das russische Centrum bedrohenden Punktes war eine russische Division bestimmt, die auf Kosten des rechten Flügels noch bedeutend verstärkt wurde. Man hielt dieses für unverfänglich, weil man stündlich die Preußen unter L'Estocq auf diesem Punkte erwartete. Der linke Flügel der Franzosen hatte Eylau besezt; ihr Centrum und ihre Rechte standen den Russen gerade gegenüber, auf einer Kette von Anhöhen, die zum Theil die Stellung des Feindes erhöhten. Auch sie erwarteten Verstärkungen durch die Division Ney, die noch nicht eingetroffen war und die den äußersten linken Flügel bilden sollte.

Der Raum zwischen den beiderseitigen Armeen war eine offene und flache, mit einigen zugefrornen Teichen durchschnittene Ebene. Die Stellung beider Armeen war durch den bleichen Schimmer ihrer Wachtfeuer bezeichnet. Die Franzosen hatten den Vortheil der Zahl für sich. Nach den Angaben von Sir Robert Wilson waren sie 90,000, die Russen nur 60,000

Mann stark; dieses Verhältniß dürfte jedoch bedeutend überschäzt seyn.

Mit den ersten Strahlen des 8ten Februars nahm diese verhängnißvolle Schlacht ihren Anfang. Zwei starke französische Kolonnen rückten in der Absicht vor, den rechten Flügel der Russen zu umgehen und ihr Centrum zu gleicher Zeit zu durchbrechen. Sie wurden aber durch das gewaltige und anhaltende Feuer des russischen Geschützes in großer Unordnung zurückgetrieben. Ein Angriff auf den russischen linken Flügel gelang nicht besser. Die russische Infanterie stand wie eine Felsenmauer — sie warf den Feind zurück — die Reiterei kam zu ihrer Unterstützung heran, sezte dem geworfenen Feinde nach und nahm ihm einige Standarten und Adler ab. Um die Mittagszeit fiel der Schnee in dichten Flocken herab und wurde vom Sturmwinde den Russen gerade in's Gesicht geweht; der Rauch des brennenden Dorfes Serpallen, der sich über das Schlachtfeld legte, vermehrte noch das Dunkel.

Unter dem Schutze dieses Dunkels rückten sechs französische Kolonnen, mit Geschüz und Reiterei verstärkt, vor und kamen unangefochten der russischen Stellung ganz nahe. Bennigsen führte jezt an der Spitze seines Generalstabs seine Reserven selbst in's Feuer, die, mit dem ersten Treffen vereinigt, die Franzosen mit dem Bajonet angriffen. Ihre durchbrochenen Kolonnen mußten in ihre alte Stellung

zurückweichen, wo sie sich nur mit Mühe wieder sammelten. Ein französisches Kürassierregiment, das unterdessen in eine Lücke der russischen Armee eingedrungen war, wurde von den Kosaken angegriffen und fand in seiner Rüstung keinen Schuz gegen die Lanzen. Von dem ganzen Regiment blieben nur achtzehn Mann am Leben.

In demselben Augenblick, wo der Sieg sich für die Russen zu entscheiden schien, war er auf dem Punkte, denselben entrissen zu werden. Das Korps von Davoust, das seit dem Anfang der Schlacht in der Absicht manövrirt hatte, den linken Flügel der Russen zu umgehen und dieselben im Rücken zu fassen, erschien jezt auf dem Schlachtfelde mit einer so plözlichen Wirkung, daß das Dorf Serpellen genommen und der linke Flügel der Russen sammt einem Theil des Centrums in Unordnung gebracht, zum Rückzuge gezwungen und in die Nothwendigkeit versezt wurde, die Fronte zu verändern und mit dem rechten Flügel und dem in seiner ersten Stellung gebliebenen Theil des Centrums beinahe einen rechten Winkel zu bilden.

In diesem wahrhaft kritischen Augenblick und während die Franzosen im Rücken der Russen Boden gewannen, erschien der längst erwartete L'Estocq ebenfalls plözlich auf dem Wahlplatze; er ging sofort über den linken Flügel der Franzosen und den rechten Flügel der Russen hinaus und bildete drei Kolonnen

um die Schlacht im Centrum und im Rücken der Russen früher herzustellen. Unter der Leitung dieses biedern und tapfern Führers erfochten die Preußen auf diesem blutigen Felde ihren alten Kriegsruhm wieder. Sie feuerten niemals früher als bis sie nur noch einige Schritte vom Feinde entfernt waren, und drangen dann muthig und hurtig mit dem Bajonet auf ihn ein. So gewannen sie das von den Russen verlorne Terrain wieder und trieben die Truppen von Davoust und Bernadotte, die eben erst gesiegt hatten, wieder zurück.

Jezt erschien auch Ney auf dem Schlachtfelde und besezte Schloditten, ein Dorf auf der Straße von Königsberg. Da hiedurch die Verbindung der Russen mit der Stadt in Gefahr kam, so hielt man es für nöthig, das Dorf mit stürmender Hand wieder zu nehmen — ein muthiger Entschluß, der auch glücklich ausgeführt wurde. Dies war die lezte Waffenthat an diesem blutigen Tage. Es war zehn Uhr in der Nacht und der Kampf hörte auf.

Nicht weniger als fünfzigtausend Mann fielen in der schrecklichen Schlacht, der am meisten bestrittenen und am wenigsten gelungenen, die Buonaparte je geschlagen. Er zog sich in der Nacht wieder auf die Höhen zurück, von denen er des Morgens vorgerückt war, ohne auch nur einen Punkt, der das Ziel seines Strebens gewesen, gewonnen zu haben, und mit einem Verluste, der den des Feindes um Vieles über=

übertraf. Aber auch die Russen befanden sich in einem sehr traurigen Zustande. Auf dem Schlachtfelde selbst und ohne vom Pferde abzusteigen, hielten ihre Generale einen Kriegsrath. Der Wunsch, die Schlacht am folgenden Tage auf jede Gefahr hin zu erneuern, herrschte vor. Tolstoy erbot sich, gegen die französische Linie vorzurücken — L'Estocq empfahl dieselbe Maßregel. Sie verbürgten ihr Leben, daß, wenn Bennigsen vorrücke, Napoleon sich nothwendig zurückziehen müsse. Sie beriefen sich auf die große moralische Wirkung, die ein solches Eingeständniß der Schwäche von Seiten desjenigen, der immer nur zum Siege vorgerückt war, nicht nur auf die Armee, sondern auch auf Deutschland und ganz Europa machen würde. Aber Bennigsen war der Meinung, er könne es nicht darauf ankommen lassen, von Königsberg, wo sich der König von Preußen befand, abgeschnitten zu werden, und dürfe mit einer wenigstens um 20,000 Mann verminderten, mit Munition nur noch sparsam versehenen und von allen Lebensmitteln entblößten Armee nicht eine zweite Schlacht wagen. Die Russen zogen sich deßwegen noch in derselben Nacht nach Königsberg zurück. Nur die Division Ostermann blieb noch bis zum andern Morgen stehen, wo sie dann im Angesicht von Preußisch-Eylau, das noch von den Franzosen besezt war, über das Schlachtfeld zog, ohne von lezteren auch nur im geringsten gestört zu werden.

Die Russen wie die Franzosen wollten bei Preußisch-Eylau gesiegt haben, obschon sich die Schlacht weder für die einen noch für die andern entschieden hatte. Bennigsen konnte für sich anführen, daß er die Angriffe der Franzosen auf seiner ganzen Linie zurückgewiesen habe und daß die Franzosen ihren Zweck verfehlt hatten; auch konnte er die noch nie gesehene Beute von zwölf Adlern aufweisen. Ueberdies durchstreiften die Kosaken noch mehrere Tage nach der Schlacht das Land und brachten viele französische Gefangene nach Königsberg. Die Franzosen dagegen legten den Rückzug der Russen nach Königsberg als ein Eingeständniß ihrer Schwäche aus, und machten den Umstand geltend, daß sie im Besitze des Schlachtfeldes geblieben waren — einen Umstand, der gewöhnlich als ein Beweis des Sieges angesehen wird.

Daß aber Napoleon einen mehr als gewöhnlichen Unfall erlitten habe, ergab sich aus den zwei folgenden Umständen. Am 13ten Februar, vier Tage nach der Schlacht, ließ er dem König von Preußen einen weit günstigeren Waffenstillstand anbieten, als nach der Schlacht von Jena Friedrich Wilhelm hätte erwarten oder Buonaparte hätte gewähren können. Man gab sogar dem Könige zu verstehen, daß, im Falle er sich zu einem Separatfrieden entschlöße, der französische Kaiser ihm seine sämmtlichen Staaten wieder zurückzugeben nicht abgeneigt seyn würde. Aber Friedrich Wilhelm, der selbst in der größten Noth

seinem Verbündeten, dem Kaiser von Rußland, treu blieb, wollte nur von einem allgemeinen Frieden wissen; auch den vorgeschlagenen Waffenstillstand lehnte er bestimmt ab, und die Thatsache, daß Buonaparte einen solchen angeboten, galt als ein Geständniß seiner Schwäche.

Ein zweiter Beweis des großen Verlustes, den Napoleon in der Schlacht von Preußisch-Eylau erlitten, ist seine Unthätigkeit nach der Schlacht. Er blieb acht Tage stehen, ohne sich zu rühren; nur seine Reiterei machte hie und da einige Versuche, die aber größtentheils mißlangen. Erst am 19ten Februar brach er wieder auf, um an die Weichsel zurückzugehen, statt, wie er gedroht hatte, die Russen hinter den Pregel zurückzutreiben. Während des Rückzugs fanden mehrere Gefechte mit abwechselndem Glücke Statt, doch gelang es den Kosaken und den russischen leichten Truppen, viele Gefangene zu machen und sich durch Beute zu bereichern.

In seiner jezt wieder bezogenen Stellung an der Weichsel benahm sich Napoleon auf eine sehr behutsame Weise und wie ein Mann, der es fühlte, daß er noch ein schweres Stück Arbeit vor sich habe. Er schien einzusehen, daß es sehr gewagt sey, nach Polen vorzurücken, so lange Danzig noch im Besitze der Preußen sey, und daß er sich erst dieses Platzes versichern müsse, ehe er zu weitern Operationen schreiten könne. Die Belagerung von Danzig ward daher sofort be-

schlossen. General Kalkreuth vertheidigte diesen Plaz bis auf's Aeußerste. Nach vielen unglücklichen Versuchen, es zu entsetzen, mußte sich endlich Danzig, zu Ende des Mai 1807, zweiundfünfzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben, ergeben. Hätte es die Jahreszeit den Britten erlaubt, von Danzig aus im Rücken der französischen Armee eine Diversion zu unternehmen, so würde dieselbe zur Befreiung von Preußen und vielleicht von Europa Vieles haben leisten können.

Napoleon ließ es sich auch auf das Aeußerste angelegen seyn, den Verlust, den seine Armee in diesem schweren Feldzuge erlitten, wieder zu ersetzen. Er hob die Belagerung von Kolberg auf, zog den größten Theil seiner Truppen aus Schlesien, ordnete eine neue Aushebung in der Schweiz an, betrieb den Marsch der Truppen aus Italien und verlangte, um seine Mittel zu ergänzen, eine nochmalige Konskription vom Jahre 1808, die, wie es sich von selbst versteht, vom Senate bewilligt wurde. Als endlich zu Anfang des Sommers die Uebergabe von Danzig erfolgte, sah er sich dadurch in Stand gesezt, durch das bisherige, 25,000 Mann starke Belagerungskorps seine Hauptarmee zu verstärken und neue Offensivoperationen einzuleiten. Zu gleicher Zeit fand in Polen eine starke Aushebung Statt, und diese neuausgehobene Mannschaft wurde mit andern französischen Truppen zu bedeutenden Rekognoscirungen ver=

wendet, die mit abwechselndem Glücke, aber nie ohne blutige Köpfe geschahen. So viel wenigstens war für ganz Europa einleuchtend, daß, welches Ende auch dieser blutige Kampf nehmen möge, der französische Kaiser es mit einem Feldherrn und mit Truppen zu thun habe, gegen welche sich jene Alles überwältigenden und unwiderstehlichen Manövers nicht anwenden ließen, durch die sich seine Feldzüge in Italien und Deutschland bisher ausgezeichnet hatten. Die Bulletins verkündeten allerdings mit jedem Tage neue Vortheile; da jedoch das Vorrücken auf dem polnischen Gebiete keineswegs mit den angeblichen Siegen im Verhältniß stand, so lag es am Tage, daß Napoleon nicht blos Streiche zu führen, sondern auch abzuwehren, nicht blos Siege zu vollenden, sondern auch Verluste zu ersetzen hatte. Die russischen Generale entwarfen Plane mit Einsicht und führten sie mit Thätigkeit und Muth aus; sie schnitten einzelne Divisionen ab und störten häufig die Verbindungen zwischen den französischen Truppenkorps.

Die russische Armee hatte gleichfalls Verstärkungen erhalten, die jedoch nicht hinreichend waren und dieselbe höchstens wieder auf ihren ursprünglichen Bestand von 90,000 Mann brachten. Dies erscheint als eine unverzeihliche Nachläßigkeit von Seiten der russischen Regierung, wenn man die Leichtigkeit, mit der sich in Rußland so viel Truppen, als der Kaiser will, ausheben lassen, und die hohe Wichtigkeit des

Krieges, in welchen dieser Staat verwickelt war, in Erwägung zieht. Man will jedoch behaupten, daß der Geldmangel der russischen Verwaltung Schuld an dieser so wenig ergiebigen Aushebung war, und daß die Engländer, an die man sich wegen eines Anlehens von sechs Millionen und wegen eines Vorschusses von einer Million wendete, sich unwillfährig gezeigt und dadurch den Kaiser Alexander höchlich beleidigt hatten.

Napoleon, der doch um so vieles weiter von seinen Staaten entfernt war, hatte indessen durch Anstrengungen wie sie in der europäischen Geschichte noch nie vorgekommen waren, zwischen der Weichsel und dem Niemen mit Einschluß der Besatzung von Danzig, 280,000 Mann zusammengebracht. Bei einem solchen Mißverhältniß von Streitkräften fing jezt der Krieg von Neuem an.

Die Russen waren der angreifende Theil, indem sie gegen das Korps von Ney, das bei Gutstadt und in der Umgegend stand, einen kombinirten Versuch machten. Sie verfolgten dieses Korps bis nach Deppen, wo ein Gefecht vorfiel; aber am 8ten Juni rückte Napoleon in Person vor, um seinen Marschall aus der Klemme zu ziehen, und Bennigsen mußte nun seinerseits wieder zurückweichen, von der großen französischen Armee auf das lebhafteste gedrängt. Doch selbst in diesem Augenblicke der Gefahr wagte Platow mit seinen Kosaken einen Angriff oder, wie sie es nennen, ein Hurrah auf die Franzosen und zwar

mit so glücklichem Erfolge, daß nicht allein die Spizen des französischen Vortrabs, und die zu deren Unterstüzung vorgeschobenen Truppen auseinandergesprengt wurden, sondern daß selbst auch die französische Infanterie Vierecke bilden mußte, ja, daß die Person des Kaisers selbst in Gefahr kam, und die ganze französische Reiterei beschäftigt wurde. Die Artillerie wie die Infanterie richtete jezt ihr Feuer auf die Kosaken, aber mit wenigem Erfolg; denn kaum hatten sie ihre Absicht, die französische Vorhut zu werfen (und das war alles, was sie wollten) erreicht, als sie, gleich dem Nebel vor der Sonne, verschwanden und sich hinter die Bataillons zurückzogen, deren Aufmarsch sie gedeckt hatten.

Hiedurch waren die Kosaken der Division Bagration, deren Rückzug sie decken sollten, vorangeeilt und zuerst an die Brücke über die Aller gekommen. Durch die unermeßlichen Streitkräfte, die der Feind entwickelte, geschreckt, wollten sie jezt in Unordnung über die Brücke fliehen, wodurch die Truppen des Nachtrabs in die größte Gefahr gekommen wären. Der Muth und die Ergebenheit Platow's verhinderten jedoch ein solches Unglück. Er sprang vom Pferde, indem er ausrief: „Der Kosake, der schlecht und feig genug ist, seinen Hetmann im Stich zu lassen, mag es thun!“ — Und siehe da, die Kinder der Wildniß blieben bei ihrem Führer, der jezt den Rückzug Bagration's und des Nachtrabs decken konnte, und

dann den seinigen mit geringem Verluste zu bewerkstelligen wußte.

Die russische Armee sezte ihren Rückmarsch nach Hellsberg fort, wo sie Stellung nahm und den verzweifeltsten Widerstand leistete. Von der Uebermacht überwältigt und von der Ebene vertrieben, vertheidigten die Russen mit der größten Wuth die Anhöhen, die von den Franzosen mehr als einmal gestürmt wurden. Allein ihre Infanterie, ihre Reiterei und ihr Geschüz vermochten nur wenig gegen die eisernen Reihen der Russen. Die Schlacht war um Mitternacht noch unentschieden; und als der Morgen graute, war die Ebene zwischen der Stellung der Russen und der Franzosen mit den Körpern der Todten und der Verwundeten nicht allein besät, sondern im buchstäblichen Sinne bedeckt. Nach der Schlacht von Heilsberg zogen sich die Russen ungestört über die Aller zurück, durch die sie von der Armee Napoleon's geschieden worden, die zwar auch großen Verlust erlitten hatte, denselben aber wegen ihrer Ueberlegenheit eher als die Russen verschmerzen konnte. In der Lage, in welcher sich die Armee von Bennigsen befand, war es für sie zweckmäßig, den Krieg in die Länge zu ziehen, besonders da 30,000 Mann Verstärkung aus dem Innern des Reiches sich der Grenze näherten. Vermuthlich aus diesem Grunde blieb Bennigsen auf dem rechten Ufer der Aller stehen und

ließ nur einige Reiterei zur Beobachtung des Feindes auf dem andern Ufer zurück.

Am 13ten erreichte die russische Armee Friedland, eine bedeutende Stadt auf dem westlichen Ufer der Aller, über welche eine lange hölzerne Brücke führt. Napoleon faßte den Plan, den russischen Feldherrn über diese schmale Brücke auf das linke Ufer herüber zu locken und ihn dann mit aller Macht in einer Stellung anzugreifen, aus welcher der Rückzug durch die Stadt und über die Brücke beinahe unmöglich werden mußte. Zu diesem Ende zeigte er seinerseits nur gerade so viel Truppen, daß General Bennigsen glauben mußte, es stehe auf dem linken Ufer der Aller nur das einzige Korps von Oudinot, das er in der Schlacht von Heilsberg bereits sehr übel zugerichtet hatte und nun vollends aufzureiben hoffte. Zufolge dieser Täuschung ertheilte er einer russischen Division den Befehl, über die Brücke zu gehen, durch die Stadt zu ziehen und den Feind anzugreifen. Allein da die Franzosen es sorgfältig vermieden, einen Widerstand zu leisten, der ihre wahre Stärke hätte verrathen können, so ließ sich Bennigsen dadurch verleiten, der ersten Division eine zweite nachzuschicken. — Das Gefecht wurde ernsthafter, und der russische General brachte nachgerade seine ganze Armee, mit Ausnahme einer einzigen Division, über die hölzerne Brücke und drei Schiffbrücken auf das linke Ufer der Aller, wo er dieselbe der Stadt gegenüber entwickelte

um die geschwächte französische Division, mit der er es, wie er glaubte, allein zu thun hatte, gänzlich zu überwältigen.

Kaum aber hatte er den Schritt gewagt, den er nicht mehr zurück thun konnte, als die Maske abgeworfen wurde. Die französischen Plänkler drangen in großen Schwärmen vorwärts, dichte Infanteriekolonnen kamen zum Vorschein, ein zahlreiches Geschütz fuhr in Batterien auf, und alle Umstände stimmten mit der Aussage der Gefangenen überein, daß die große französische Armee dem herabgeschmolzenen Heere von Bennigsen gegenüber stehe. Die Stellung desselben auf einer mit Wald und andern Zufälligkeiten umgebenen Ebene war schwer zu vertheidigen und der Rückzug aus derselben zunächst durch die Stadt und über einen breiten Fluß gefährlich; an einen Vormarsch gegen einen so sehr überlegenen Feind ließ sich nicht denken. Bennigsen mußte aber vor Allem darauf bedacht seyn, seine Verbindung mit Wehlau, einer Stadt an der Pregel und seinem ursprünglichen Rückzugspunkte, zu erhalten, wo er sich mit den Preußen unter General L'Estocq zu vereinigen hoffte. Gelang es dem Feinde, sich der Brücke bei Allerberg, einige Meilen unterhalb Friedland, zu bemächtigen, so war dieser Plan nicht mehr ausführbar; dies bewog ihn, seine Streitkräfte bei Friedland zu schwächen und 6000 Mann zur Besetzung des genannten Punktes zu entsenden; mit dem Ueberreste seiner

Truppen beschloß er seine Stellung den Tag über zu behaupten.

Gegen zehn Uhr rückten die Franzosen zum Angriff vor. Das mit Wald bedeckte und durchschnittene Terrain, das sie besezt hielten, gestattete ihnen, ihre Angriffe nach Gefallen fortzusetzen oder abzubrechen, während die Russen in ihrer offenen Stellung sich ungesehen nicht im geringsten bewegen konnten. Doch fochten sie mit einer so hartnäckigen Tapferkeit, daß die Franzosen gegen Mittag des Streites müde zu werden und sich zurückzuziehen schienen. Dies geschah aber nur, um den Truppen, die im Feuer gewesen waren, einige Ruhe zu gönnen und neue Verstärkungen heranzuziehen. Die Kanonade dauerte bis gegen ½5 Uhr, worauf Napoleon in Person mit seiner ganzen Macht erschien, um einen jener verzweifelten und meistens unwiderstehlichen Streiche zu führen, durch die er ein noch zweifelhaftes Gefecht zu entscheiden pflegte. Gewaltige Kolonnen konnten in den Lücken des Waldes wahrgenommen werden, und von Friedland aus gesehen erschien die unglückliche russische Armee von einem breiten Ringe glänzenden Stahls umfaßt. Der Angriff auf der ganzen Linie geschah mit allen Truppenarten zumal; die Franzosen rückten unter Siegesgeschrei vor, während die Russen, durch den Verlust von wenigstens 12,000 Todten und Verwundeten geschwächt, das gefährlichste aller Wagestücke unternehmen, und sich im

Angesichte eines überlegenen aufdringenden Feindes durch zum Theil gesperrte Defileen zurückziehen mußten. Der Hauptangriff war gegen den linken Flügel der Russen gerichtet, der zulezt überwältigt wurde. Die Truppen, aus denen er bestand, flohen durch die Stadt in aufgelösten Haufen, unter dem Feuer der feindlichen Batterien den Brücken zu, und wären ganz aufgerieben worden, wenn nicht Alexanders tapfere Garde das Korps von Ney, das den französischen Vortrab bildete, mit dem Bajonet angegriffen, in Unordnung gebracht und so den Fliehenden Zeit verschafft hätte.

Indessen wurden die Brücken in Brand gesteckt, damit die Franzosen, die in die Stadt gedrungen waren, sich derselben nicht bedienen konnten. Der Rauch, der über den Kämpfenden schwebte, vermehrte noch die Schrecknisse und die Verwirrung dieses Auftritts; doch entkam noch ein bedeutender Theil der russischen Infanterie durch eine nahe vor der Stadt befindliche Furth, die im Augenblick der Niederlage entdeckt ward. Das Centrum und der rechte Flügel der Russen, die auf dem linken Ufer der Aller zurückblieben, bewerkstelligten ihren Rückzug auf einem Umwege, indem sie die Stadt Friedland mit ihren brennenden, für Freund und Feind nicht mehr länger brauchbaren Brücken rechts ließen und weiter unterhalb durch eine, auch in der höchsten Noth erst aufgefundene Furth das andere Ufer der Aller erreichten.

Diese Furth war tief und gefährlich — das Wasser stieg der Infanterie bis an die Brust und verdarb alle noch übrige Munition.

Und so waren die Russen nun wieder auf dem rechten Allerufer vereinigt und im Stande, ihren Marsch nach Wehlau fortzusetzen. Trotz ihrer Niederlage hatten sie doch ihr Geschütz, mit Ausnahme von siebenzehn Stücken, sammt ihrem Gepäcke gerettet. Durch ihren ungemein kräftigen Widerstand schienen sie in der That die Energie des Siegers gelähmt zu haben, der, nachdem er die russische Stellung genommen, nur wenig von jener Thätigkeit zeigte, die man an ihm in solchen Fällen gewöhnt war. Er schickte dem flüchtigen Feinde keine Truppen über die Aller nach, sondern ließ es geschehen, daß Bennigsen seine geschlagenen Truppen wieder sammelte. Auch entsandte er von Friedland aus keine Truppen an der Aller hinab, um das Centrum und den linken Flügel der Russen in die Flanke zu nehmen und sie vom Flusse abzuschneiden. Kurz, die Schlacht von Friedland war, nach dem Ausdrucke eines französischen Generals, eine gewonnene Schlacht, aber ein verlorner Sieg.

Doch hatte die Schlacht selbst noch immer die wichtigsten Folgen, obgleich die Franzosen ihren Sieg nicht erschöpfend benuzten. Königsberg, so lange das Asyl des Königs von Preußen, ward von seinen Truppen geräumt, da es am Tage lag, daß die Russen

den Krieg in Polen nicht länger führen konnten. Bennigsen zog sich nach Tilsit an die russische Grenze zurück. Das Hauptergebniß dieser Niederlage war aber moralischer Art und für die Franzosen weit bedeutender, als die größte Anzahl von Gefangenen und andern Trophäen. Der Kaiser Alexander wurde dadurch, was Napoleon so ehnlich wünschte, zum Frieden gestimmt. Der leztere konnte sich nicht verhehlen, daß er an Rußland einen weit hartnäckigeren Feind habe, als er je einen gefunden. Nach so vielen blutigen Schlachten hatte er kaum die Grenze eines unermeßlichen Reiches erreicht, dessen Hülfsquellen unerschöpflich waren; wie hätten die Franzosen, denen es so schwer geworden, eine bloße Hülfsarmee zu besiegen, es wagen können, sich in das moskowitische Reich zu vertiefen.

Mit einer so riesenhaften Unternehmung konnte sich der französische Kaiser in seiner Lage gar nicht befassen. Eine englische Flotte konnte mit jedem Tage in der Ostsee erscheinen. Gustav war in Schwedisch-Pommern an der Spitze einer beträchlichen Armee, die so eben den Entsaz von Stralsund bewirkt hatte. Ein Geist der Widersezlichkeit regte sich in Preußen, wo das entschlossene Benehmen Blücher's Bewunderer und Nachahmer fand und die Nation sich von der Bestürzung wieder zu erholen schien, in die sie durch die Niederlage von Jena versezt worden war. Der berühmte Schill, ein unternehmender und tüchtiger

Parteigänger, hatte manche Vortheile errungen, und es war gar nicht unwahrscheinlich, daß er in einem unter den Waffen aufgewachsenen Volke es dahin bringen könnte, eine bedeutende Streitmacht unter seinen Befehlen zu vereinigen. Hessen, Hannover, Braunschweig und andere deutsche Provinzen, ihrer angestammten Fürsten beraubt und von dem Sieger hart bedrückt, waren zu einem Aufstande reif. Alle diese Gefahren waren von keiner Bedeutung, so lange die große Armee in mäßiger Entfernung stand; wenn sie aber nach Rußland vorrückte, und besonders, wenn sie dort einen Unfall erlitt, so konnten die Funken, die in ihrem Rücken glimmten, zu einer schrecklichen Flamme auflodern.

Durch diese Betrachtungen bewogen, hatte Napoleon die Thüre zu einer Versöhnung mit Alexander weit offen gelassen, indem er sich aller jener bittern Bemerkungen über ihn enthielt, die er sich gegen alle, die ihm in den Weg traten, in vollem Maße erlaubte, und indem er ferner auf verschiedene Weise mehr als einmal zu verstehen gab, daß ein Friede, durch welchen die Welt zwischen Rußland und Frankreich getheilt würde, von dem Ermessen des Kaisers Alexander, sobald er nur wolle, abhänge.

Es fügte sich jezt, daß der russische Kaiser einem Frieden mit Frankreich nicht abgeneigt war. Er war schon seit einiger Zeit unzufrieden mit seinen Alliirten. Gegen Friedrich Wilhelm ließ sich freilich nichts

einwenden, als sein Unglück; allein was entfremdet uns wohl früher unsern Freunden, als eine Reihe von Mißgeschicken, wodurch wir ihnen unnüz und zur Last werden? Der König von Schweden war auf jeden Fall nur ein schwacher Alliirter, aber er hatte sich bei seinen Unterthanen so unbeliebt gemacht, daß seine Entthronung vorauszusehen war; auch mochte man sich erinnern, daß die schwedische Provinz Finnland für Rußland sehr bequem liege und durch einen Traktat mit Buonaparte wohl leicht erworben werden könne.

Rußlands mächtigster Alliirter war Großbritannien. Allein der Czaar war, wie bereits bemerkt worden, über die Kargheit des englischen Kabinets sehr unzufrieden, da es ihm Anlehen und Subsidien verweigert hatte, die es in andern weniger bedeutenden Fällen doch nicht zu sparen pflegte. Eine Subsidie von ungefähr 80,000 Pf. war alles, was er von ihm erhalten konnte. Zwar hatte England eine Armee nach dem Norden geschickt, die, mit den Schweden vereinigt, Stralsund belagerte; allein diese Operation war viel zu excentrisch, als daß sie einen Einfluß auf den polnischen Feldzug hätte haben können. Auch nahm sich Alexander die große Noth seiner Unterthanen sehr zu Herzen. Seine Armee war für ihn, wie das bei den meisten jungen Herrschern der Fall ist, ein Lieblingsgegenstand gewesen; und er that sich mit Recht Vieles zu gut auf seine trefflichen

Garderegimenter, die in den heißen Schlachten, deren wir erwähnt haben, so viel gelitten hatten, daß sie der Zahl und dem Aussehen nach kaum mehr ihrem Schatten glichen. Es that überdies seinem Ruhme keinen Eintrag, wenn er einen Kampf aufgab, in welchem er nur als Beistand aufgetreten war, und man wird ihm ohne Zweifel zu verstehen gegeben haben, daß er seinem Alliirten, dem Könige von Preußen, weit mehr durch Unterhandlungen, als durch einen längern Krieg nützen könne. Auch werden der Name Napoleon's und der außerordentliche Glanz seiner Talente und seiner Thaten auf die jugendliche Einbildungskraft des russischen Kaisers ihre Wirkung nicht verfehlt haben. So hoch er auch stand, so mußte es doch seinem Stolze schmeicheln, von demjenigen, der so viele Fürsten besiegt hatte, auf gleichem Fuße behandelt zu werden; und dann mag er die Natur des Ehrgeizes nicht genugsam gekannt haben, um zu wissen, daß derselbe sich in den Gedanken einer getheilten Weltherrschaft nicht finden könne.

Den ersten Wink, daß Alexander einen Waffenstillstand wünsche, gab Bennigsen am 21sten Juni; am 23sten war die Sache schon im Reinen. Bald darauf kam nicht nur mit Preußen und Rußland ein Friede, der die Möglichkeit fernerer Mißverständnisse auszuschließen schien, sondern auch ein inniges Verhältniß zwischen Napoleon und dem einzigen europäischen

Herrscher zu Stande, der mächtig genug war, auf gleichem Fuße mit ihm zu unterhandeln.

Diese hochwichtige Unterhandlung fand nicht in der gewöhnlichen diplomatischen Form Statt, sondern sie wurde, unter Beseitigung aller untergeordneten Agenten, wie Napoleon oft gewünscht hatte, von den hohen kontrahirenden Theilen selbst geführt.

Gleich nach Abschließung des Waffenstillstandes wurde Alles zu einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Kaiser veranstaltet. Sie erfolgte auf einem großen Floße, der mitten im Niemen befestigt war und ein ungeheures Zelt trug. Am 25sten Juni 1807 um halb zehn Uhr schifften sich die beiden Kaiser in Gegenwart vieler tausend Zuschauer zu gleicher Zeit an den entgegengesezten Ufern des Flusses ein. Buonaparte war von Murat, Berthier, Bessieres, Duroc und Caulaincourt, Alexander von seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, den Generalen Bennigsen und Ouwarow und dem Grafen von Lieven, einem seiner Adjutanten, begleitet. Bei dem Floße angekommen, stiegen beide aus, umarmten sich unter dem Zuruf beider Armeen, traten dann in das zu ihrem Empfange bereitete Gezelt, wo sie eine zweistündige Konferenz hielten. Dann wurden die Offiziere, die während der Unterredung in der Ferne gestanden hatten, gegenseitig vorgestellt und das vollkommenste Einverständniß schien zwischen den Monarchen zu herrschen, die über einen so großen Theil

der Welt zu gebieten hatten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Napoleon bei dieser hochwichtigen Gelegenheit den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit werde entwickelt haben, durch den ein so ausgezeichneter Mann wie er, wenn er wollte, so viel wirken konnte *). Auch besaß er im höchsten Grade jene Beredtsamkeit, die dem schlechteren Grunde den Anschein des besseren zu geben weiß, und die, indem sie die aus den Grundsätzen der Moralität und Rechtschaffenheit gezogenen Maximen in's Lächerliche zieht und als eine Idiosynkrasie darstellt, ihre Logik auf die jeweiligen Umstände gründet. So kann jede Einsprache der Wahrhaftigkeit und Ehre durch Berufung auf die Konvenienz einigermaßen widerlegt und das wirkliche oder scheinbare Interesse desjenigen, den man gewinnen will, mit dem Gebote moralischer Pflicht und fürstlicher Tugend in Widerspruch gesezt werden. Auf diese Weise konnte Napoleon den Kaiser Alexander gewissermaßen überzeugen, daß er zum Besten

*) Der Eindruck, den Napoleon's Gegenwart und Unterhaltung, bei der Meinung, die man von seinen Talenten hatte, auf alle diejenigen machte, die ihm nahten, war ganz außerordentlich. Der Kapitain eines englischen Kriegsschiffes, der gegenwärtig war, als er die Insel Elba in Besiz nahm, störte bei dieser Gelegenheit die Feierlichkeit und den Ernst eines Levees, dem mehrere englische Geschäftsmänner anwohnten, indem er in seiner Weise ausrief: „Dieser Boney ist denn doch ein ganz guter Kerl!“

seines Reiches von den Maximen der Treue und Gerechtigkeit in etwas abweichen und sich zur Erlangung eines großen Nationalvortheils einiges Unrecht erlauben dürfe.

Die Stadt Tilsit ward nun als neutral erklärt. Feste jeglicher Art folgten rasch auf einander, und die französischen und russischen, ja sogar die preußischen Offiziere schienen sich sowohl in ihrer gegenseitigen Gesellschaft zu gefallen, daß man kaum hätte glauben sollen, daß so höfliche und liebenswürdige Männer sich Monate lang im Schnee und Koth gerauft hatten. Die beiden Kaiser waren beständig beisammen und glichen zwei jungen Männern vom Stande, die sich nicht nur mit einander ergözten, sondern gelegenheitlich auch ernste Geschäfte treiben. Man wußte recht wohl, daß in ihren vertraulichen Zusammenkünften nicht blos fröhliche Dinge, sondern zuweilen wohl auch politische Gegenstände verhandelt wurden.

An den größeren kaiserlichen Festen nahmen auch Gäste Theil, die wohl schwerlich Geschmack daran finden mochten. Der unglückliche König von Preußen kam am 28sten nach Tilsit und wurde seinem furchtbaren Gegner vorgestellt. Napoleon behandelte ihn nicht auf demselben Fuße wie den Kaiser Alexander, und gab bald genug zu verstehen, daß er aus Gefälligkeit gegen seinen Bruder im Norden seine Hand von den preußischen Besitzungen ablassen würde.

Dem König war, außer dem Gebiete von Memel und den Festungen von Kolberg und Graudenz, von seinen Staaten nichts mehr geblieben. Es zeigte sich bald, daß Preußen alles, was es seit 1773 unter dem großen Friedrich gewonnen, verlieren und von einer Macht des ersten Ranges zu einer des zweiten herabsinken würde.

Die schöne und unglückliche Königin, die in ihrer Hochherzigkeit den Krieg betrieben hatte, suchte so viel es durch weibliche Bitten geschehen konnte, die Opfer, die dem Frieden gebracht werden sollten, zu vermindern. Vor kurzem noch, nämlich am 1sten April, hatten sich Alexander und Friedrich Wilhelm in Königsberg lange geherzt und im Gefühle des Unterschieds zwischen dieser Zusammenkunft und derjenigen in Berlin vor dem Ausbruche des Krieges Thränen vergossen, der erste aus Mitleid, der andere aus Gram. Bei eben dieser Gelegenheit hatte die Königin, als sie den Kaiser begrüßte, in Thränen zerfließend, nur die einzigen Worte äußern können: „Lieber Vetter!" und dadurch zugleich die Tiefe ihres Kummers und ihr herzliches Vertrauen auf die Großmuth ihres Alliirten bezeigt. Diese Scene war traurig, aber die zu Tilsit war es doch noch weit mehr, denn sie war zugleich demüthigend. Die Königin, die einige Tage nach ihrem Gemahle in Tilsit ankam, hatte jezt nicht nur die Gegenwart Napoleon's zu ertragen, in dessen Bulletins sie verunglimpft worden,

und der der Urheber des Unglücks ihres Vaterlandes war, — sie mußte auch noch, wollte sie anders dieses Unglück auch nur einigermaßen mildern, ihn zum Mitleid bewegen und seine Gunst zu gewinnen suchen.

„Verzeihen Sie uns," sagte sie, „diesen unglückseligen Krieg — das Andenken des großen Friedrichs hat uns berückt — wir hielten uns für Seinesgleichen, weil wir seine Nachkommen sind — ach, wir haben uns nicht als solche bewährt!" Aus Liebe zu ihrem Vaterlande, die in ihrer Lage ein schmerzliches Gefühl seyn mußte, versuchte sie bei Napoleon jene Künste der Einschmeichelung, durch welche hochgeborne, durch Schönheit, Geist und Anmuth ausgezeichnete Frauen oft Vieles vermögen. Um ihr den Hof zu machen, bot ihr Napoleon einmal eine Rose von ungewöhnlicher Schönheit an. Die Königin schien zuerst diese Gabe ablehnen zu wollen, nahm sie aber dennoch mit den einer Bedingung gleichkommenden Worten an: „Wenigstens mit Magdeburg!" Buonaparte war aber, wie er sich gegen Josephine rühmte, solchen weiblichen Kunstgriffen eben so undurchdringlich, als das Wachstuch dem Wasser. „Belieben Ew. Majestät zu bedenken," sagte er, „daß — ich es bin, der anbietet, und daß Ew. Majestät nur anzunehmen haben."

Es war unziemlich, die unglückliche Fürstin daran zu erinnern, daß sie ganz und gar der Willkühr des Siegers preis gegeben sey, und unritterlich, einer

Dame, die eine Höflichkeit annahm, das Recht streitig zu machen, damit eine Verbindlichkeit aufzuerlegen und an die Annahme Bedingungen zu knüpfen. Dagegen ist es aber, wie Napoleon selbst bemerkt hat, auch wieder wahr, daß ihm die Galanterie theuer zu stehen gekommen wäre, wenn er Städte und Provinzen gegen Höflichkeiten hätte austauschen wollen. Man hat keinen Grund, zu glauben, daß es der Königin von Preußen gelungen sey, die ihrem Gemahl vorgeschriebenen Bedingungen auch nur im geringsten zu mildern; so viel ist dagegen gewiß, daß ihr Schmerz über das Unglück ihres Vaterlandes sie vor der Zeit in's Grab gebracht hat. Der Tod dieser interessanten und schönen Königin war ein harter Schlag, nicht nur für den König und sein Haus, sondern auch für die ganze Nation. Leztere trug denselben in das Verzeichniß der Unbilden ein, für die sie von Frankreich und Napoleon strenge Rechenschaft zu fordern hatte.

Die durch den Traktat von Tilsit dem preußischen Staate auferlegten Bedingungen waren kürzlich diese:

Der Theil von Polen, den Preußen im Jahre 1772 erworben, sollte von dem preußischen Staatsgebiete abgelöst werden, einen abgesonderten Staat, das Großherzogthum Warschau genannt, bilden und den König von Sachsen zum Großherzog erhalten. Lezterer sollte mit seinem neuen Gebiete mittelst ei=

ner durch Schlesien ziehenden Militärstraße in Verbindung kommen, was zwischen den Höfen von Berlin und Warschau unaufhörliche Händel herbeiführen mußte. Ein solches Ende nahmen die Hoffnungen der Polen, wieder eine unabhängige Nation zu werden. Sie tauschten blos einen deutschen Herrn gegen einen andern — die preußische Herrschaft gegen die sächsische — Friedrich Wilhelm gegen August aus, mit dem einzigen Unterschiede, daß der leztere von den alten Königen von Polen abstammte. Doch kamen sie unter ein leichteres und milderes Joch, als dasjenige war, das sie bisher getragen; auch schien der König von Sachsen (denn so hieß er jezt) durch die Erwerbung des Großherzogthums Warschau an Ansehen und Bedeutung durchaus nichts gewonnen zu haben. Das Großherzogthum hatte wahrscheinlich seine Entstehung einem Vergleiche zwischen den beiden Kaisern zu verdanken, wodurch Napoleon durch die Wiederherstellung Polens, die er nicht ohne einen weitern Krieg mit Rußland, und vielleicht gar mit Oesterreich, hätte durchsetzen können, verzichtete, Alexander dagegen seine Einwilligung dazu gab, daß Preußen seine polnischen Besitzungen an Sachsen abtrat, von dem er für sein Reich nichts zu besorgen hatte.

Auch war die Verfassung, die das Großherzogthum erhielt, so beschaffen, daß sie in den zu Rußland und Oesterreich gehörigen polnischen Provinzen

nicht wohl Unruhen erregen konnte. Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft und die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze anerkannt. Der Großherzog hatte die vollziehende Gewalt. Ein Senat oder Oberhaus aus achtzehn Mitgliedern, und ein Unterhaus aus hundert Landboten oder Abgeordneten bestehend, übten die gesezgebende Gewalt, indem sie die von dem Großherzog gemachten Anträge entweder annahmen oder verwarfen. Dagegen blieben die Reichstage, das Pospolitenwesen und das Liberum Veto sammt allen übrigen anarchischen Vorrechten der polnischen Edelleute, wie früher unter der preußischen Regierung abgeschafft.

Buonaparte rühmte sich, die preußischen Staaten nicht dem Hause Brandenburg, sondern dem Kaiser Alexander zurückgestellt zu haben; er sagte, daß, wenn Friedrich Wilhelm noch regiere, er es einzig der Freundschaft Alexanders zu verdanken habe. Er fügte hinzu, „daß er das Wort Freundschaft in dem Wörterbuche der Souveraine in Beziehung auf Staatsangelegenheiten selbst nicht zu finden wisse.“ Alexander war aber nicht ganz so uneigennützig, als Buonaparte auf eine schalkhafte Weise andeuten zu wollen schien. Die Provinz Bialistock, die wesentlich zur Verstärkung der russischen Grenze diente, ward nicht zu dem Großherzogthum Warschau, sondern auf Kosten Preusens zu dem russischen Gebiete geschlagen, so daß der Czaar durch das Unglück seiner Alliirten

gewissermaßen gewann. Zur Entschuldigung dieses Betragens mag erstens der Umstand dienen, daß der Kaiser sich sehr versucht fühlen mußte, sein Reich bis an die Weichsel, die eine starke Naturgrenze bildet, auszudehnen; zweitens, in der Betrachtung, daß, im Falle er aus Zartgefühl diese Gebietsvergrößerung abgelehnt hätte, Sachsen und nicht Preußen durch seine Selbstverläugnung gewonnen haben würde, indem alsdann Bialistock zu dem Großherzogthum Warschau getheilt worden wäre. Rußland trat dagegen zu einiger Ausgleichung die Herrschaft Jever an Holland ab.

Durch den Traktat von Tilsit wurde auch Danzig mit einem verhältnißmäßigen Gebiete als eine freie Stadt anerkannt und unter den Schuz von Preußen und Sachsen gestellt. Die weitere Bestimmung, nach welcher Frankreich diese Stadt bis zum Abschlusse des Seefriedens besezt halten sollte, war offenbar darauf berechnet, dem Kaiser Napoleon im Falle eines neuen Bruchs mit Rußland einen tüchtigen Waffenplaz zu verschaffen.

Es verstand sich ferner von selbst, daß Kaiser Alexander und der König von Preußen alle von Napoleon in Europa bewirkten Veränderungen bestätigen, die von ihm errichteten Throne, so wie die von ihm gestifteten Bündnisse anerkennen mußten. Dagegen verstand sich Buonaparte aus Achtung für den Kaiser dazu, die Herzoge von Sachsen=Koburg, Oldenburg

und Mecklenburg-Schwerin, als Verwandte von Alexander, in dem Besitze ihrer Länder zu belassen; doch sollten die Seehäfen der beiden leztgenannten Länder bis zum Frieden mit England von den Franzosen besezt bleiben.

Während diese wichtigen Unterhandlungen betrieben wurden, fand in dem Staatsrathe der brittischen Nation eine gänzliche Veränderung Statt; das nach Fox und Grenville genannte Ministerium wurde aufgelöst und durch ein anderes unter den Auspizien des Herzogs von Portland ersezt, das aus den Lords Liverpool und Castlereagh, Hrn. Canning und andern Staatsmännern bestand, die sich zu den Grundsätzen von William Pitt bekannten. Es lag diesem neuen Kabinet gar sehr daran, den Czaar zu einer Allianz mit England zurückzuführen und die Geringschätzung, mit der ihn das vorige Ministerium behandelt hatte, wieder gut zu machen. Zu diesem Ende ward Lord Leveson Gower (jezt Lord Viscount Granville) mit gehörigen Vollmachten abgefertigt, solche Anerbietungen zu machen, durch welche das freundschaftliche Verhältniß zwischen Großbritannien und Rußland wieder hergestellt werden könnte. Aber der Kaiser Alexander hatte wenigstens für jezt seine Partei ergriffen; entschlossen, den ihm von Buonaparte, seinem neuen Allirten, empfohlenen Weg zu verfolgen, vermied er es, dem brittischen Gesandten eine Audienz zu ertheilen, und nahm seine Maßregeln zu Tilsit,

ohne auf die Anträge zu hören, die Lord Gower ihm zu machen ermächtigt war.

In dem Traktat von Tilsit (in soweit er nämlich bekannt wurde) bot Rußland seine Vermittlung zwischen Großbritannien und Frankreich, unter der Bedingung an, daß das erstgenannte Königreich binnen eines Monats dieses Anerbieten annehmen solle. In sofern schien also der Czaar für das Interesse seines alten Alliirten Sorge zu tragen. Jezt aber weiß man recht gut, daß unter manchen andern geheimen Artikeln dieses merkwürdigen Vertrages es auch einen gab, in welchem sich der Kaiser auf den Fall, daß Großbritannien die vorgeschlagene Vermittlung verwerfen würde, verbindlich machte, das von Napoleon sogenannte Continentalsystem anzuerkennen und auszuführen, seine Seehäfen den englischen Schiffen zu verschließen und die Höfe des Nordens zu einer neuen Verbindung zu vermögen, deren Zweck die Zerstörung der englischen Seeherrschaft seyn sollte. Mit einem Worte, die bewaffnete Neutralität des Nordens, von der großen Katharina zuerst entworfen und in einer bösen Stunde von dem unglücklichen Kaiser Paul angenommen, sollte unter den Auspizien Alexanders wieder hergestellt werden. Dänemark, das die Schlacht von Kopenhagen noch immer nicht verschmerzen konnte, wartete, wie man glaubte, nur auf ein Zeichen, um einer solchen Coalition beizutreten, und würde gewiß den Beistand seiner noch immer mäch-

tigen Flotte nicht versagt haben; das schwache und bedrängte Schweden konnte dem vereinten Willen von Rußland und Frankreich unmöglich widerstehen, dieser mochte nun einen Krieg mit England oder jede andere Forderung betreffen. Da es aber in Europa kein Land gibt, das in dem Verkehr mit England so viel gewinnt, als Rußland, welches bei weitem den größten Theil seiner Produkte in England absezt, so mußte über diese Gegenstände einstweilen das Geheimniß beobachtet werden. Jener Vorschlag einer Vermittlung sollte nicht sowohl den Frieden zwischen Frankreich und England wieder herstellen, sondern vielmehr, im Falle er abgelehnt wurde, in den Augen der russischen Nation einen Bruch mit lezterer Macht rechtfertigen. Wie sehr sich aber auch Frankreich und Rußland Mühe gaben, in dieser Sache das Geheimniß zu bewahren, so gelang es der Gewandtheit des brittischen Gesandten dennoch, sich von Allem Kenntniß zu verschaffen, und besonders davon, daß die beiden Kaiser beschlossen hatten, zur Vernichtung der brittischen Seerechte sich der dänischen Flotte zu bedienen, die erst neuerlich auf einen Fuß gesezt worden war, der wenigstens Alexandern bis zu seiner Verbindung mit Buonaparte vollkommen zu genügen schien.

Ohne Zweifel war man in dem Frieden zu Tilsit noch über andere geheime Artikel übereingekommen, kraft welcher die beiden großen Kaiser vom Norden

und vom Süden, wie sie sich gerne nannten, die civilisirte Welt zwischen sich theilen wollten. Es erscheint als ausgemacht, daß Buonaparte sich gegen den Kaiser Alexander über das heillose politische System, das er wegen Spanien zu befolgen gedachte, erklärt und dessen Einwilligung in die freche Usurpation, die er im Schilde führte, erhalten hat. Auch soll er den Beistand Rußlands zur Einnahme von Gibraltar, zur Wiedereroberung von Malta und Aegypten und zur Vertreibung der brittischen Flagge aus dem mittelländischen Meere verlangt haben. Da alle diese Entwürfe mehr oder weniger die Schwächung oder eigentlich die gänzliche Vernichtung Großbritanniens, des einzigen furchtbaren Feindes, der noch den Kampf mit Frankreich fortführte, zum Zwecke hatten, so mußte die versprochene Mitwirkung Rußlands für Napoleon sehr erwünscht seyn. Wie sehr aber auch Alexander den französischen Kaiser bewundern mochte, so war er doch viel zu klug, um sich, wie sein Vater, ganz von ihm berücken zu lassen. Wenn er seine Einwilligung zu den noch im weiten Felde stehenden und wohl auch chimärischen Planen Napoleons gab, so that er es nur, um hinwiederum, durch dessen kräftige Vermittlung einige für Rußland höchst wichtige Erwerbungen zu machen, die sich in der Folge als mächtige Vertheidigungsmittel gegen Frankreich bewährten. Um dies zu verstehen, muß man auf die ehemalige Politik Frankreichs und der europäi-

schen Republik zurückblicken, nach welcher es Grundsaz war, die Unabhängigkeit der schwächeren Staaten in Schuz zu nehmen, um das Aufkommen einer ungemessenen Macht zu verhindern, durch welche das Gleichgewicht der civilisirten Welt gestört werden könnte.

Die französische Regierung hatte die wachsende Macht Rußlands von jeher mit eifersüchtigen Augen angesehen, und, um die von dorther drohende Gefahr zu beschwören, es sich zur Maxime gemacht, Schweden und der Pforte, den schwächeren Nachbarn dieses gewaltigen Staates, ihren besondern Schuz angedeihen zu lassen. Ein solches Patronat war nicht nur ehrenvoll für Frankreich, sondern auch für ganz Europa vortheilhaft. Diese Maxime ward jedoch zur Zeit des Vertrags von Tilsit und in der darauf folgenden Periode von Buonaparte nicht mehr beachtet oder vielmehr zur Beförderung seiner persönlichen Zwecke ganz aufgegeben.

Einer der wichtigsten geheimen Artkiel des tilsiter Vertrags enthielt, wie es scheint, die Bestimmung, daß Schweden zu Gunsten des Czaars seiner finnischen Provinzen und so mit Napoleon's Wissen und Willen jedes Mittels beraubt werden sollte, Rußland Abbruch zu thun. Ein einziger Blick auf die Karte zeigt aber, wie eine schwedische Armee oder eine mit Schweden befreundete französische Armee von Finnland aus in einem kurzen Marsche St. Pe-

tersburg erreichen konnte; und wie Napoleon dadurch, daß er die Einverleibung Finnlands mit Rußland geschehen ließ, sich selbst eines großen Vortheils begab, wenn er je wieder in den Fall kam, die russische Macht auf ihrem eigenen Grund und Boden bekämpfen zu müssen. Und doch ist nicht zu bezweifeln, daß er in einem geheimen Artikel des tilsiter Vertrags seine Zustimmung zu dem Kriege gab, den Rußland kurz darauf gegen Schweden begann, in welchem Alexander dieses alte Königreich seiner Grenzprovinz Finnland beraubte und damit ein schützendes Gebiet von der höchsten und größten Wichtigkeit für seine eigene Hauptstadt gewann.

Wie das schwedische Interesse, so opferte Buonaparte auch dasjenige der Pforte zu Tilsit auf, nur um Rußlands Zustimmung zu den Maßregeln zu erhalten, durch die er England zu verderben gedachte. In den offenkundigen Vertragsartikeln war zwar einige Rücksicht auf die Türkei genommen, indem es darin hieß, daß Rußland ihr den Frieden bewilligen und die Moldau und die Wallachei, die es ungerechterweise überzogen hatte, räumen sollte. In den geheimen Artikeln war dagegen die europäische Türkei ohne Zweifel Rußland zugetheilt worden, nach derselben Idee, nach welcher Spanien, Portugal und vielleicht gar Großbritannien, ihrer geographischen Lage wegen, französische Provinzen werden sollten. Auf dem Kongresse, der später zu Erfurt Statt fand,

verabredeten die beiden Kaiser vollends das System, das sie gegen die Türkei beobachten wollten.

Es scheint sonderbar, daß der schlaue und argwöhnische Napoleon sich in seinem Vertrage mit Alexander so sehr hat übervortheilen lassen. Er begnügte sich mit Vortheilen, die mehr in der Hoffnung als in der Wirklichkeit bestanden. Mit der brittischen Marine konnte man nicht so leicht fertig werden — Gibraltar und Malta sind so starke Festungen, als die Welt aufzuweisen hat, auch die Eroberung Spaniens war wenigstens ein zweifelhaftes Unternehmen, wenn man den lezten Erbfolgekrieg zu Rath zog. Dagegen wurde Rußland auf Dinge angewiesen, die näher in seinem Bereiche lagen: es kostete ihm wenig Mühe, sich in den Besiz von Finnland zu setzen; selbst die Eroberung von Konstantinopel war für die russische Armee keine transcendente Aufgabe, falls sie es nur mit den undisciplinirten Truppen des türkischen Reiches zu thun hatte. Es ist demnach klar, daß Napoleon durch einige entfernte und ungewisse Aussichten bestochen, dem Kaiser Alexander Zugeständnisse gemacht hat, die für ihn von hohem Werthe und vergleichungsweise auch leicht zu verwirklichen waren. Wir werden später auf die Resultate dieser Politik zurückkommen. Unterdessen wurden die zwei ältesten Verbündeten Frankreichs, die für dasselbe im Falle eines zweiten Krieges mit Rußland von der höchsten politischen Wichtigkeit gewesen seyn wür-

den, höchst unweise der Willkühr dieser Macht hingegeben, die auch nicht säumte, Finnland an sich zu reißen, und die, wenn nicht andere Umstände eingetreten wären, sich Konstantinopels mit derselben Leichtigkeit bemächtigt haben würde.

Die auffallende Erscheinung, daß ein so umsichtiger und gewandter Mann, wie Napoleon, solchergestalt überlistet worden ist, läßt sich vielleicht aus einem Umstande seiner Privatgeschichte erklären. Schon in dieser frühen Periode ging Napoleon mit dem Gedanken um, seine Dynastie durch eine eheliche Verbindung mit einem der alten europäischen Häuser zu befestigen. Er hatte schon damals Hoffnung, die Hand einer der Großfürstinnen von Rußland zu erhalten, und der Kaiser war diesem Plane nicht entgegen. Es ist bekannt, daß seine Bewerbung später durch die Kaiserin Mutter unter dem Vorwande der Religionsverschiedenheit, abgewiesen worden ist; allein zur Zeit des Traktats von Tilsit wurde Napoleon zu einer bleibenden Familien-Verbindung mit Rußland, entweder wirklich aufgemuntert, oder er sezte sich dies wenigstens in den Kopf. Dies bewog ihn, in den Dingen, die er mit Alexander abzumachen hatte, es nicht so genau zu nehmen und den großmüthigen, ja fast den verschwenderischen Freund zu spielen; und dies scheint auch der Grund zu seyn, warum sich Napoleon so oft über die wenige Aufrichtigkeit des Kaisers Alexander beklagt und ihn oft den Griechen im italienischen

Sinne des Wortes, d. h. einen Betrüger und Ränkemacher, genannt hat.

Doch wir müssen jezt von den geheimen Artikeln des tilsiter Vertrags, die sich auf die entferntere Zukunft bezogen, zu den unbestreitbaren und unmittelbaren Folgen desselben zurückkehren. Der Vertrag zwischen Rußland und Frankreich wurde am 7ten, der zwischen Frankreich und Preußen am 9ten Juli unterzeichnet. Am 24sten desselben Monats erließ Friedrich Wilhelm eine der würdigsten und zugleich rührendsten Proklamationen, die je den Kummer eines unglücklichen Herrschers ausgedrückt haben.

„Theure Einwohner getreuer Provinzen, Bezirke und Städte," hieß es in dieser höchst interessanten Urkunde, „meine Waffen sind unglücklich gewesen. Die Anstrengungen des Ueberrestes meiner Armee haben zu nichts geführt. An die äußersten Grenzen meines Reiches vertrieben, hatte ich, als ich meinen mächtigen Verbündeten einen Waffenstillstand abschließen und einen Frieden unterzeichnen sah, keine andere Wahl, als seinem Beispiele zu folgen. Dieser Friede mußte nothwendigerweise unter Bedingungen erkauft werden, die den gebieterischen Umständen gemäß sind. Mir und meinem Hause — dem ganzen Lande legt er die schmerzlichsten Opfer auf. Das Band, durch Verträge, durch gegenseitige Liebe und Treue seit Jahrhunderten geknüpft, ist gelöst und zerrissen. Ich habe mich vergebens dagegen ge=

sträubt. Das Schicksal gebietet — ein Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Pflichten gegen mich und mein Haus. Ich flehe zum Himmel, daß er Euch in dem Verhältnisse zu Eurem neuen Herrn segnen möge. Seyd ihm, was Ihr mir immer gewesen. Weder Gewalt noch die Fügungen des Schicksals sollen je das Andenken an Euch aus meiner Brust vertilgen."

Der Triumphzug des zurückkehrenden Siegers bildete einen seltsamen Kontrast mit den melancholischen Herzensergießungen des besiegten Monarchen. Der Vertrag von Tilsit hatte selbst dem Anscheine eines Widerstandes gegen Frankreich auf dem Kontinent ein Ende gemacht. Die brittischen Truppen, die man zu spät nach Pommern geschickt hatte, wurden wieder eingeschifft, der König von Schweden räumte Stralsund und zog sich in seine Staaten zurück, die er nicht lange mehr sein Eigenthum nennen sollte. Nach einem zwanzigtägigen Aufenthalte in Tilsit, wo sie sich täglich gesehen und häufig lange und geheime Konferenzen mit einander gehabt hatten, schieden die beiden Kaiser mit Ausdrücken der höchsten persönlichen Achtung von einander, sich gegenseitig, so viel es in ihrer Macht stand, beehrend. Der Kongreß wurde am 9ten Juli aufgelöst, und auf seiner Rückreise nach Frankreich ging Napoleon über Sachsen, wo er zu Bauzen (das wegen eines ganz andern Umstandes in der Geschichte berühmt

werden sollte) von dem König August mit allen den Ehrenbezeigungen empfangen wurde, die demjenigen gebührten, der eine Macht, die er hätte vernichten können, wenigstens dem äußern Scheine nach vergrößert hatte.

Am 27sten Juli empfing Napoleon in seinem Palaste zu St. Cloud die Huldigungsbezeigungen des Senats und der administrativen und konstitutionellen Behörden. Der berühmte Naturforscher Lacepede zählte, als Organ der ersten Körperschaft, in einer pomphaften Rede die Wunder des Feldzugs auf und bemerkte, Napoleon habe in der kurzen Zeit von einigen Monaten Dinge gethan, die das Werk von Jahrhunderten zu seyn scheinen, und doch zugleich die Verwaltung seines weiten Reiches, vierhundert Stunden von seiner Hauptstadt entfernt, im Einzelnen ganz so geleitet, als wäre er gegenwärtig gewesen. „Wir können Ew. Majestät," so schloß der Redner, „auf keine Ihrer würdige Weise preisen. Ihr Ruhm ist über unsern Standpunkt zu sehr erhaben. Der entfernteren Nachwelt wird es eher möglich seyn, die wahre Größe desselben zu ermessen. Genießen Sie, Sire, den des größten Monarchen würdigsten Lohn — das Glück, von der größten Nation geliebt zu seyn; und mögen unsere Urenkel unter der Regierung Ew. Majestät noch lange glücklich seyn."

So sprach der Präsident des französischen Senats, und welcher denkende Mensch würde es zu sagen ge-

wagt haben, daß derselbe Senat nach Ablauf von nur sieben Jahren dem tiefgebeugten und verachteten Könige von Preußen seine Glückwünsche zu Füßen legen würde, wegen seines Antheils an dem Sturze desselben Mannes, den er jezt wie einen Halbgott anbetete! —

Napoleon's Glück und Ruhm waren in der That so hoch gestiegen, daß ihnen die höchste Verehrung werden mußte, welche die Menschen dem großen und glücklichen Talente nicht versagen können. Jede Opposition schien vor ihm in den Staub zu sinken und das Glück ihm nur darum zu Anfang des Feldzugs weniger gelächelt zu haben, um den Ausgang desselben desto glänzender hervorzuheben. Manche seiner entschiedensten Gegner, die als treue Anhänger des Hauses Bourbon die Herrschaft Napoleon's insgeheim nicht hatten anerkennen wollen und die Dauer seines Glücks in Zweifel zogen, glaubten, als sie Preußen zu seinen Füßen und Rußland ihm die Hand bieten sahen, sie würden sich an der Vorsehung versündigen, wenn sie dem ihnen von Gott gesezten Herrn ihren Gehorsam länger verweigern wollten. Durch den Sieg von Austerlitz war ihre Standhaftigkeit erschüttert — durch den Kongreß von Tilsit besiegt worden; mit wenigen stillen Ausnahmen waren jezt alle Hoffnungen, Wünsche und Gelübde Frankreichs auf Napoleon, als den vom Schicksal erkohrnen Erben, gerichtet. Vielleicht hätte nur er selbst

die allgemeinen Erwartungen täuschen können. Allein er glich dem kühnen Ersteiger der Alpen, der, nachdem er die schroffsten Abhänge erklimmt und den Weg durch die schauerlichsten Abgründe gefunden hat, noch schwindelndere Höhen, noch erhabenere Gipfel vor sich sieht.

Zweites Kapitel.

Brittische Expedition nach Calabrien unter Sir John Stuart. — Karakter des Volks — Widerstand des Generals Regnier. — Treffen von Maida am 6ten Juli 1806. — Niederlage der Franzosen. — Calabrien wird von den Britten geräumt. — Uebelberechnete Handels- und Kriegsentwürfe des englischen Ministeriums. — Fehlgeschlagener Angriff auf Buenos-Ayres. — General Whitelocke. — Er wird entlassen. — Expedition gegen die Türkei und die ihr unterworfenen Länder. — Admiral Dukworth's Geschwader wird gegen Konstantinopel gesendet. — Es segelt zweimal durch die Dardanellen, ohne damit etwas auszurichten. Expedition gegen Alexandrien — Es wird von General Fraser besezt. — Angriff von Rosette. — Niederlage der brittischen Truppen — Abzug derselben aus Aegypten im Sept. 1807. — Curacao und das Vorgebirg der guten Hoffnung werden von England in Besitz genommen. — Die brittische Regierung ergreift ernsthaftere Maßregeln. — Expedition gegen Kopenhagen. — Ihre Ursachen und Zwecke. — Die Zitadelle, die Forts und die Flotte werden den Engländern übergeben. — Wirkungen dieses Verfahrens auf Frankreich — und Rußland. — Coalition von Frankreich, Rußland, Oestrreich und Preußen gegen den englischen Handel.

Der Vertrag von Tilsit ist ein wichtiger Gegen=

stand in Napoleon's Geschichte. Zu keiner Zeit schien seine Macht fester begründet und weniger angefochten. Der nagende Wurm, wodurch diese endlich vernichtet werden sollte, hatte sich tief in des Machthabers eigenen Busen eingenistet.

Eine Darstellung des Karakters seiner ganzen Regierung, zu einer Zeit, wo Alles in seiner Willkühr stand und ihm das Unglück noch keine Gesetze vorschrieb, ist daher hier sicher nicht am unrechten Orte. Wir werden demnach in dem nächsten Kapitel eine gedrängte Uebersicht von Napoleon's Regierung während der glänzendsten Periode seiner Macht entwerfen.

Allein ehe wir dieses thun, müssen wir einiger bürgerlicher und militärischer Ereignisse kurz erwähnen, die, ob sie gleich nur einen mittelbaren Einfluß auf den Gang der Dinge im Allgemeinen äußerten, doch dazu dienen, den Karakter der betheiligten Parteien ins Licht zu setzen und andere Vorfälle, die wichtigere Folgen hatten, zu erklären. Wir haben dies bis jezt unterlassen, um im Zusammenhange und ohne Unterbrechung die Geschichte der wichtigsten Kriegsereignisse zu geben, durch welche Preußen eine Zeit lang unterjocht und Rußland selbst dahin gebracht wurde, mit demselben Eroberer, dessen fortschreitende Macht es hemmen wollte, in ein Bündniß zu treten.

Unter diese verhältnißmäßig unbedeutenden Vor=

fälle gehört der Versuch der brittischen Regierung, das calabrische Gebiet der neapolitanischen Bourbons von der eingedrungenen Regierung Joseph Buonaparte's zu befreien. Der Karakter der Bewohner dieses Gebirgslandes ist bekannt genug. Bigott in ihrer Religion und voll Abscheu gegen ein fremdes Joch, wie es die Bewohner eines unkultivirten und beinahe gesezlosen Landes gewöhnlich sind, heftig in ihren Leidenschaften, stets bereit, öffentliches oder Privatunrecht mit dem Schwerte zu rächen, gereizt ferner durch die Aussicht auf Beute und immer eine gewisse Anhänglichkeit an Ferdinand bewahrend, der durch seine Sitten und Gewohnheiten bei den Italienern, besonders der untern Klasse, beliebt war, ließen sich die Calabresen durch die von dem sicilianischen Hofe gesendeten Agenten leicht unter die Waffen bringen. Kein Gesez achtend, grausam in ihrer Kriegsweise, keiner Disciplin empfänglich, benahmen sich aber die Banden, die sie aufstellten, mehr wie Banditten, denn als Vaterlandsfreunde.

Sie zeigten gelegentlich und einzeln vielen Muth und sogar eine instinktartige Fertigkeit in der Wahl ihrer Hinterhalte, in der Vertheidigung ihrer Pässe und in der Führung einer Art von Räuberkrieg, worin die Franzosen beträchtlichen Verlust erlitten. Wenn sie sich aber selbst überlassen blieben und nicht durch irgend eine reguläre Streitmacht unterstüzt wurden, so mußten diese Landstürmer durch die ge-

ordneten und berechneten Operationen der französischen Truppen nothwendig einzeln aufgerieben werden. Um dieses zu verhüten und um zugleich den sehnlichen Wünschen des sicilianischen Hofes zu entsprechen, unternahm Sir John Stuart, der Befehlshaber der brittischen Truppen in Sicilien, eine Expedition gegen die benachbarte Küste von Italien und landete zu Anfang des Monats Juli mit ungefähr 5000 Mann in dem Golf von St. Euphemia in der Nähe von Untercalabrien.

Kaum war die Landung bewerkstelligt, als der brittische Befehlshaber erfuhr, daß General Regnier, der für Joseph Buonaparte in Calabrien kommandirte, eine seiner eigenen fast gleiche Streitmacht versammelt habe und mit ihr nach Maida, einer ungefähr zehn Meilen von St. Euphemia entfernten Stadt, gezogen sey, in der Absicht, ihm eine Schlacht zu liefern. Sir John Stuart ging ihm sogleich entgegen, und Regnier, fest vertrauend auf seine überlegene Reiterei, die Güte seiner Truppen und seine eigene Kriegskunst, verließ seine vortheilhafte Stellung am Ufer des Amata und stieß am 6ten Juli im offenem Felde auf die Britten. Einem Engländer mußte es besonders erwünscht seyn, unter allen französischen Generalen vorzüglich auf denjenigen zu treffen, der in einem Werke, das er über die Räumung von Aegypten geschrieben, den Engländern jeden Anspruch auf Geschicklichkeit und Muth versagt und den

Verlust von Aegypten einzig und allein der Unfähigkeit Menou's, unter welchem Reanier, der Verfasser, als zweiter Befehlshaber gedient, zugeschrieben hatte. Er sollte nun sein Heil gegen einen von ihm so sehr verachteten Feind versuchen.

Um neun Uhr des Morgens standen die beiden Treffen in Schlachtordnung, so daß die brittische leichte Infanteriebrigade, die den rechten Flügel des Vordertreffens bildete, dem trefflichen ersten leichten Regiment auf dem französischen linken Flügel sich gegenüber befand. Wie zufolge einer Verabredung gaben diese Korps, nachdem sie einander bis auf 100 Klafter nahe gekommen waren, zwei= bis dreimal ein Bataillonsfeuer und rannten sofort mit gefälltem Bajonet auf einander. Als der brittische Befehlshaber bemerkte, daß seine Soldaten durch die Mäntel, welche sie aufgerollt auf ihrem Rücken trugen, gehindert wurden, ließ er sie Halt machen und dieselben ablegen. Die Franzosen, welche diesen Stillstand bemerkten und denselben einer Anwandlung von Furcht und Unentschlossenheit zuschrieben, rückten mit schnellen Schritten und lautem Geschrei vorwärts. Ein Offizier, von dem wir diese Nachricht haben, konnte sich bei dem Anrücken dieser bärtigen Veteranen, welche die größte Ordnung beobachteten, einer gewissen Furcht nicht erwehren, als er einen Blick auf die brittische Linie warf, die größtentheils aus jungen unbärtigen Rekruten bestand. Sobald

diese aber sich ihrer Bürde entledigt und den Befehl zum Vorrücken erhalten hatten, jubelten sie und rannten im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonet auf den Feind los. Und jezt sah man, wie die französischen Offiziere ihre Truppen anfeuerten, deren Muth, als sie selbst angegriffen wurden, zu sinken begann. Sie stuzten und konnten, was auch ihre Offiziere thun mochten, nicht mehr vorwärts gebracht werden, und als die Britten auf Bajonetweite sich ihnen genähert hatten, wichen sie zurück; allein zu spät für ihre Rettung, denn sie wurden schrecklich zugerichtet. Ein Versuch von Regnier, ihnen mit seiner Reiterei Luft zu machen, mißlang gänzlich. Er ward überall geschlagen, zum Beweis, daß der brittische Soldat im Handgemenge seinem Gegner eben so sehr überlegen sey, als es der brittische Seemann auf seinem Elemente dem seinigen ist.

Es würde vergeblich seyn, zu untersuchen, ob diese, wie wir glauben, offenbare Ueberlegenheit der brittischen Truppen im Handgemenge ihren Grund in einem stämmigeren Körperbau oder einer entschlossenеren Sinnesart hat; allein es scheint ausgemacht, daß der brittische Soldat, der dem französischen im Punkte der Intelligenz und der genaueren Bekanntschaft mit dem Kriegshandwerk so weit nachsteht, doch im blutigen Bajonetgefechte mehr vermag, als dieser. Es ist ferner auch merkwürdig, daß diese Zaubergabe nicht blos einer einzelnen von den drei vereinigten

Nationen eigen, sondern allen gemein ist, so sehr sie sich auch in Gewohnheiten und Erziehung von einander unterscheiden. Wenn man die Garden, die in der Stadt London geworben werden, mit einem irländischen Regiment, das in üppigen Fluren, oder einem schottischen, das in einer wilden Natur seine Heimath hat, vergleicht, so mag es schwer seyn, zu bestimmen, welches von diesen Korps den Vorzug über die beiden andern habe; bei allen aber wird man jenen düstern, verzweifelten Muth finden, der die Kraft des Gegners, die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs nicht berechnet, und dem Muthe gleicht, mit dem ein Bullenbeißer auf den Bären losgeht. Die Steigerung des moralischen Muthes der Britten war der Hauptvortheil, den der Sieg von Maida gewährte, denn die Calabresen zeigten sich so stürmisch, blutdürstig und unbändig, daß man es für unmöglich hielt, mit solchen Bundesgenossen den Krieg fortzusetzen. Auch die ungesunde Luft (Malaria) sezte den brittischen Truppen zu, und Sir John Stuart schiffte sich daher mit seiner kleinen Armee wieder ein, kehrte nach Sicilien zurück, wo die Britten sich blos auf die Erhaltung dieses Eilandes beschränkten. Das Gefecht von Maida hatte indessen großen Werth, als ein Gegenstück zu der Schlacht bei Alexandrien. Wir haben übrigens nicht erfahren, ob General Regnier dasselbe auch eines Kommentars gewürdigt hat.

Die unterrichtetsten Männer in England sahen nun das Nachtheilige des Verfahrens ein, nach welchem der Krieg mit unzureichenden Mitteln geführt und allerlei versucht wurde, was zu keinem Resultate führen und nichts als Unheil erzeugen konnte. Die Idee, den Krieg zunächst für England zu führen, das heißt, die großen Anstrengungen, durch welche unsere Alliirten hätten gerettet werden können, zur Verfolgung irgend eines kleinlichen dem brittischen Interesse zusagenden Zweckes zu verwenden, ward jezt in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erkannt, ob es gleich schwieriger als jemals wurde, Angriffspunkte ausfindig zu machen, wo unsere beschränkten Mittel einen guten Erfolg versprachen. Man gelangte endlich auch zu der Ueberzeugung, daß der Plan durch Eroberung entfernter und ungesunder Länder den brittischen Manufakturwaaren einen Markt zu eröffnen, eben so unglücklich gedacht, als unmoralisch sey. In lezterer Beziehung glich er einigermaßen dem Verfahren jenes Wundarztes, dessen le Sage in seinem satyrischen Romane erwähnt, der Reisende durch einen Dolchstich verwundete und dann als Arzt sich beeilte, die von ihm selbst beigebrachten Wunden wieder zu heilen. Was den Nutzen betrifft, so hatten wir häufig zu beklagen, daß die Kolonisten, denen wir durch die Gewalt der Waffen unsere Waaren aufdringen wollten, zu roh waren, um derselben zu bedürfen, und zu arm, um sie zu bezahlen. Nichts ist der Selbst-

täuschung so sehr unterworfen, als die Gewinnsucht. Unsere vornehmsten Kaufleute und Fabrikanten kamen unter Anderem auch auf den seltsamen Einfall, den brittischen Waaren einen unbegrenzten Markt in jenen unermeßlichen Ebenen von Buenos-Ayres zu eröffnen, welche in der That von einer Art christlicher Wilden, genannt Guachos, bewohnt sind, die sich nur in Pferdeshäute kleiden, nichts als rohes Fleisch und Wasser zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, wilde Büffel mit ihren Schlingen zu fangen, und die sich hauptsächlich damit belustigen, wilde Pferde todt zu reiten. Unglücklicherweise zeigte es sich, daß sie ihre Unabhängkeit den englischen Kattun- und Muslinwaaren vorzogen.

Zwei verschiedene Versuche wurden in diesem elenden Lande gemacht, von denen aber keiner zur Ehre oder zum Vortheil der englischen Nation ausfiel. Buenos-Ayres ward am 25sten Juni 1806 durch eine Handvoll brittischer Truppen in Besitz genommen; diese wurden durch die Eingebornen und wenige spanische Soldaten angegriffen, auf dem Marktplatze der Stadt umzingelt und durch ein gewaltiges Feuer genöthigt, das Gewehr zu strecken, und sich als kriegsgefangen zu ergeben. Ein kleiner Ueberbleibsel von den eingebrochenen Fremdlingen behauptete sich indessen doch an der Küste in einer Stadt, Namens Maldonado. Im Oktober 1806 ward eine

Expedition ausgeschickt, um dieses zusammengeschmolzene Korps zu verstärken und auf dem Festlande von Südamerika, wo man sich irrigerweise großen Vortheil für den englischen Handel versprach, eine starke Sensation zu machen. Monte-Video ward genommen und ein starkes Truppenkorps, von General Whitelocke befehligt, der sich einen erkünstelten militärischen Ruf verschafft hatte und, ohne viel gedient zu haben, in der Armee sehr hoch gestiegen war, sezte sich gegen Buenos-Ayres in Marsch.

Whitelocke zeigte sich eben so unthätig als feig. Er führte seine Angriffskolonnen bis in die Straßen von Buenos-Ayres, obschon er wußte, daß die platten Dächer und Terrassen mit trefflichen, wenn gleich ungeregelten Scharfschützen bemannt waren, und damit die Britten ja kein Mittel zur Gegenwehr haben sollten, durften sie ihre Gewehre nicht laden, als ob steinerne Mauern sich mit dem Bajonet hätten nehmen lassen. Eine dieser Kolonnen mußte sich ergeben, und obgleich eine andere, troz der heftigsten Gegenwehr, eine feste Stellung genommen hatte und durch einige wenige Kugeln wahrscheinlich das ganze Vertheidigungssystem des Feindes hätte vereitelt werden können, so zog es Withlebocke doch vor, wegen Auslieferung der brittischen Gefangenen mit dem Feinde zu unterhandeln und jeden weitern Versuch gegen die Kolonie aufzugeben. Wegen dieses

schlechten

schlechten Betragens ward er durch kriegsgerichtlichen Spruch kassirt.

Eine Expedition gegen die Türkei und die ihr unterworfenen Länder fiel für das englische Ministerium eben so unrühmlich und für die brittischen Waffen eben so unglücklich aus, als die Anschläge auf Südamerika. Sie ward veranlaßt durch einen Krieg zwischen England und der Pforte, mit der es noch vor kurzem gegen Frankreich verbündet war; denn so sonderbar wechselten bei diesem außerordentlichen Kampfe die Ereignisse, daß aus Alliirten Feinde, und aus Feinden Alliirte wurden, noch ehe eine wirkliche Friedens- oder Kriegserklärung erfolgte.

Die Zeit war längst vorüber, wo die hohe türkische Pforte die Fehden und Kriege der christlichen Mächte mit jener verächtlichen Gleichgültigkeit ansehen konnte, womit Menschen auf die Raufereien der elendesten und unreinlichsten Thiere herabsehen *). Sie stand nun in so genauer Berührung mit ihnen, daß sie an ihren verschiedenen Revolutionen lebhaftes Interesse nehmen mußte.

*) Als zu den Zeiten Ludwigs XIV. der französische Gesandte zu Konstantinopel in großer Eile zum Großvezier kam, um ihm die Nachricht von einem Siege seines Herrn über die Preußen mitzutheilen, erwiederte ihm dieser mit augenscheinlicher Geringschätzung: „Könnt Ihr wohl glauben, daß Sr. Hoheit viel daran liege, ob der Hund das Schwein oder das Schwein den Hund beißt?“

Die Ueberziehung von Aegypten brachte die Pforte gegen Frankreich auf und bewog sie zu einer innigen Verbindung mit England und Rußland bis zu der Zeit, wo Buonaparte die Kaiserwürde annahm, wo dann die Türken, geschreckt durch die ihm gewordene Fülle der Gewalt durch eine eigene Gesandtschaft ihm zu seiner Thronbesteigung Glück wünschten und sich sehr warm um seine Freundschaft bewarben.

Napoleon, der zuweilen unwillkührlich seine Blicke nach dem Orient warf und dem es überdies damals noch darum zu thun war, das gute Einverständniß zwischen der Pforte und dem Kabinet von St. Petersburg zu stören, fertigte den General Sebastiani als seinen Botschafter nach Konstantinopel ab — einen Mann, der in den Intriken des Orients sehr bewandert war, wie vorzüglich aus jenem berühmten Berichte erhellt, der so großen Einfluß auf den Bruch des Friedens von Amiens hatte.

Die Versprechungen, Drohungen und Intriken dieses Gesandten thaten bald ihre Wirkung. Die Türken hatten sich verpflichtet, mit den Hospodaren oder Gouverneurs der Moldau und Wallachei keine Veränderung vorzunehmen. Dem General Sebastiani war es leicht, den Stolz der Türken rücksichtlich dieses Vertrags zu reizen und sie zu vermögen, denselben zu brechen. Die beiden Hospodare wurden entfernt, ungeachtet der entgegengesezten Bestimmung des Vertrags; obgleich nun die Türken das Gewagte

dieses Schrittes einsahen und sich erboten, die entlassenen Gouverneurs wieder einzusetzen, so erklärte doch Rußland in der ersten Aufwallung den Krieg und überzog die benannten Provinzen, jedoch zu seinem eigenen Schaden, in sofern eine mit solcher Raschheit gegen die Türken verwendete Armee von 50,000 Mann in den Feldern von Eylau, Heilsberg oder Friedland den Ausschlag hätte geben können.

Mittlerweile sendete Großbritannien ein Geschwader unter Sir Thomas Dukworth ab, um die Pforte zu nöthigen, den französischen Botschafter zu entlassen und zu dem politischen Systeme zurückzukehren, von dem sie, durch Sebastiani verführt, abgewichen war. Admiral Dukworth ging durch die Dardanellen, troz des schrecklichen, zu ihrer Vertheidigung bestimmten Geschüzes, das statt gewöhnlicher Kugeln ungeheure Massen von Marmor auf die Vorbeisegelnden schleuderte. Obgleich es aber hiebei zunächst nur darauf abgesehen war, die Türken einzuschüchtern, so wußte man doch die gegebene Gelegenheit nicht recht zu benuzen, sondern ließ sich durch Botschaften und Briefwechsel so lange hinhalten, bis die Türken eine furchtbare Vertheidigungslinie aufgeführt hatten und das Wetter so ungünstig geworden war, daß zum Behuf der Beschießung Konstantinopels, womit doch der englische Admiral den Türken gedroht hatte, nicht das Geringste geschehen konnte. Die Britten kehrten wieder durch die Dar-

danellen zurück, gehaßt und verachtet, wegen der Drohungen, die sie sich erlaubt und doch nicht ins Werk gesezt hatten. Eine spätere Expedition gegen Alexandrien führte auch zu keinen günstigeren Resultaten. 5000 Mann unter General Fraser wurden ausgeschifft und besezten sofort die Stadt. Allein die Absendung einer Division nach Rosette veranlaßte ein ähnliches Unglück wie das von Buenos-Ayres. Diese Division wagte sich unvorsichtiger- und ungeschickterweise in die Straßen einer morgenländischen Stadt, wo der Feind auf den Terrassen und den platten Dächern der Häuser den Angreifenden großen Verlust beibrachte. Einige übel berechnete Versuche wurden hierauf noch gemacht, sich desselben Platzes zu bemächtigen, worauf die Truppen Aegypten am 23sten September 1807 wieder verließen, nachdem sie durch das Klima und in den Gefechten mehr als ein Fünftel der Mannschaft eingebüßt hatten. Für diese Unfälle gewährte die Besiznahme der den Holländern gehörigen Insel Curacao den Engländern eben noch keine Entschädigung. Wichtiger war dagegen die Eroberung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, besonders da sie ohne großen Menschenverlust zu Stande kam. Diese Erwerbung ist für unsern indischen Handel von so großer Bedeutung, daß wir wünschen und hoffen müssen, dieselbe für immer zu behaupten. Im Ganzen genommen hatte die Politik Englands damals einen unentschlossenen und inconsequenten Karakter. Die

Minister zeigten zwar ein großes Verlangen, etwas zu thun; was aber gethan werden sollte, wußten sie nicht recht ausfindig zu machen, und so geschah es; daß sie entweder nach falschen Zwecken strebten oder die wahren aus Mangel an hinreichenden Mitteln verfehlten.

Wären die bedeutenden Geldmittel, besonders aber die braven, in den Versuchen gegen Calabrien, Buenos=Ayres, Alexandrien und anderswo aufgeopferten Truppen mit den nach Stralsund gesendeten Streitkräften vereinigt und in den Rücken der französischen Armee noch vor der unglücklichen Schlacht bei Friedland gebracht worden, so würde Europa aller Wahrscheinlichkeit nach jenem harten und für eine gewisse Zeit entscheidenden Schlage entgangen seyn.

Das Verderbliche dieses Irrthums, der sich in allen unsern Operationen auf dem Kontinent vom Anfange des Kriegs gegen Frankreich, bis auf die Zeit, wovon die Rede ist, nicht verkennen läßt, ward nachgerade fühlbar. Britannien gewann durch seine partiellen Opfer gar nichts, nicht einmal Kolonien oder Zuckerinseln. Der Feind unterhielt gegen dessen Hülfsquellen und dessen Handel einen beständigen und unaufhörlichen Krieg; der Widerstand Englands war eben so beharrlich, und es lag am Tage, daß beide Theile einen Vertilgungskrieg gegen einander führten, weßwegen auch die Minister zu kühneren Wagnissen und die Nation zu größeren Opfern, als bis=

her, aufgefordert wurden, und jedermann sah ein, daß England seine Rettung nur von großen entscheidenden Maßregeln, keineswegs aber von der Verfolgung kleiner, selbstsüchtiger Zwecke hoffen könne. Das neue Ministerium fühlte den Drang der Umstände; entschlossen, den Krieg fortzusetzen, bemühte es sich, denselben mit allem Nachdruck zu führen.

Die ersten Symptome eines veränderten Systems zeigten sich in der berühmten Expedition von Kopenhagen, bei der sich eine Entschlossenheit und Energie kund gab, die man früher bei den militärischen Unternehmungen der Britten auf dem Festlande vermißt hatte. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß eines der großen Mittel, wodurch Buonaparte das Kontinentalsystem durchsetzen und England ohne Schlacht und ohne Invasion zu Grunde richten wollte, in einer Koalition der nordischen Mächte gegen die Seeherrschaft Englands bestehen sollte. Man hatte damit gegen das Ende des amerikanischen Krieges gedroht und dasselbe im Jahre 1801 wirklich versucht, wo aber diese unnatürliche Verbindung durch die Kanonen Nelson's und den Tod Kaiser Pauls wieder aufgelöst wurde. Der tilsiter Vertrag enthielt, nach den Erkundigungen, die der brittische Gesandte eingezogen hatte, in dieser Beziehung einen besondern Artikel, und die Minister erhielten auch von andern Seiten her die bestimmteste Nachricht von dem, was man vor hatte. Kaiser Alexander hatte durch so

Manches verrathen, daß er zufolge seiner mit dem Kaiser des Westens geschlossenen Freundschaft dessen Groll zu theilen und dessen Plane gegen England zu befördern gesonnen sey. Da sich kaum erwarten ließ, daß der unglückliche Gustav von Schweden der nordischen Allianz beitreten werde, so schien man seinen Untergang beschlossen zu haben. Dagegen war der Beitritt von Dänemark von der größten Wichtigkeit. Dieses Land besaß noch immer eine Flotte und durch die Lage der Insel Seeland hatte es den Schlüssel zum baltischen Meere in den Händen. Seine bekannte Schwäche würde ihm nicht erlaubt haben, nur einen Augenblick dem vereinten Einflusse von Rußland und Frankreich zu widerstehen, wenn es auch nicht aus Indignation über die Zerstörung seiner Flotte durch Nelson (2ten April 1801) ohnehin schon geneigt gewesen wäre, sich auf die Seite der genannten Mächte zu schlagen.

Es war klar, daß man Dänemark nur so lange die Neutralität gönnen werde, als es sich mit den Zwecken der mächtigeren Partei vertragen mochte. Unter diesen Umständen, und da die französischen Truppen sich Holstein, Jütland und Fünen näherten, verfuhr die brittische Regierung der Kenntniß gemäß, die sie sich von den Absichten ihrer Feinde verschafft hatte, und hielt sich für berechtigt, von Dänemark ein Unterpfand wegen seines Betragens bei dem Eintritt der Feindseligkeit zu verlangen, und

zwar ein Unterpfand, das auch einige Sicherheit gewährte.

Eine furchtbare Expedition wurde nun ausgerüstet, und zwar nach einem solchen Maßstabe, daß jeder Widerstand, den die Dänen als ein hochherziges Volk wahrscheinlich leisten mochten, fruchtlos werden mußte. Siebenundzwanzig Linienschiffe und 20,000 Mann unter dem Befehle des Lord Cathcart wurden nach der Ostsee geschickt, um einer Unterhandlung mit Dänemark Nachdruck zu geben, die man noch immer ohne gewaltsame Maßregeln zu beendigen hoffte. Mit großer Geschicklichkeit wurde die Flotte durch die schwierigen Pässe der sogenannten Belte hindurch geführt und so aufgestellt, daß neunzig Wimpel, welche Seeland umwehten, die Küsten dieser Insel völlig eingeschlossen hielten.

Unter diesen Auspicien begann man die Unterhandlungen. Der brittische Gesandte, Herr Jackson, hatte den kizlichen Auftrag, dem Kronprinzen zu eröffnen, daß England von ihm die bestimmte Erklärung verlange, welche Partei er zu nehmen gedenke, ob die englische oder die französische, und daß er, um seine Freundschafts- oder Neutralitätsversicherungen zu beglaubigen, die dänische Flotte sammt allen Schiffsvorräthen an England auszuliefern habe, welches dieselben nicht als ein Eigenthum, sondern nur als ein Unterpfand bis zum Eintritt friedlicherer Zeiten in seinem Gewahrsam behalten wolle. Das engste

Bündniß, und jede Art von Schuz den Britannien gewähren konnte, ward angeboten, um diese Forderung annehmlich zu machen. Endlich ward dem Kronprinzen noch bemerkt, die englische Kriegsmacht in der Ostsee sey so groß, daß er dadurch bei Frankreich allerdings entschuldigt werde, wenn er sich in die Forderungen Englands füge, und daß, wenn er das Verlangte verweigere, auch wirklich Gewalt gegen ihn gebraucht werden solle.

In dem gewöhnlichen Verhältnisse der Nationen zu einander würden diese Forderungen Großbritanniens an Dänemark hart und ungerecht gewesen seyn. Die Rechtfertigung ergab sich aus den damaligen Zeitumständen. England war in dem Falle eines einzelnen Mannes, der, von seinen Todfeinden bedroht, ganz in seiner Nähe einen bewaffneten Menschen erblickt, der ihm mit Recht verdächtig ist, weil er bei zwei früheren Gelegenheiten sich als Feind gegen ihn benommen hat und auch jezt allem Anschein nach im Begriff steht, mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache zu machen. Ein solcher Mann wäre doch wohl berechtigt, jenen Menschen wegen seiner Absichten zu Rede zu stellen und ihn, wenn er kann, sogar zu entwaffnen, um sich dadurch seiner Neutralität zu versichern.

Daß der Kronprinz sich durch diese allerdings gültigen Gründe nicht bewegen ließ, den Forderungen Englands zu willfahren, darf uns nicht befrem-

den. Es lag etwas Schimpfliches in der Auslieferung der Flotte, auf die Drohung hin, daß man sonst Gewalt anwenden werde; und hätte er gleich seines Volkes und seiner Hauptstadt wegen klugerweise einen fruchtlosen Widerstand unterlassen sollen, wer möchte den hochherzigen und edeln Mann tadeln, daß er jeden Widerstand leistete, der in seiner Macht stand?

Als man sah, daß die Dänen zögerten und Ausflüchte suchten, während sie in aller Eile Vertheidigungsanstalten trafen, wurden die Soldaten ausgeschifft, Batterien errichtet, und es begann sofort ein Bombardement, das eine schreckliche Feuersbrunst zur Folge hatte. Einige Truppen, die sich im Innern der Insel zusammengezogen hatten, wurden von Sir Arthur Wellesley, dessen Name in Indien bereits berühmt war, aber jezt zum ersten Mal im europäischen Kriegsdienste gehört wurde, aus einander getrieben. Man gab endlich den unnützen Widerstand auf, und am 8ten September wurden die Zitadelle und die Forts von Kopenhagen dem brittischen General übergeben. Die dänischen Schiffe wurden in der größten Eile segelfertig gemacht, und mit den sehr bedeutenden Schiffsvorräthen beladen, deren sich die Franzosen zur Ausrüstung einer Flotte hätten bedienen können.

Da der Angriff auf Kopenhagen mit Umständen begleitet war, die leicht in ein nachtheiliges Licht ge-

sezt werden konnten, so zeigte Frankreich, das die Rechte der neutralen Nationen auch nie im geringsten beachtet hatte, und Napoleon, der Ueberzieher von Aegypten im tiefen Frieden mit der Pforte, derselbe Napoleon, der im Frieden mit dem deutschen Reiche Hannover besetzt hatte und gerade jezt darauf sann, sich Spanien und Portugal anzueignen — den größten Abscheu über die gegen die dänische Hauptstadt verübte Gewaltthätigkeit. Auch Rußland war beleidigt, und deutlich blickte aus seinem geheuchelten Eifer für die Rechte der Neutralität Unwillen über vereitelte Plane hervor. Aber der kühne und kräftige Geist, mit dem England seinen Plan entworfen und ausgeführt hatte, verbreitete einen heilsamen Schrecken unter die andern Nationen und belehrte die Neutralen, die sich unter dem Schutze dieses Namens beigehen lassen möchten, den Feinden Großbritanniens Vorschub zu leisten, daß dieses nicht ungestraft geschehen könne. Dies war allerdings mit manchen Unannehmlichkeiten für die kleineren Mächte verbunden, von denen wohl manche gerne die strengste Neutralität beobachtet haben würden, wenn sie im Stande gewesen wären, dem Einflusse und den Drohungen Frankreichs zu widerstehen; aber der wüthende Kampf zweier Nationen, wie Frankreich und England, gleicht dem Kampfe von Riesen, wobei die Kleineren und Schwächeren, die so unglücklich sind, sich in deren Bereich zu befinden, von dem einen Kämpfer

oder auch von beiden unfehlbar in den Staub getreten werden.

Aus dem tiefen Unwillen, den Buonaparte bei der Nachricht von dieser kritischen und entscheidenden Maßregel blicken ließ, konnte man schließen, wie sehr ihn eine solche Vereitlung seiner Plane schmerzen mußte. Es blieb ihm nichts übrig, als im Moniteur gegen Großbritannien loszuziehen; der Friedensbruch und die Verletzung des Völkerrechts wurden England als ein unausföhnliches Verbrechen von einem Manne vorgeworfen, der weder sein eigenes Wort, noch die Sitte des Völkerrechts zu achten pflegte, wenn sie mit seinen Zwecken in Collision kamen.

Noch sonderbarer war das Betragen Rußlands. Ein englischer Offizier, der in einem gewissen literarischen Rufe stand, wurde von Alexander oder von seinen nächsten Rathgebern beauftragt, dem britischen Ministerium die Zufriedenheit zu bezeigen, die der Kaiser insgeheim über die Gewandtheit und Geschicklichkeit empfinde, welche die Britten bei der Vereitlung der Absichten Frankreichs durch ihren Angriff auf Kopenhagen bewiesen hätten. Die englischen Minister wurden eingeladen, frei mit dem Czaar zu verkehren, als mit einem Fürsten, der, ob er gleich sich in die Umstände fügen müsse, nichts desto weniger so sehr wie immer der Sache der europäischen Unabhängigkeit zugethan sey. In Gemäßheit dieser

Einladung äußerte sich das brittische Kabinet über seinen Plan, der ungemessenen Macht Frankreichs durch ein Schuz= und Truzbündniß der nordischen Mächte ein Gegengewicht zu geben. Es ward vorausgesezt, daß Schweden dieser Allianz mit Freuden beitreten und daß Dänemark, durch das Beispiel Rußlands, des Hauptes und der Seele dieses Bundes, ermuthigt, das Gleiche thun würde.

Ein solcher Antrag wurde nun den russischen Ministern gemacht, aber von ihnen mit der größten Kälte aufgenommen. Es läßt sich jezt nicht mehr bestimmen, ob man etwa dem Agenten zu viel getraut habe, oder ob jene Eröffnung die Folge eines flüchtigen Gedankens an einen Bruch mit Frankreich, den der Kaiser später wieder aufgegeben, gewesen sey, oder ob man, was wohl das wahrscheinlichste ist, die Hülfsquellen und die Absichten Englands nur habe erforschen wollen. Kurz, die Art, mit der Rußland den Antrag Großbritanniens aufnahm, stach so sehr gegen diejenige ab, mit der es das Vertrauen der englischen Minister angesprochen hatte, daß es zu gar keiner Unterhandlung kam.

Alexander verkündete der Welt seinen lezten Entschluß, sobald als England die angebotene Vermittlung Rußlands in seinem Streite mit Frankreich ausgeschlagen hatte. In einer Proklamation oder in einem Manifest bezeigte der Kaiser seine Reue darüber, daß er England Zugeständnisse gemacht habe,

die sich dem russischen Handel als nachtheilig erwiesen hätten; er beklagte sich (und zwar mit Recht) über die Art, mit der England den Krieg durch unbedeutende Unternehmungen geführt, die nur seinen eigenen selbstsüchtigen Zwecken zuträglich gewesen seyen; und der Angriff auf Kopenhagen wurde als eine Verletzung des Völkerrechts dargestellt. Er vernichtete deßhalb jeden Vertrag, der zwischen Rußland und Britannien bestanden hatte, und namentlich den vom Jahre 1801, und bekannte sich nun zu den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität, die er ein Denkmal der Weisheit der großen Katharina nannte.

Im November 1806 erfolgte ein Ukas oder ein kaiserliches Dekret, auf brittische Schiffe und Güter Beschlag zu legen. Allein durch die Gunst der russischen Nation, und selbst der Regierungsbeamten wurden die Schiffsherren von dieser Maßregel vorher in Kenntniß gesezt; und nicht weniger als achtzig Schiffe, die mit günstigem Winde absegelten, kamen mit ihren Ladungen wohlbehalten nach England.

Oesterreich und Preußen sahen sich genöthigt, dem Beispiele Rußlands zu folgen, und dem brittischen Handel den Krieg zu erklären, so daß jezt Buonaparte seinem Hauptziele, allen Verkehr zwischen Großbritannien und dem Festlande aufzuheben, bedeutend näher kam.

Drittes Kapitel.

Uebersicht der innern Regierung Napoleons zur Zeit des tilsiter Friedens. — Abschaffung des Tribunats. — Der Staatsrath. — Die Präfekturen. — Das Wesen und die Bestimmung derselben. — Der Codex Napoleon. — Dessen Bestimmungen. — Vorzüge und Mängel desselben. — Vergleichung dieses Gesezbuchs mit dem englischen Rechtssysteme. — Preiswürdiges Bestreben Napoleons, dasselbe einzuführen.

Nachdem wir der aufsteigenden Bahn Napoleons bis zu dem Punkte gefolgt sind, wo seine Macht die größte Festigkeit gewonnen zu haben schien, müssen wir einen Blick auf seine innere Regierung werfen, nicht um dieselbe ausführlich abzuhandeln, was ganze Bände füllen würde, sondern um wenigstens den Karakter derselben, die Mittel, wodurch er seine Herrschaft behauptete, und das Verhältniß darzustellen, das sich zwischen dem Herrscher und seinen Unterthanen bildete.

Das leitende und, wir möchten sagen, das einzige Princip, auf welchem die Regierung Napoleons beruhte, war der schlichte Grundsaz, auf welchen sich jeglicher Despotismus zu allen Zeiten gestüzt hat, der Grundsaz nämlich, daß zwar der Herrscher oder der Inhaber der Staatsgewalt sich ganz und aus allen Kräften dem öffentlichen Wohl widmen solle, dafür aber hinwiederum von seinen Unterthanen den

unbedingtesten Gehorsam zu fordern habe. Einige
Herrscher haben ihren Anspruch auf diese gänzliche
Unterwerfung unter ihren Willen auf ihre Abkunft
und, nach Fillmar's Lehre, auf ihr Recht gegründet,
den Urvater des Stammes zu vertreten und als seine
Erben eine patriarchalische Gewalt zu üben. Andere
haben sich auf die Schrift berufen und dem gesun-
den Menschenverstande Gewalt angethan, um ihr
Herrscherrecht von einem besondern Rathschlusse der
Vorsehung abzuleiten. Ein erbliches Recht konnte
Buonaparte eben nicht ansprechen, aber er stüzte sich
nicht wenig auf den zweiten Grundsaz, indem er
sich, wahrscheinlich nicht ohne Selbsttäuschung, für ei-
nen Mann gehalten wissen wollte, der von dem Him-
mel selbst auf den erhabenen Posten, den er einnahm,
gestellt worden sey, und dem man sich daher nicht
widersetzen dürfe, wenn man anders nicht dem Schick-
sal selbst Troz bieten wolle, das ihn an der Hand
geführt, mit seinem Schilde bedeckt und auf eben so
sonderbaren als gefährlichen Wegen auf den erha-
benen Posten gebracht hatte, auf dem er stand. Nie-
mand war sein Lehrer in der Kunst seiner Selbstbe-
förderung gewesen — niemand war sein Führer ge-
wesen auf seinem gefährlichen Pfade zur Macht —
kaum konnte sich jemand rühmen, etwas mehr als
ein untergeordneter Gehülfe zu seiner Beförderung
beigetragen zu haben. Napoleon schien auf die
schwindelnde Höhe seines Standpunktes durch eine
über-

übermenschliche Kraft gehoben worden zu seyn, durch eine Macht, ohne welche selbst seine hohen Talente nichts ausgerichtet haben würden. Doch nicht diesem Prinzip allein kann die allgemeine Unterwerfung unter seine schrankenlose Gewalt zugeschrieben werden. Buonaparte kannte den Karakter der französischen Nation so gut, daß er ihr eine Entschädigung für ihre Dienstbarkeit anbieten konnte, und zwar erstens in dem vorherrschenden Einflusse, den er ihr in Europa verschaffen wollte; zweitens in den Municipaleinrichtungen, durch die er sie regierte — Einrichtungen, die, obgleich sie einer an billige und gerechte Gesetze gewöhnten Nation bei weitem nicht genügt haben würden, doch Schuz für Leben und Eigenthum gewährten, und daher denjenigen gar sehr willkommen seyn mußten, die unter dem republikanischen Systeme die Schlachtopfer der Grausamkeit, der Raubsucht und der unbändigsten, um so gehässigeren Tyrannei gewesen waren, als sie im Namen der Freiheit ausgeübt wurde.

Auf den ersten Regierungskunstgriff haben wir bereits aufmerksam gemacht, und man darf denselben nicht außer Acht lassen, wenn der Grund von Napoleon's Popularität in Frankreich untersucht werden soll. Buonaparte sprach sich darüber sehr bündig aus, indem er die Unfähigkeit der Direktoren, seiner Vorgänger in der Regierung, mit den folgenden Worten tadelte: „Diese Menschen verstehen es nicht, auf

die Einbildungskraft der französischen Nation zu wirken." Diese mehr italienische als französische Phrase enthüllt uns das Geheimniß der von Napoleon geübten Macht. Er selbst hielt sich für den Mann, von dem das Schicksal Frankreichs abhing — der durch hundert entscheidende Siege den Ruhm Frankreichs gegründet. Mit seinem Schwerte hatte er alle die Hindernisse besiegt, die den größten französischen Monarchen unüberwindlich geschienen hatten, und Frankreich zur vorherrschenden Macht in Europa gemacht. Nur er konnte mit Recht die unbedingte Herrschaft über Frankreich ansprechen, er, der die Nation aus einer gefährlichen Lage gerettet, ihre Mißhelligkeiten beigelegt, ihre Parteien versöhnt, ihre Niederlagen in Siege umgewandelt und eine zerrüttete Nation, die nahe daran war die Beute innerer und äußerer Feinde zu werden, zur Herrscherin von Europa erhoben hatte. Alle diese Leistungen waren aber an eine Bedingung geknüpft, die wir bereits kennen — an die Bedingung des Versuchers in der Wüste, der, nachdem er alle Königreiche der Erde zur Schau gelegt, ausrief: „Alles dieses will ich Dir geben, so Du vor mir niederfällst, und mich anbetest."

Napoleon hatte dieses prahlerische Versprechen erfüllt, und dies schmeichelte einem Volke, dem es mehr um Ruhm, als um Freiheit zu thun ist, das lieber von seinen Siegen in fremden Ländern hört, a.. mit Ruhe die Freiheit seiner Gedanken und Hand=

lungen genießt, und diesen Genuß gerne entbehrt, wenn nur seiner Eitelkeit geschmeichelt wird.

So benüzte Napoleon die Einbildungskraft der Franzosen, oder, um seine Phrase wörtlicher zu übersetzen, so trieb er mit derselben sein Spiel. Er gab ihnen öffentliche Feste, Siege und eine ausgebreitete Herrschaft, und nahm sich dafür heraus, ihre Kinder in aufeinanderfolgenden Schaaren in noch entferntere und noch weitgreifendere Eroberungskriege zu führen und die Masse der zu Hause bleibenden Nation nach seinem Gefallen zu beherrschen.

Zu diesem Ende ward an die Stelle des einen Gözendienstes allmählig und mit vieler Geschicklichkeit ein anderer gesezt; nur der Gegenstand der öffentlichen Verehrung änderte sich, die Verehrung selbst blieb. Frankreich war vordem durch politische Maximen regiert worden — jezt wurde es durch den Namen eines einzigen Mannes in Ordnung gehalten. Früher war die Republik Alles — ein Lafayette, ein Dumouriez oder Pichegru gar nichts. Jezt galt der Name eines glücklichen Feldherrn mehr, als der ganze Codex der Menschenrechte. Frankreich hatte sich Mord, Raub, Revolutionstribunale, jede Art von Grausamkeit und Unterdrückung gefallen lassen, so lange sie mit den Zauberworten: „Freiheit und Gleichheit — Verbindung — öffentliches Wohl und Volksglück" übergoldet waren. Es zeigte sich eben so fügsam, als „die Ehre seiner kaiserl. und königl.

Majestät — das Interesse des großen Reichs — der Glanz des Kaiserthrons" das Losungswort wurden. Freilich waren die Opfer unter der neuesten Form weniger ungeheuer; sie beschränkten sich auf die vom Kaiser beliebten Abgaben und auf ein beständiges Vorgreifen in der Konskription. Die republikanischen Tyrannen forderten beides, Leben und Eigenthum — der Kaiser begnügte sich mit dem zehnten Theil des leztern und mit der unumschränkten Verfügung über denjenigen Theil der Familie, der zum Behuf neuer Eroberungen die Waffen am besten tragen konnte. Dies war der Preis, um welchen dieses so lange zerrüttete Land nach seiner Revolution wieder den Vortheil einer festen und kräftigen Regierung erkaufen sollte.

Der Karakter dieser Regierung, ihre Mittel und Grundsätze müssen jezt in Kürze beschrieben werden.

Man wird nicht vergessen haben, daß Buonaparte, der Erbe der Revolution, sich die Formen und Modificationen der Direktorialregierung, von Sieyès auf eine scharfsinnige Weise in etwas verbessert, angeeignet hatte; aber sie bestanden blos als Formen und hatten ganz keinen Einfluß auf die Regierung. Der Senat und die gesezgebenden Körperschaften hingen ganz und gar vom Kaiser ab, der sie besoldete und sich ihrer bediente, um die Gesetze, die er für gut fand, bekannt zu machen. Das Tribunat war errichtet worden zum Schutze des Volks gegen alle

Handlungen willkührlicher Gewalt, als: Verhaftungen, Verbannung, Angriffe auf die Preßfreiheit und dergleichen; Buonaparte aber untergrub nach und nach die Rechte und das Ansehen dieser Körperschaft, gestattete ihr nur partielle und geheime Sitzungen, beraubte sie ihrer wackersten Mitglieder und hob sie endlich ganz auf, um, wie er sagte, den Staatsaufwand zu vermindern. Sie war in der That ganz entbehrlich geworden, aber nur, weil man ihren Karakter verändert hatte, und weil sie, vom Senate, nicht vom Volke gewählt, nie aus Männern bestand, die bereit waren, dem drohenden Blicke der Gewalt zu trotzen, wenn diese ihre Grenzen überschritt. Da aber schon der Name dieses Instituts Ideen von republikanischer Freiheit zurückrief, so hielt es der Kaiser für angemessen, dasselbe ganz abzuschaffen.

Die Behörde, die der Kaiser zu Rathe zog, war der sogenannte Staatsrath, in welchem er selbst den Vorsiz führte. Seine Funktionen waren sehr verschiedenartig und bezogen sich auf die politische Gesezgebung oder auf Justizgegenstände, je nach der Tagesordnung. Er war mit einem Worte eine Hülfsquelle für Buonaparte, wenn er der Meinung, des Gutachtens oder der Kenntnisse Anderer bedurfte, um seine eigenen Ansichten zu ergänzen; und er bediente sich nicht selten des Beistandes des Staatsrathes, um jene Beschlüsse zu fassen, die er dann durch seine Minister vollziehen ließ. Herr von La=

Cases, selbst Mitglied desselben, verweilt mit Vergnügen bei der Freiheit, die Buonaparte in den Debatten zuließ, und bei der guten Laune, mit der er selbst hartnäckigen und lebhaften Widerspruch ertrug, und möchte uns den Staatsrath gern als eine bedeutende Schuzwehr gegen die Willkühr des Souverains darstellen. Was er gesagt hat, läuft jedoch nur darauf hinaus, daß Buonaparte, der die Meinung seiner Räthe hören wollte, ihre Redefreiheit und sogar ihre Einwendungen duldete. Mahmud und Amurath mögen in ihrem Divan sich eben so benommen haben, blieben aber darin nichts desto weniger die uneingeschränkten Herren über das Leben derjenigen, die sie zu Rathe zogen. Wir zweifeln nicht, daß Buonaparte bei gewissen Gelegenheiten seinen Räthen viele Freiheiten gestattete, und sogar bisweilen ihren Meinungen nachgab, ohne davon überzeugt zu seyn, wenigstens in solchen Fällen, wo seine Leidenschaften oder seine Interessen nicht ins Spiel kamen *). Wir lesen aber noch weiter, daß der Kaiser

*) Ségur führt einen Fall an, wo Buonaparte seine Meinung gegen die des Rathes aufgab. Die kaiserlichen Gerichtshöfe hatten ein Weib aus Amsterdam, das wegen eines Kriminalverbrechens in Untersuchung war, zweimal losgesprochen. Der Appellationshof trug nun darauf an, diese Frau zum dritten Mal vor Gericht zu stellen. Buonaparte allein stritt gegen den ganzen Staatsrath, und forderte für das arme Weib die Freiheit, welche sie von Rechtswegen erlangt haben

sich gegen etwas eigensinnige Männer auf eine Weise äußerte, die deutlich zeigte, daß er sich ihren Widerspruch nicht über eine gewisse Grenze hinaus gefallen lasse. Zu einem solchen Manne konnte er sagen: „Sie sind sehr eigensinnig; wie, wenn ich es nun in demselben Grade wäre? Sie haben Unrecht, den Mächtigen auf das Aeußerste zu treiben. — Sie sollten die Schwachheit der menschlichen Natur nicht so verkennen.“ Zu einem Andern sagte er nach einem solchen hartnäckigen Streite: „Nehmen Sie sich doch ein wenig in Acht, und schonen Sie in Zukunft meine Laune mehr. Sie haben es gestern so arg gemacht, daß ich mir die Schläfe kratzen mußte. Das will viel sagen — in Zukunft vermeiden Sie es, mich so weit zu treiben.“

Solche Beschränkungen der Redefreiheit in dem französischen Staatsrathe sind verwandt mit denjenigen, die bei den festlichen Unterhaltungen zu Sans Souci Statt fanden, wo der große Friedrich jede

---

sollte, in Betracht der Vorurtheile, welche man gegen sie rege gemacht haben mußte. Er gab zulezt der Mehrzahl nach, erklärte aber, er thue dies ohne überzeugt zu seyn. Hiebei muß bemerkt werden, erstens, daß Buonaparte nicht persönlich bei der Entscheidung der Frage interessirt war, und zweitens, daß er, wenn ihn die Sache überhaupt etwas anging, das Schicksal der Frau in seinen Händen hatte, da er sie nur begnadigen durfte, falls sie von dem Appellationshofe verurtheilt würde.

Art von vertraulichem Scherze und persönlicher Nekkerei zuließ und ermunterte, sobald diese aber eine gewisse Grenze überschritten, seinen lustigen Gästen zu bedeuten pflegte, daß er des Königs Tritt in der Gallerie vernehme. So geschah es auch manchmal, daß Napoleon, nicht zufrieden, seine Räthe das entfernte Rollen des kaiserlichen Donners hören zu lassen, seine Blitze mitten unter dieselben schleuderte. Ein solcher Vorfall war der mit Portalis. Dieser talentvolle und rechtschaffene Staatsmann hatte, wie wir gesehen haben, dadurch, daß er das Konkordat zu Stande brachte, große Dienste geleistet, und war deßwegen zum Minister der kirchlichen Angelegenheiten und zum Staatsrathe ernannt worden. In den nachfolgenden Streitigkeiten zwischen dem Pabste und Buonaparte war ein Verwandter des Ministers beschuldigt worden, die päbstlichen Bullen oder Ermahnungsschreiben in Umlauf gebracht zu haben, und Portalis hatte es versäumt, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen. Dafür fuhr ihn Napoleon in voller Sitzung in den härtesten Ausdrücken an, warf ihm vor, seinen Eid als Staatsrath und Minister gebrochen zu haben, nahm ihm beide Stellen ab und wies ihn als einen Hochverräther aus der Versammlung. Wäre nun eines der Mitglieder des Staatsraths, als dieser Spruch noch in allen Ohren klang, zwischen den Drachen und seinen Grimm getreten, um vorzustellen, daß auf eine so

schwere Anklage nicht unmittelbar der Verweis und die Strafe folgen dürfe — daß Herr Portalis durch falsche Nachrichten oder vielleicht durch den ganz natürlichen Wunsch verleitet worden sey, den Fehler seines Vetters zu verdecken — daß er vielleicht auch aus zwar irrigen und redlich gemeinten religiösen Ansichten also gehandelt habe — dann würden auch wir in dem Staatsrathe Napoleons eine Behörde erkannt haben, die dem angeklagten Bürger einigen Schuz gegen den Despotismus der Regierung gewähren könne. Aber zu welcher Zeit und in welchem Lande könnte die Freiheit der Nation der Obhut der unmittelbaren Rathgeber der Krone anvertraut werden? Sie findet nur bei einer Behörde Schuz, deren Gewalt unmittelbar vom Volke ausgegangen ist, und die als hemmende und einsprechende Behörde vom Volke selbst hinwiederum unterstüzt und vertheidigt wird.

Die Beschlüsse des Staatsraths oder auch diejenigen, die Napoleon ohne dessen Theilnahme faßte (denn man begreift leicht, daß er denselben zu seinen geheimen politischen Erörterungen nicht zugezogen haben wird), wurden, wie in andern Ländern, mit den Ministern besprochen und von diesen vollzogen.

Derjenige Theil des kaiserlichen Staatsorganismus, auf den sich Buonaparte viel zu gut that, war das Institut der Präfecturen, eines der tüchtigsten

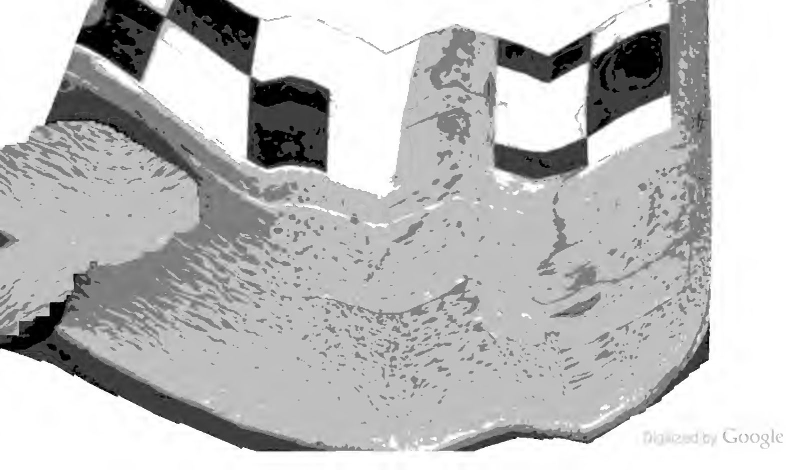
Werkzeuge des Despotismus. Der Zweck
Tendenz dieses Instituts ist gar nicht zu v
indem Buonaparte und seine erbittertsten
dasselbe Gemälde davon entwerfen, jener, un
zu preisen, diese, um dasselbe zu tadeln. J
fekt war die höchste Obrigkeit in dem ihm
senen Bezirke, wo er, wie die ehemaligen
nants oder Statthalter in den Grafschaf
Person des Souverains vorstellte. Man wäl
Männer, die man gewinnen oder die man
wollte. Sie bezogen einen sehr bedeutenden
mal einen ganz übertriebenen Gehalt von
20,000, ja sogar von 30,000 Franken. Ein
deutender Aufwand war, wie Napoleon beh
durch das moralische Verderbniß in Frankre
anlaßt, wegen welchem die Menschen mehr d
ren Eigennuz, als durch ihr Pflichtgefühl
werden mußten. Seine Feinde dagegen sahe
einen der leitenden Grundsäze seiner Regier
das öffentliche Wohl als ein Hirngespinst beh
und das persönliche Interesse zu dem Hau
tüchtiger Staatsdiener erhob. Zu Präfecten
in der Regel Männer gewählt, die zufolge ih
burt und ihrer Lage dem Departement, dem
standen, gewissermaßen fremd waren; sie gl
in der Fremde, das heißt in einem Lande a
len, wo man sie nicht kannte, war eine der
Maximen Napoleons. Sie hingen einzig vo

schwere Anklage nicht unmittelbar der Verweis und die Strafe folgen dürfe — daß Herr Portalis durch falsche Nachrichten oder vielleicht durch den ganz natürlichen Wunsch verleitet worden sey, den Fehler seines Vetters zu verdecken — daß er vielleicht auch aus zwar irrigen und redlich gemeinten religiösen Ansichten also gehandelt habe — dann würden auch wir in dem Staatsrathe Napoleons eine Behörde erkannt haben, die dem angeklagten Bürger einigen Schuz gegen den Despotismus der Regierung gewähren könne. Aber zu welcher Zeit und in welchem Lande könnte die Freiheit der Nation der Obhut der unmittelbaren Rathgeber der Krone anvertraut werden? Sie findet nur bei einer Behörde Schuz, deren Gewalt unmittelbar vom Volke ausgegangen ist, und die als hemmende und einsprechende Behörde vom Volke selbst hinwiederum unterstüzt und vertheidigt wird.

Die Beschlüsse des Staatsraths oder auch diejenigen, die Napoleon ohne dessen Theilnahme faßte (denn man begreift leicht, daß er denselben zu seinen geheimen politischen Erörterungen nicht zugezogen haben wird), wurden, wie in andern Ländern, mit den Ministern besprochen und von diesen vollzogen.

Derjenige Theil des kaiserlichen Staatsorganismus, auf den sich Buonaparte viel zu gut that, war das Institut der Präfecturen, eines der tüchtigster

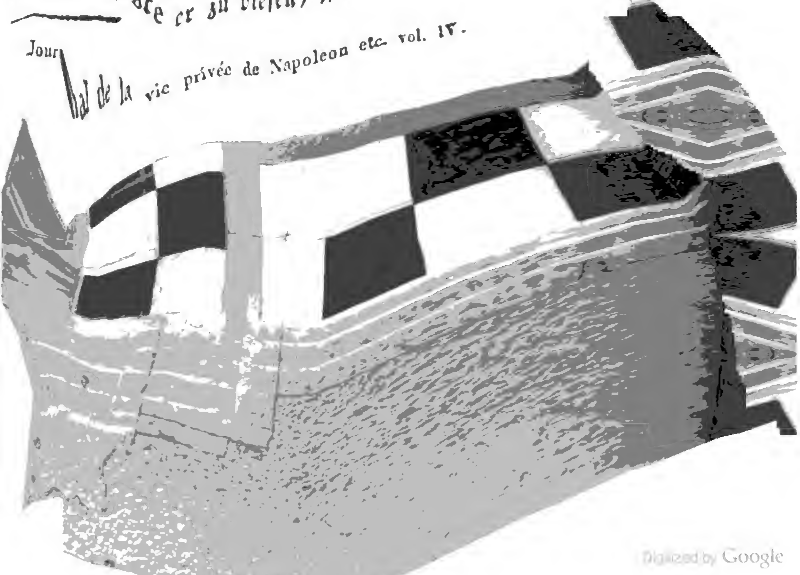
Werkzeuge des Despotismus. Der Zweck u
Tendenz dieses Instituts ist gar nicht zu verk
indem Buonaparte und seine erbittertsten
dasselbe Gemälde davon entwerfen, jener, um i
zu preisen, diese, um dasselbe zu tadeln. Jed
fekt war die höchste Obrigkeit in dem ihm a
senen Bezirke, wo er, wie die ehemaligen
nants oder Statthalter in den Grafschafte
Person des Souverains vorstellte. Man wähl
Männer, die man gewinnen oder die man b
wollte. Sie bezogen einen sehr bedeutenden,
mal einen ganz übertriebenen Gehalt von
20,000, ja sogar von 30,000 Franken. Ein
deutender Aufwand war, wie Napoleon beha
durch das moralische Verderbniß in Frankrei
anlaßt, wegen welchem die Menschen mehr d
ren Eigennuz, als durch ihr Pflichtgefühl g
werden mußten. Seine Feinde dagegen sahe
einen der leitenden Grundsätze seiner Regier
das öffentliche Wohl als ein Hirngespinst beh
und das persönliche Interesse zu dem Hau
tüchtiger Staatsdiener erhob. Zu Präfecten
in der Regel Männer gewählt, die zufolge ih
burt und ihrer Lage dem Departement, dem
standen, gewissermaßen fremd waren; sie gl
in der Fremde, das heißt in einem Lande a
len, wo man sie nicht kannte, war eine der
Maximen Napoleons. Sie hingen einzig v



ser ab, der sie nach Gefallen entfernte oder ab-
e. Diesen wichtigen Beamten war die Verwal-
g der Departements anvertraut.

„Mit der Gewalt und den örtlichen Hülfsmit-
, die ihnen zu Gebote standen," sagte Buona-
e, „waren die Präfecten selbst Kaiser in einem
üngten Maßstabe; und da sie nur den Impuls
den Anstoß, der vom Throne ausging, weiter
pflanzten, da sie ihre Macht nur ihrem Amte,
eswegs aber ihrer persönlichen Würde verdankten,
waren sie der Krone eben so nüzlich, als die vor-
igen hohen Regierungsbeamten, ohne dieselbe,
die leztern manchmal thaten, je in Verlegen-
setzen zu können." Durch den Präfecten wur-
, wie gesagt, der Impuls, der von dem Mittelpunkte
Regierung ausging, bis zu den äußersten Enden
Reiches fortgepflanzt; durch ihre Vermittlung
drang der Einfluß der Krone und der Wille der
erung eine Masse von vierzig Millionen wie
Zauberkraft. Es scheint, daß Napoleon, als er
Liebe dieses schreckliche Werkzeug der unumschränk-
Macht beschrieb, doch gefühlt habe, es möchte
lbe nicht ganz die Billigung jener Freunde libe-
Institutionen erhalten, um deren Beifall er sich
er leztern Zeit seines Lebens bewarb. „Die Prä-
n sind," sagte er zu diesen, „eine Schöpfung,

Journal de la vie privée de Napoleon etc. vol. IV.



zu der ich mich gezwungen sah. Durch di[e]
der Umstände zur Diktatur berufen, mußte
Fäden der Regierung, die sich durch das ga[nze]
zogen, durch einen Schlußknoten gehörig ve[r]
und in großer Spannung erhalten, auch ihr
ungewöhnliche Elasticität geben, damit sie de[n]
chen, die ohne Unterlaß gegen das ganze Sy[stem]
führt wurden, widerstehen konnten." *) Sein[e]
fertigung läuft auf Folgendes hinaus: „Mei[ne]
genossen waren außerordentlich erpicht auf
Rang und Reichthum. Ich warb sie daher [z]
uen Gehülfen durch Anstellungen und Besol[dungen]
Dem aufblühenden Geschlechte brachte ich [d]
bessere Grundsätze bei. Mein Sohn hätte
linge um sich gesehen, die Sinn für Gerecht[igkeit]
Ehre und Tugend hatten; und die Staat[s]
würden in der Erfüllung ihrer Dienstpflicht ih[re Be]
lohnung gefunden haben."

Die Freiheit Frankreichs war demnach bi[s]
Wiederkehr des goldenen Zeitalters verschoben
die wiedergeborne Menschheit sich um Mach[t]
Reichthum nicht mehr bekümmern sollte. Ein[st]
len hatte Frankreich die Diktatur und die
fecten.

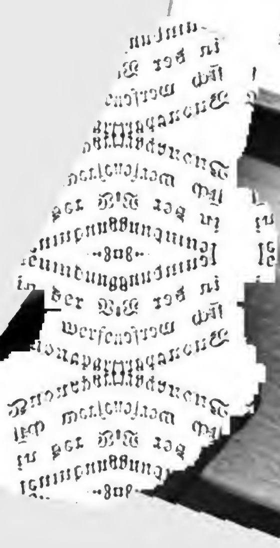
Jener Impuls, wie ihn Napoleon nennt,
welchen diese untergeordneten Agenten in der

*) Journal de la vie privée de Napoleon etc. vol. I[V]

ments in Thätigkeit gesezt wurden, wurde in
iegel durch ein Rundschreiben oder Proklama=
gegeben, worin diejenige Maßregel bekannt ge=
: wurde, welche die Regierung durchzusetzen
hte. Dieses Schreiben war von dem Minister,
ssen Geschäftskreis die Sache einschlug, unter=
:et, und schloß mit der Ermahnung an den Prä=
, in der Betreibung der Sache thätig zu seyn,
er anders die Gnade des Kaisers verdienen
der Krone seine Ergebenheit beweisen wolle.
:ine so dringende Weise aufgefordert, fertigte
)räfect den erhaltenen Befehl an den Unter=
ten und die Vorsteher der Gemeinden in sei=
Departement aus, die, durch dasselbe Motiv
r Principal angetrieben, sich durch ihre Bereit=
:it, die Befehle des Kaisers zu vollstrecken,
eichnen, und das Lob thätiger Agenten zu ver=
suchten.

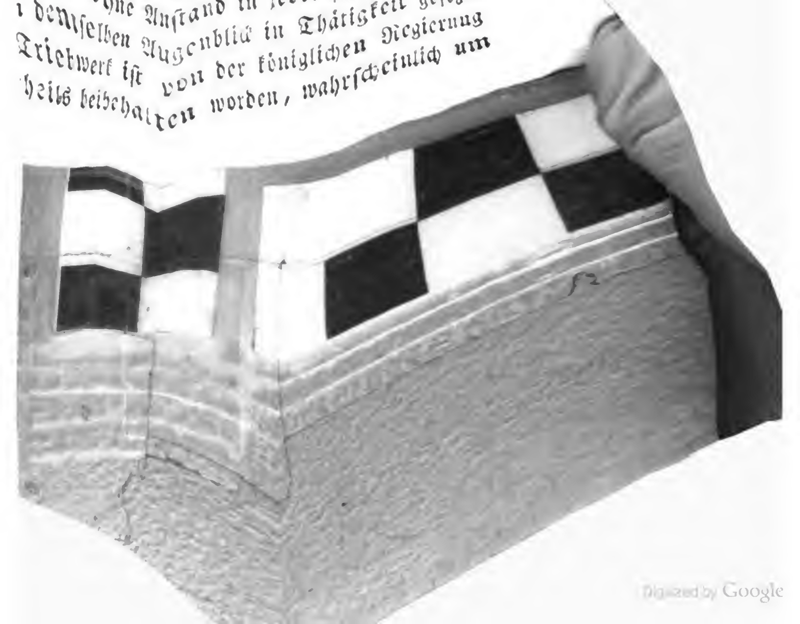
en Präfecten lag ferner ob, darauf zu sehen,
denen zu öffentlichen Belustigungen bestimm=
gen dem Staatsoberhaupte die gebührende
:wiesen wurde, auch die Municipalitäten daran
nern, in gelegenheitlichen Adressen ihre Be=
ung der großen Talente des Kaisers und ihre
llchkeit an seine Person auszudrücken. Der=
Zuschriften erschienen alsdann im Moni=
ad sind, wenn man sie genau untersucht, die
arste ... Machwerke, die in den Annalen der

Schmeichelei vorkommen mögen. **Wir wo**
anführen, daß ein Maire — der von **Amie**
wir glauben — in der Extase seiner **Vereh**
Kaisers behauptete, die Gottheit müsse, **nac**
Napoleon ins Daseyn gerufen, wie nach **der S**
des Weltalls, ausgeruht haben. Diese **un**
rhetorische Floskeln mögen gotteslästerlich
cherlich erscheinen, und man hätte glauben
daß ein Mann von Napoleons Verstand u
schmack sie entweder mildern oder unterdrück
de. Allein er kannte den Einfluß, den solche
sungen eines und desselben Gegenstandes auf
fentliche Meinung haben. Gedanken, die in
denen Ausdrücken in mancherlei Formen oft
holt werden, verfehlen zulezt ihre Wirkung
Volk nicht, besonders wenn dieses keinen Wid
vernimmt. Eine Uniform, in welcher der E
lich vielleicht lächerlich ausnimmt, macht gro
fekt, wenn sie von einem zahlreichen Korps g
wird; der Marktschreier, der seine Arzneimit
eine Art anpreist, die uns lächerlich vorkomm
redet uns zulezt doch, einen Versuch damit
chen, eben dadurch, daß er nicht müde wird, d
Lied anzustimmen. Diejenigen, die sich mit
leumdungen abgeben, wissen, daß, wenn sie,
in der Volkssprache heißt, nur recht mit Ko
sich werfen, immer etwas davon hängen bleibt
Buonaparte, der nach demselben Grundsatze,



Behuf des entgegengesezten Zweckes handelte,
.wohl, daß die Wiederholung seines Lobes in
schmeichlerischen Zuschriften endlich Eindruck
ie Nation machen müsse und zulezt als der
uck der öffentlichen Meinung gelten würde.
aber, ein Schriftsteller, der zu sehr befangen
s daß man ihm vollen Glauben beimessen könn-
at verschiedene Beispiele von der Unwissenheit
räfecten angeführt. Manche von diesen waren
ilige Generale, und als solche von den zur Ver-
ng eines bürgerlichen Amtes nöthigen Kennt-
entblößt.

a aber alle ohne Ausnahme zufolge eines
satzes in einer Sphäre angestellt wurden, wo
die Kenntniß der örtlichen Verhältnisse ab-
so begreift man leicht, daß sie manchmal sich
echt zu benehmen wußten. Wenn aber der-
Schriftsteller versichert, man habe den Präfec-
: Erpressungen zur Last gelegt, und sie hätten
hrend ihrer Amtsführung nur durch Erspar-
ı ihren gesetzlichen Besoldungen etwas erwer-
men, so darf man ihm allerdings glauben.
war Napoleons Provinzialverwaltung einge-
und durch solche Agenten wurde sie ohne
ß und ohne Anstand in jeder Provinz Frank-
ı denselben Augenblick in Thätigkeit gesezt.
Triebwerk ist von der königlichen Regierung
heils beibehalten worden, wahrscheinlich um



Gesetze zu verschaffen. Während der Direktorialre-
gierung hatte man zwei oder drei Versuche im Ra-
the der Fünfhundert gemacht, die Gesetze zu ordnen;
man war aber nie weiter gekommen, als zu einem
vorläufigen Berichte. Cambacérès, ein trefflicher
Rechtsgelehrter und aufgeklärter Staatsmann, war
einer von denjenigen, welche die Aufmerksamkeit d
Staates auf dieses dringende und hochwichtige Ge-
schäft zu lenken suchten. Die verschiedenen aufei-
anderfolgenden Regierungen hatten sich begnü-
solche Gesetze zu erlassen, die sich auf die volksthü-
lichen Gegenstände des Tages bezogen, und,
z. B. das Gesez über die Ehescheidung, in dem a
schweifenden Sinne jener Zeit gedacht waren. Ca-
bacérès dagegen umfaßte in seinem Entwurfe
durchgreifende Klassifikation aller Zweige der Ju-
prudenz, huldigte dabei aber, wie man sagt,
allzusehr den revolutionären Ansichten, als daß B-
naparte, der Wiederhersteller der monarchischen
men, seine Arbeit hätte zu Grund legen könne

Nach der Revolution vom 18ten Fructidor
Napoleon kein besseres Mittel, sich die Volks
zu verschaffen und seine eigene Macht an das
teresse Frankreichs zu knüpfen, als die Wiede
nahme eines Geschäfts, das die vorigen Lenke
Republik für zu schwierig gehalten hatten; er
dadurch ein würdiges Vertrauen auf die Daue
ner Macht und den preiswürdigen Wunsch, di



Vortheil der Nation zu gebrauchen. Durch ei-
Beschluß der Konsuln vom 24sten Thermidor
Jahres 8 wurde der Justizminister sammt eini-
ausgezeichneten Rechtsgelehrten angewiesen, vier
its entworfene Projekte, die Abfassung eines Ci-
der betreffend, in Prüfung zu nehmen, diesfalls
Gutachten zu stellen und die geeignetsten Grund-
n zu einer Civilgesezgebung anzugeben.

In einer sehr merkwürdigen Einleitung zu dem
n Entwurfe eines Civilgesezbuches zeigen die
ichterstatter, daß der nicht unterrichtete Theil
Publikums gar keinen rechten Begriff von der
n gewordenen Aufgabe habe. Viele stehen in
Wahne, die ganze Gesezgebung lasse sich auf ei-
allgemeine und sehr einfache Billigkeitsmaximen
ckführen, mittelst welcher ein verständiger und
chgesinnter Richter alle zwischen Menschen vor-
nende Streitfragen gar wohl entscheiden könne.
olgt hieraus, daß die Vervielfältigung der An-
iten, der Ausnahmen, der besondern Fälle und
peziellen Bestimmungen, welche durch die Schlau-
der Gesezkundigen bei den civilisirten Nationen
führt worden sind, zu nichts dienen, als den
n Gang der Gerechtigkeit durch willkührliche
ationen und Spizfindigkeiten zu stören, nur
iejenigen, welche die Auslegung der Geseze
Gewerbe machen, und die streitenden Par-
h das von ihnen selbst und von ihren Vor-

gängern geschaffene Dunkel führen, zu Reichthu
und Ansehen gelangen mögen.

Solche Begriffe vom Recht und den Rechtsa
wälten hatte jenes Parlament, das Cromwell'n v
schlug, das ganze gemeine Recht von England ab
schaffen und die Rechtsgelehrten als unnütze M
glieder des gemeinen Wesens aus dem Lande zu
gen. Dies war auch die Meinung mancher fran
sischer Staatsmänner, die, vorschnell über rechtli
wie über politische Gegenstände urtheilend, sich e
bildeten, eine dem System der zwölf Tafeln nach
bildete Sammlung von Maximen könnte in dem
dernen Frankreich die Stelle eines Civilkoder
treten. Diejenigen, die so dachten, hatten gän
vergessen, wie bald die Gesetze dieser zwölf Ta
für Rom selbst unzureichend wurden — wie ei
Gesetze durch die allmählige Veränderung der
ten veralteten, andere keine Anwendung mehr zu
ßen — wie für dringende Fälle durch Dekrete
Senats, durch Beschlüsse des Volks, durch Edikte
Konsuln, durch Verordnungen der Prätoren, d
Gutachten von Rechtsgelehrten, endlich durch
Rescripte, Edikte und Novellen der Kaiser ge
werden mußte, bis endlich das Ganze zu einer M
anwuchs, die Theodosius und Justinian zu ent
ren und in Ordnung zu bringen kaum im St
waren. Dagegen wird man einwenden, daß d
gerade dasjenige sey, worüber man klagt, da

achheit der alten Geseze allmählig ausgeartet
dann durch das eigennüzige Streben der Men-
i, nicht durch die natürlichen Fortschritte der
ellschaft, das verwickelte für jedermann lästige
em entstanden sey.

Darauf ist leicht zu antworten. So lange die
ellschaft in einem einfachen Zustande bleibt, be-
sie nur weniger und einfacher Geseze; sobald sich
Stände bilden, Pflichten entstehen und Ver-
lichkeiten eingegangen werden, von denen man
einer roheren und früheren Periode nichts wuß-
müssen diese neuen Verhältnisse, Pflichten und
bindlichkeiten durch neue Regeln und Verordnun-
festgesezt werden, die, sobald man ihrer bedarf,
weder durch eine lange Gewohnheit oder durch
bestimmte gesezliche Verordnung Geltung erhal-

Es gibt ohne Zweifel einen gesellschaftlichen
and, wo die Gesezgebung sehr einfach seyn kann,
zwar da, wo das ganze Gesez des Landes mit
Willen des Königs oder des Richters in eins
mmenfällt. Dies ist der Fall in der Türkei, wo
Kady an kein Gesez, an keinen Vorgang gebun-
und mit seinem Gewissen einzig auf den Koran
wiesen ist. Aber die Menschen sind so geneigt,
unbeschränkte Gewalt zu mißbrauchen, die mensch-
Natur ist so wenig zur Handhabung derselben
net, daß in allen Ländern, wo der Richter nach
kühr verfahren darf, er der Bestechung zugäng-

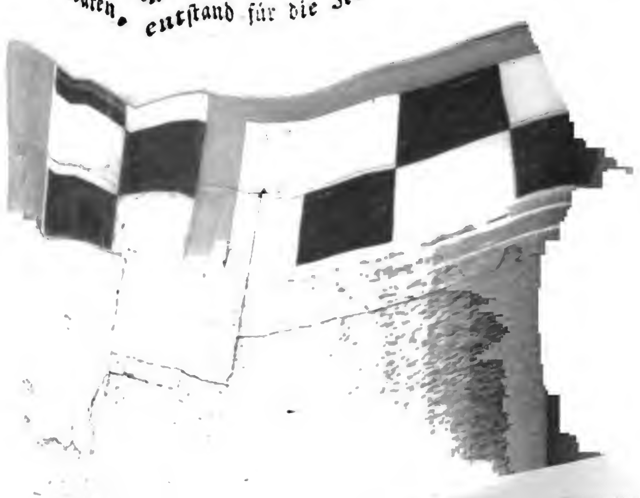
lich ist, oder sich durch Drohungen schrecken läßt. Es ist ihm kein Weg vorgezeichnet, kein Leuchtthurm ist da, auf den er sein Schiff zusteuern kann, und so läßt er sich nur vom Eigennuz führen.

Von diesen Ansichten ausgehend, glaubten die französischen Gesezgebungskommissäre in dem Civilkoder so viel wie möglich alle in dem gegebenen gesellschaftlichen Zustande bekannten und anerkannten Rechte in Schuz nehmen zu müssen. Weniger al[s] dies konnten sie gar nicht thun, und nach unsere[r] Meinung ist ihr Koder nicht einmal ganz dazu ge[-]eignet, diesen Hauptzweck zu erreichen. Nach de[r] Idee des gesellschaftlichen Vertrags überträgt de[r] Einzelne der Gemeinde sein Recht, sich selbst zu b[e]schüzen und zu rächen unter der vorbehaltenen un[-]nerläßlichen Bedingung, daß das öffentliche Ges[ez] ihn vertheidige und diejenigen, die ihm Unrecht g[e]than haben, zur Strafe ziehe. Gleich wie die Ra[che] nach Baco eine Art wilder Gerechtigkeit ist, so [ist] in manchen Fällen die Forderung des Rechts für d[en] Einzelnen nur ein modificirtes und gesezliches V[er]langen nach Rache, welches durch die moralischen u[nd] religiösen Gefühle dessen, der Recht sucht, allerdin[gs] gemäßigt werden sollte, dem aber das Gesez d[en] freien Lauf lassen muß, zur Entschädigung dafür, [daß] es dem Menschen in der Befriedigung seiner nat[ür]lichen Leidenschaften einen Zaum anlegt. Die Rech[ts]streitigkeiten lassen sich demnach nicht unterdrück[en]



rn nur vermindern, dadurch, daß man ihm vor-
Bestimmungen festsezt, welche den grösten Theil
orkommenden Fälle umfassen, und es den Rich-
überläßt, im Geiste des Gesetzes dasjenige ab-
chen, was nach dem Buchstaben desselben nicht
entschieden werden kann.

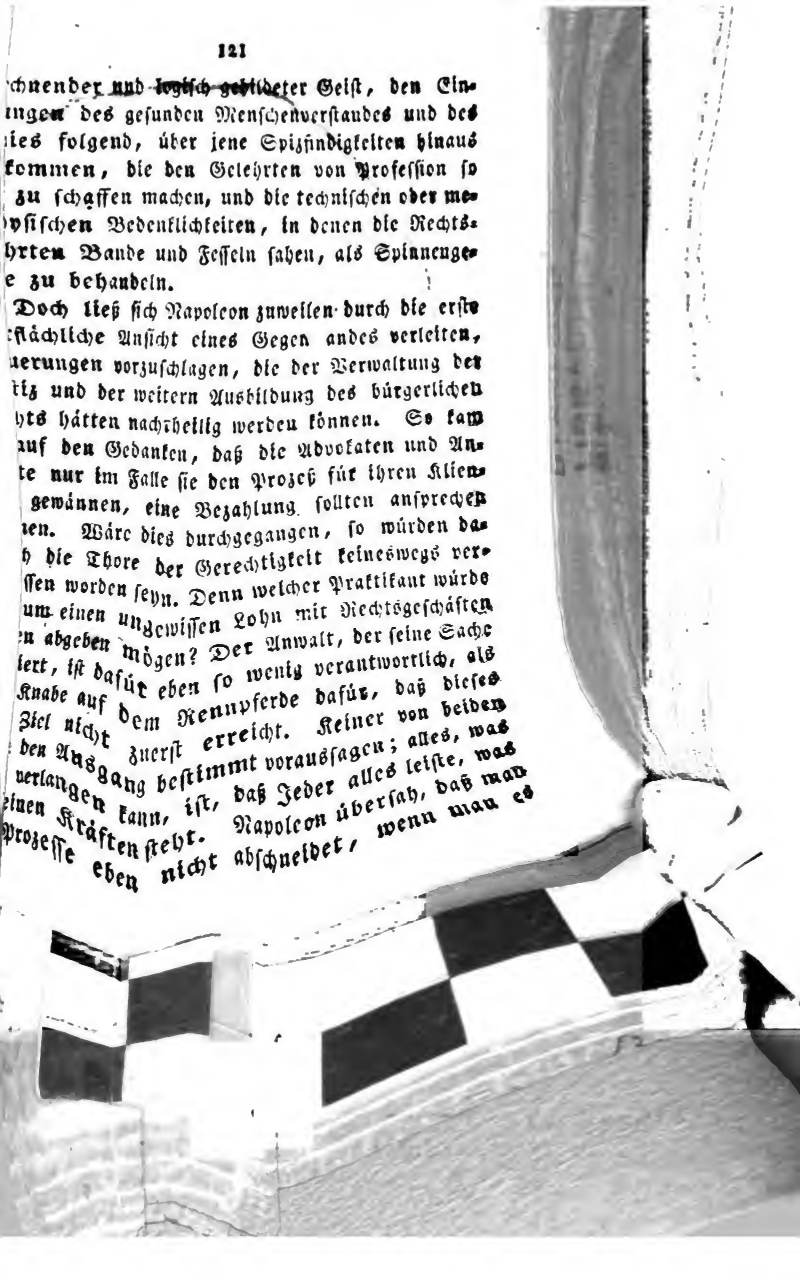
Bei der Bearbeitung dieses großen National-
:s verfuhr man mit einer der Wichtigkeit des
nstandes angemessenen Umsicht und Ueberlegung.
Kommissäre theilten die Gegenstände der Gesez-
ng nach der von den Rechtsgelehrten angenom-
:n Methode ab, und begannen mit der Bekannt-
ung und Anwendung der Geseze im Allgemei-
gingen dann über auf die persönlichen Rechte
llen ihren verschiedenen Beziehungen, dann auf
Eigenthumsrechte, und zulezt zu den gesezlichen
nen des Verfahrens, durch welche die Rechte der
ger, die persönlichen sowohl als die dinglichen,
·lgt, erläutert und bewährt werden müssen. In-
sie solchergestalt die Eintheilung und gewisser-
:n auch die Formen der Institutionen von Ju-
an annahmen, verfuhren sie nach demselben Mu-
bei der Bestimmung jeder Unterabtheilung in
allgemeinen Systeme, und stellten dabei jene
tsmaximen fest, auf welchen fortan das franzö-
Rechtssystem beruhen sollte. Nachdem einmal
llgemeinen Principien festgesezt und unter sich
nden waren, entstand für die Kommissäre das



Geschäft, aus denselben mit Scharfsinn die
Corollarien und untergeordneten Maximen
ten, durch welche die Anwendung der allge
Principien auf die mannigfaltigen und verw
Verhältnisse des menschlichen Lebens in den
Fällen vermittelt werden sollte. Man kann
daß ein so schwieriges Geschäft zu vielen Erö
gen unter den Kommissären Anlaß geben
und da ihr Bericht, nachdem er von ihnen
berathen war, von dem Staatsrathe wieder i
fung genommen und erst alsdann dem gesezge
Körper vorgelegt wurde, so muß man gestehe
alles Mögliche zum Behuf einer besonnenen P
und genauen Durchsicht des großen Nationalge
ches geschehen ist, das unter dem Namen „
Napoleon" in Frankreich eingeführt worde
und das noch jezt als sogenannter Civilkoder d
vilrechte der französischen Unterthanen bestimm
sicherstellt.

Man würde Napoleon Unrecht thun, wen
den großen persönlichen Antheil verschweigen
den er, wenn schon von so vielen andern Gesch
in Anspruch genommen, doch an den Arbeite
Kommission nahm. Er wohnte oft ihren Sitzu
oder denen des Staatsraths bei, wo ihre Arb
einer Revision unterworfen wurden; und ob
gleich die Jurisprudenz als Wissenschaft ganz f
eyn mußte, so wußte doch sein scharfsinniger,





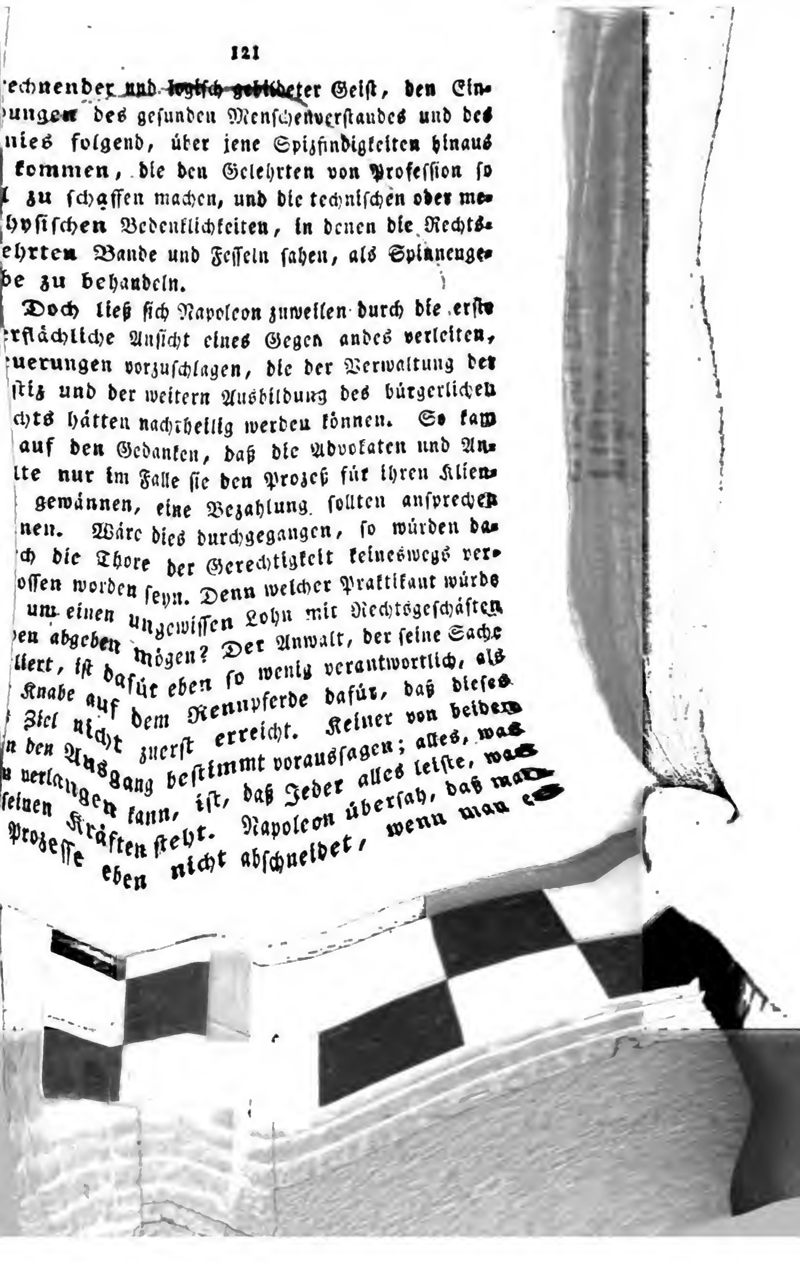
chnender und logisch gebildeter Geist, den Ein-
ungen des gesunden Menschenverstandes und des
lies folgend, über jene Spizfindigkeiten hinaus
kommen, die den Gelehrten von Profession so
zu schaffen machen, und die technischen oder me-
physischen Bedenklichkeiten, in denen die Rechts-
hrten Bande und Fesseln sahen, als Spinnenge-
e zu behandeln.

Doch ließ sich Napoleon zuweilen durch die erste
rflächliche Ansicht eines Gegen andes verleiten,
nerungen vorzuschlagen, die der Verwaltung der
tiz und der weitern Ausbildung des bürgerlichen
hts hätten nachtheilig werden können. So kam
auf den Gedanken, daß die Advokaten und An-
te nur im Falle sie den Prozeß für ihren Klien-
gewännen, eine Bezahlung sollten ansprechen
nen. Wäre dies durchgegangen, so würden da-
h die Thore der Gerechtigkeit keineswegs ver-
ssen worden seyn. Denn welcher Praktikant würde
um einen ungewissen Lohn mit Rechtsgeschäften
en abgeben mögen? Der Anwalt, der seine Sache
lert, ist dafür eben so wenig verantwortlich, als
Knabe auf dem Rennpferde dafür, daß dieses
Ziel nicht zuerst erreicht. Keiner von beiden
den Ausgang bestimmt voraussagen; alles, was
verlangen kann, ist, daß Jeder alles leiste, was
einen Kräften steht. Napoleon übersah, daß man es
Prozesse eben nicht abschneidet, wenn man es

Geschäft, aus denselben mit Scharfsinn diese
Corollarien und untergeordneten Maximen ab[illegible]
ten, durch welche die Anwendung der allgem[illegible]
Principien auf die mannigfaltigen und verwick[illegible]
Verhältnisse des menschlichen Lebens in den m[illegible]
Fällen vermittelt werden sollte. Man kann de[illegible]
daß ein so schwieriges Geschäft zu vielen Erört[illegible]
gen unter den Kommissären Anlaß geben m[illegible]
und da ihr Bericht, nachdem er von ihnen r[illegible]
berathen war, von dem Staatsrathe wieder in [illegible]
sung genommen und erst alsdann dem gesezgebe[illegible]
Körper vorgelegt wurde, so muß man gestehen, [illegible]
alles Mögliche zum Behuf einer besonnenen Prü[illegible]
und genauen Durchsicht des großen Nationalges[illegible]
ches geschehen ist, das unter dem Namen „[illegible]
Napoleon" in Frankreich eingeführt worden [illegible]
und das noch jezt als sogenannter Civilkoder di[illegible]
vilrechte der französischen Unterthanen bestimmt [illegible]
sicherstellt.

Man würde Napoleon Unrecht thun, wenn [illegible]
den großen persönlichen Antheil verschweigen w[illegible]
den er, wenn schon von so vielen andern Gesch[illegible]
in Anspruch genommen, doch an den Arbeiten [illegible]
Kommission nahm. Er wohnte oft ihren Sitzu[illegible]
oder denen des Staatsraths bei, wo ihre Arbe[illegible]
einer Revision unterworfen wurden; und ob [illegible]
gleich die Jurisprudenz als Wissenschaft ganz f[illegible]
eyn mußte, so wußte doch sein scharfsinniger, [illegible]





rechnender und logisch gebildeter Geist, den Ein-
ungen des gesunden Menschenverstandes und des
nies folgend, über jene Spizfindigkeiten hinaus
kommen, die den Gelehrten von Profession so
zu schaffen machen, und die technischen oder me-
hysischen Bedenklichkeiten, in denen die Rechts-
ehrten Bande und Fesseln sahen, als Spinnenge-
be zu behandeln.

Doch ließ sich Napoleon zuweilen durch die erste
erflächliche Ansicht eines Gegenstandes verleiten,
euerungen vorzuschlagen, die der Verwaltung der
stiz und der weitern Ausbildung des bürgerlichen
chts hätten nachtheilig werden können. So kam
auf den Gedanken, daß die Advokaten und An-
lte nur im Falle sie den Prozeß für ihren Klien-
gewännen, eine Bezahlung sollten ansprechen
nen. Wäre dies durchgegangen, so würden da-
ch die Thore der Gerechtigkeit keineswegs ver-
ossen worden seyn. Denn welcher Praktikant würde
um einen ungewissen Lohn mit Rechtsgeschäften
en abgeben mögen? Der Anwalt, der seine Sache
liert, ist dafür eben so wenig verantwortlich, als
Knabe auf dem Rennpferde dafür, daß dieses
Ziel nicht zuerst erreicht. Keiner von beiden
n den Ausgang bestimmt voraussagen; alles, was
n verlangen kann, ist, daß Jeder alles leiste, was
seinen Kräften steht. Napoleon übersah, daß man
Prozesse eben nicht abschneidet, wenn man es

erschwert, dieselben anhängig zu machen, so
einzig durch Erörterung und Entscheidung wich
Streitfragen, die, zwischen zwei Parteien einma
gethan, nicht wieder in derselben Gestalt und
denselben Umständen einen Streit zwischen An
veranlassen können.

Dem Civilkodex Napoleons ist noch ein K
über das Verfahren in Civilsachen und ein Hand
kodex angehängt, durch welche das bürgerliche G
buch vollends ergänzt wird. Dazu kam noch
Strafkodex und ein Kodex, das Verfahren in
minalsachen betreffend. Das Ganze bildet ein
ßes System der Jurisprudenz, entworfen von
aufgeklärtesten Männern ihres Zeitalters, denen
Hülfsmittel alter und neuer Zeit zu Gebot st
den; und man darf sich nicht wundern, daß es
eine werthe Gabe von einer Nation aufgenomm
wurde, von der man gewissermaßen sagen kann,
sie vor der Einführung desselben während der R
volution ohne feste oder bestimmte Gesetze war.

Indem wir aber den hohen Werth des fran
sischen Civilkoder in vollem Maße anerkennen, kö
nen wir nicht umhin, zu bemerken, daß gerade
Symetrie und theoretische Konsequenz, die denselb
sehr vortheilhaft auszeichnen, bei genauer Unters
chung doch dessen praktischen Werth bedeutend ve
mindern, und daß er in dieser Hinsicht einem S
steme von Nationalgesetzen weit nachstehe, das ni



so zusammengedrängt, abgekürzt und bündig,
as französische Gesezbuch nothwendig ausfallen
:, sich durch eine Menge Bände verbreitet, eine
ießliche Sammlung von Vorgängen umfaßt, und
ungeübten Auge, in Vergleichung mit dem ge-
ı Volumen und der regelmäßigen Form des
ösischen Koder als ein Labyrinth erscheint, aus
man sich nicht mehr herausfinden kann. Es ist
o dringender, diesen Gegenstand etwas genauer
etracht zu ziehen, weil es neuerlich zur Mode
rden ist, eine Vergleichung zwischen der engli-
und französischen Jurisprudenz anzustellen, und
man sogar von der Nothwendigkeit gesprochen
die erste nach dem gedrängten und systemati-
Plane der zweiten umzubilden.
Wir setzen hiebei voraus, man werde uns zu ge
daß dasjenige Gesezbuch das vollkommenste ist,
es über jeden sich ergebenden schwierigen Fall
este Auskunft gibt und jeden Anlaß zum Zwei-
nd Streit dadurch entfernt hält, daß es die all-
ine Regel in der Anwendung auf vorkommende
auf die einleuchtendste Weise kommentirt. Nun
Ansehung des Punktes, der das ganze Wesen
den Zweck der Jurisprudenz in sich faßt —
nter wir die Sicherstellung der individuellen
e verstehen — das englische Recht dem franzö-
ı bei weitem vorzuziehen, weil jeder Grundsaz
englischen Rechts viele Zeitalter hindurch von

den aufgeklärtesten und weisesten Richtern aus
anlassung von Rechtshändeln, welche den geschi
sten Anwälten ihrer Zeit übertragen waren, ins
gesezt worden ist. Dieser Strom von Rechtserke
nissen hat sich seit Jahrhunderten ergossen und
Entscheidung jeden Zweifels gedient, der übe
Anwendung der allgemeinen Grundsäze auf beson
Fälle entstehen mochte; jeder einzelne, auf
Weise entschiedene Fall führt zur Entscheidung
licher Fälle und beschränkt solchergestalt immer
den Boden, auf dem sich die Zweifel und die
weismittel bewegen: das Recht wird nämlich
ein neu entdecktes Land nur allmählig erkunde

Es ist nicht die Schuld der französischen Re
gelehrten, daß sie nicht im Besitze einer gr
Masse von gesezlicher Autorität waren, wie solche
einer langen Reihe von Entscheidungen hervorg
welche von kompetenten Richtern nicht über h
thetische, sondern über wirklich vorgekommene, i
nem vollständig besezten Gerichte genau erört
Fälle gegeben worden sind. Die französischen Re
gelehrten, die sich auf eine solche Reihe von Re
erkenntnissen nicht beziehen konnten, begnügten
irgend einen neuen Punkt ins Reine zu setzen,
einen bisher zweifelhaften zu bestimmen. Durc
Revolution waren die alten französischen Geri
höfe sammt ihren Verhandlungen vernichtet wor
ihr Verfahren war nur noch ein Gegenstand der

e oder Ueberlieferung, konnte aber nicht zur
:erung eines Koder angeführt werden, der erst
hrer Vernichtung zu Stande kam. Die Kom=
e bemühten sich, wie wir gesehen haben, die=
Mangel in ihrem Systeme dadurch abzuhelfen,
ie aus ihren allgemeinen Regeln so viele Cor=
en ableiteten, als sie konnten, um die Anwen=
der allgemeinen Regeln auf einzelne und be=
nte Fälle zu zeigen. Allein Regeln, die nur
villkührlich angenommenen Fällen beruhen, kön=
nicht dasselbe Gewicht haben, wie diejenigen, die
Vorgänge gegründet sind, an welchen die An=
e vorher ihre Darstellungskunst geübt haben,
worüber der Richter nicht nach einer ihm eige=
Theorie, sondern in Wahrheit als solcher nach
örung entgegengesezter, mit der größten Kunst
heidigter Meinungen entschieden hat. Der hohe
:th einer solchen Erörterung ist denjenigen, die
bei den Gerichtshöfen einige Erfahrung erwor=
haben, bekannt genug; dort fällt es gar nicht
, wenn auch der weiseste Richter das Bekenntniß
egt, er sey mit einer ganz andern Ansicht von
n in Frage stehenden Falle in die Sitzung gekom=
n, als diejenige ist, die sich bei ihm nach Anhö=
g der Debatten ausgebildet hat. Ein solcher Vor=
il ergibt sich aber nur aus der Prüfung und Er=
erung eines wirklich vorgekommenen Falles; und
swegen ist das Urtheil, das der Richter

den aufgeklärtesten und weisesten Richtern aus Veranlassung von Rechtshändeln, welche den geschicktesten Anwälten ihrer Zeit übertragen waren, ins Licht gesezt worden ist. Dieser Strom von Rechtserkenntnissen hat sich seit Jahrhunderten ergossen und zur Entscheidung jeden Zweifels gedient, der über die Anwendung der allgemeinen Grundsäze auf besondere Fälle entstehen mochte; jeder einzelne, auf diese Weise entschiedene Fall führt zur Entscheidung ähnlicher Fälle und beschränkt solchergestalt immer mehr den Boden, auf dem sich die Zweifel und die Beweismittel bewegen: das Recht wird nämlich wie ein neu entdecktes Land nur allmählig erkundet.

Es ist nicht die Schuld der französischen Rechtsgelehrten, daß sie nicht im Besitze einer großen Masse von gesezlicher Autorität waren, wie solche aus einer langen Reihe von Entscheidungen hervorgeht, welche von kompetenten Richtern nicht über hypothetische, sondern über wirklich vorgekommene, in einem vollständig besezten Gerichte genau erörterte Fälle gegeben worden sind. Die französischen Rechtsgelehrten, die sich auf eine solche Reihe von Rechtserkenntnissen nicht beziehen konnten, begnügten sich, irgend einen neuen Punkt ins Reine zu setzen, oder einen bisher zweifelhaften zu bestimmen. Durch die Revolution waren die alten französischen Gerichtshöfe sammt ihren Verhandlungen vernichtet worden, ihr Verfahren war nur noch ein Gegenstand der Ge-

schichte oder Ueberlieferung, konnte aber nicht zur Erläuterung eines Koder angeführt werden, der erst nach ihrer Vernichtung zu Stande kam. Die Kommissäre bemühten sich, wie wir gesehen haben, diesem Mangel in ihrem Systeme dadurch abzuhelfen, daß sie aus ihren allgemeinen Regeln so viele Corrolarien ableiteten, als sie konnten, um die Anwendung der allgemeinen Regeln auf einzelne und bestimmte Fälle zu zeigen. Allein Regeln, die nur auf willkührlich angenommenen Fällen beruhen, können nicht dasselbe Gewicht haben, wie diejenigen, die auf Vorgänge gegründet sind, an welchen die Anwälte vorher ihre Darstellungskunst geübt haben, und worüber der Richter nicht nach einer ihm eigenen Theorie, sondern in Wahrheit als solcher nach Anhörung entgegengesezter, mit der größten Kunst vertheidigter Meinungen entschieden hat. Der hohe Werth einer solchen Erörterung ist denjenigen, die sich bei den Gerichtshöfen einige Erfahrung erworben haben, bekannt genug; dort fällt es gar nicht auf, wenn auch der weiseste Richter das Bekenntniß ablegt, er sey mit einer ganz andern Ansicht von dem in Frage stehenden Falle in die Sitzung gekommen, als diejenige ist, die sich bei ihm nach Anhörung der Debatten ausgebildet hat. Ein solcher Vortheil ergibt sich aber nur aus der Prüfung und Erörterung eines wirklich vorgekommenen Falles; und deßwegen ist das Urtheil, das der Richter tota re

cognita fällt, ein bei weitem schäzbarerer Vorgang, als die Meinung desselben wohlunterrichteten Mannes über eine abstrakte und hypothetische Frage.

Man muß überdies bedenken, daß, so groß auch das Talent eines Gesezgebers seyn mag, es doch nothwendig seine Grenzen habe; daß, wenn er sich auch noch so sehr den Kopf zerbrochen hat, um alle nüzlichen Fälle auszudenken, er doch kaum den hundertsten Theil der in der Wirklichkeit vorkommenden Fragen ausgemittelt haben werde. Zur Erläuterung desjenigen, was wir über den relativen Werth der französischen und der englischen Jurisprudenz angedeutet haben, bemerken wir noch, daß der 5te Abschnitt des 1sten Buches des französischen Civilkoder, die Ehe betreffend, mehr nicht als hundert und einundsechzig Säze in Beziehung auf die Rechte enthält, welche aus diesem wichtigsten aller Verträge in der civilisirten Gesellschaft unter verschiedenen Umständen für die Betheiligten hervorgehen. Wenn wir von dieser Summe die große Menge von nicht doktrinellen, blos die Form des Verfahrens betreffenden Regeln abziehen, so wird dieselbe um vieles geringer ausfallen. Dagegen ist das englische Gesez nicht nur durch seine positiven Bestimmungen, sondern auch, wie aus dem Inder von Roper zu ersehen ist, durch nicht weniger als tausend entschiedene Fälle oder Vorgänge erläutert, unter welche sich wieder andere ähnliche Fälle bringen lassen. In

dieser Hinsicht verhält sich die Bestimmtheit des englischen Gesetzes zu der des französischen wie zehn zu eins.

Es ist daher ein gemeiner, obgleich ein natürlicher und angenehmer Irrthum, wenn die Simplicität eines scharfsinnig gedachten und philosophischen Rechtskoder einem Systeme vorzieht, das mit der Nation aufgewachsen ist, sich mit ihren Bedürfnissen und den Fortschritten ihrer Civilisation erweitert hat, und nur deßwegen schwerfällig und verwickelt geworden ist, weil der Zustand der Gesellschaft selbst eine Menge von Verwicklungen herbeigeführt hat, auf welche das Gesez Rücksicht nehmen mußte. In dieser Hinsicht läßt sich der französische Koder mit einem Packhaus vergleichen, das, nach allen Regeln der Architektur erbaut, von außen schön und durch die Einfachheit seines Plans gefällt, aber nicht geräumig genug ist, um alle die Güter zu fassen, die ein Gegenstand der Nachfrage sind; das englische Landrecht dagegen gleicht den Gewölben eines weitläufigen gothischen Gebäudes, die zwar finster und schlecht eingerichtet sind, aber einen unermeßlichen Vorrath an Waaren enthalten, die von denjenigen, die im Innern des Gebäudes Bescheid wissen, den Nachfragenden leicht zur Hand geschafft werden können. Die vorgekommenen und entschiedenen Fälle sind gleichsam die Strebepfeiler, die zur Befestigung des Hauptgebäudes dienen, und obgleich dieselben

nicht regelmäßig mit einander verbunden und zusammengefügt werden können, so füllt doch jede unabhängige Entscheidung einen gewissen Raum und verwahrt das Gesez mehr oder weniger gegen unbesonnene Neuerungen.

Die Bestimmtheit der englischen Jurisprudenz (denn ungeachtet der gewöhnlichen Meinung vom Gegentheil, hat sie doch einen verhältnißmäßigen Grad von Bestimmtheit erhalten) beruht auf der Menge ihrer Entscheidungen. Die Ansichten, die jemand zufolge der allgemeinen Verfügungen des Gesetzes von seinen eigenen Rechten haben mag, werden in den meisten Fällen durch eine vorangegangene Entscheidung eines gegebenen Falles berichtigt; und eine Zurückweisung auf Vorgänge von Seiten eines rechtskundigen Mannes erspart gar oft die Mühe und die Kosten eines Rechtshandels, der solchergestalt in der Geburt erstickt wird. Sind wir recht berichtet, so steigt die Zahl der Rechtshändel in England, im Durchschnitt genommen, nicht über 25 bis 30 in jeder Grafschaft — eine unglaublich kleine Zahl, wenn man den Wohlstand des Königreichs, die verschiedenen und verwickelten Geschäfte, zu denen unser vorgerückter und künstlicher gesellschaftlicher Zustand Anlaß gibt, in Erwägung zieht.

Wir halten aber die Menge der Vorgänge im inde englischen Recht nicht nur in Beziehung auf die Bestimmtheit des Gesetzes, sondern auch für die

Freiheit

Freiheit des Einzelnen für ungemein vortheilhaft; wir sehen darin einen Zügel für den Richter, der geneigt seyn möchte, sich Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der Bürger zu erlauben. Durch einen allgemeinen theoretischen Rechtsgrundsaz könnte sich ein gewissenloser Richter versucht fühlen, mittelst seines Scharfsinns eine gute Sache zu einer schlimmen zu verdrehen. Ist er aber durch die Entscheidungen seiner weisen und gelehrten Vorgänger gebunden, so würde es in der That sehr gewagt von ihm seyn, wenn er einen andern Weg einschlagen wollte, als denjenigen, der durch die ehrwürdigen Spuren ihrer Fußstapfen bezeichnet ist, besonders wenn er weiß, daß seine Standesgenossen, die ihn zunächst umgeben und die sich durch seine dialektische Gewandtheit etwa blenden lassen könnten, doch vollkommen im Stande sind, jede Abweichung von den Vorgängen sofort zu bemerken und zu rügen. *) In einem solchen Falle kann es ihm nicht entgehen, daß er, gefesselt durch frühere Entscheidungen, zwar das Recht zu verwalten hat, aber nicht nach Gefallen damit schalten darf, und daß, wenn einmal die Zeugnisse bei einem Gerichtshofe vorliegen, nothwendig auch

*) Der einsichtsvolle Leser wird leicht begreifen, daß wir nicht behaupten wollen, die dermaligen Richter seyen nothwendig an die Entscheidungen ihrer Vorgänger gebunden. Selbst Gesetze veralten und mit ihnen die Entscheidungen, die zu ihrer Auslegung und Bestätigung gedient haben.

solche Männer gegenwärtig sind, die so gut wie er selbst wissen, wie der Spruch oder die Entscheidung zufolge der Vorgänge ausfallen müsse. Durch solche Betrachtungen läßt sich dagegen ein Richter nicht in Schranken halten, dessen einziges Geschäft es ist, einen allgemeinen, in dem gedrängten Koder nur kurz berührten Grundsaz zu erklären, und dieses, da solcher manche Auslegungen zuläßt, auf eine gewissenlose und partheiische Weise thun kann.

Man begreift ferner, daß in einem nicht allmählig entstandenen, sondern von geschickten Theoretikern wegen der Dringlichkeit des Gegenstandes in großer Eile entworfenen Gesezbuche manche in Beziehung auf die Verwaltung des Rechts sehr wichtige Bestimmungen leicht fehlen können. So ist z. B. in dem französischen Koder das die Zeugen oder die Beweisführung betreffende Gesetz, der Schlüssel und Eckstein der Justiz, auf eine seltsame Weise übersehen worden. Es ist klar, daß ein Rechtsstreit ewig fortdauern kann, wenn der Richter nicht in den Aussagen der Betheiligten, und in der Würdigung ihrer Beweiskraft einen Ausweg entdeckt, auf welchem die Sache zur Entscheidung reif wird. In England ist besonders in dem Laufe des vorigen Jahrhunderts das Gesetz der Beweisführung bis zu einem Grade der Vollkommenheit ausgebildet worden, der vielleicht mehr als irgend etwas dazu beigetragen hat, die Rechtshändel zu verhindern und abzukürzen. Faßt

man nun auch das französische Verfahren in Kriminalsachen ins Auge, so ist solches noch mehr geeignet, die Begriffe, die ein englischer Rechtsgelehrter von der Art der Beweisführung hat, in Verwirrung zu bringen. Es ist bekannt, daß durch unsere Gesetze alles verboten ist, wodurch ein Beklagter dahin gebracht werden könnte, Zeugniß gegen sich selbst abzulegen. Das Gesez sympathisirt in einem solchen Falle mit der menschlichen Schwäche; es kennt gleichsam den Eindruck, den eine gerichtliche Untersuchung auf einen schüchternen und unwissenden Menschen machen muß, und stellt darum an eine verdächtige Person nur solche Fragen, die diese, in der Hoffnung, sich zu rechtfertigen und wieder auf freien Fuß gestellt zu werden, gerne beantworten mag.

In Frankreich sind dagegen die Fragen die Hauptsache. Der Beklagte muß nicht nur die Umstände, auf die er seine Vertheidigung gründet, genau angeben, er wird noch überdieß den Zeugen gegenübergestellt und aufgefordert, seine Aussagen mit denjenigen der Zeugen in Uebereinstimmung zu bringen. Hinsichtlich der Zeugnisse ist das Verfahren nicht minder willkührlich. Man scheint nicht zu unterscheiden, zwischen dem bloßen Hörensagen und einer unmittelbaren Aussage, zwischen einem freiwilligen und einem durch verfängliche Fragen entlokten Geständnisse. All dieses widerspricht unsern Begriffen von der gegen den Beklagten zu beobachtenden Gerechtigkeit. Die Folter wird frei

lich nicht mehr gebraucht, um ein Geständniß zu erpressen, aber ein solches Ausfragen erscheint uns gewissermaßen als eine moralische Folter, durch welche ein furchtsamer und unwissender, aber doch unschuldiger Mensch in so unauflösbare Widersprüche verwickelt werden kann, daß er vielleicht sein Leben hingeben muß, nur weil er es nicht versteht, dasselbe zu vertheidigen.

Wir wollen diese Bemerkungen über den Koder Napoleon nicht weiter fortsetzen, und zwar um so weniger, als wir offen bekennen müssen, daß die Sitten und Gewohnheiten eines Landes nothwendig den größten Einfluß auf dessen Gesetze haben; daß in Frankreich irgend ein gegebenes System der Jurisprudenz allen Forderungen entsprechen kann, welches dagegen für England ganz ungeeignet seyn würde. Die humane Bestimmung, die dem Beklagten den Beistand eines rechtsgelehrten Rathgebers gestattet, ist ein Vorrecht, das der Beklagte in England entbehren muß, und bedeutend genug, um andere Nachtheile des französischen Verfahrens wieder aufzuwiegen. Auch möchte scheinen, daß den Mängeln des französischen Koder, die aus seiner Neuheit und seiner Bündigkeit entstehen, durch die Entscheidungen einsichtsvoller und gelehrter Richter, wie in England, allmählig werde abgeholfen werden, und daß dasjenige, was wir dermalen an dem Systeme als einen Fehler aussetzen, mit der Zeit von selbst verschwinden müßte.

Als ein wissenschaftliches Werk und als ein Hand

buch legislativer Weisheit betrachtet, kann der französische Koder auf allgemeine Bewunderung Anspruch machen, wegen der Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher die Grundsäze aufgestellt und ausgedrückt sind. Er weicht in seinen Principien von denen des römischen Rechts, der Quelle aller gerichtlichen Maximen, nur wenig ab. Der Unterschied ist vielleicht am größten in Hinsicht auf den sogenannten Familienrath, einen Gegenstand, der jedoch von keiner großen Bedeutung ist.

Nachdem man solchergestalt mit dem Civilgesezbuche fertig geworden, wurden Anstalten getroffen, demselben durch Errichtung von Gerichtshöfen Kraft zu geben; die Richter wurden nicht mehr, wie sie es vor der Revolution waren, auf Sporteln angewiesen, sondern aus der Staatskasse besoldet. Da es in Frankreich an denjenigen Subjekten fehlt, die in England die sogenannte unbesoldete Magistratur bilden, so erhielten die französischen Friedensrichter die geringe Besoldung von 800 bis 1000 Franken. Auf sie folgten die Richter erster Instanz mit einem Gehalte von höchstens 3000 Franken; die Richter bei den Obertribunalen hatten 4- bis 5000 Fr., und die vom Kassationshof nur 10,000, wovon sie in der Hauptstadt kaum ihrem Range gemäß leben konnten. Doch war, ungeachtet dieses geringen Diensteinkommens, das Amt der französischen Richter in den Augen des Publikums sehr geachtet, und sie suchten diese Achtung durch Fleiß und Unpartheilichkeit zu verdienen.

Die Geschwornengerichte waren in Frankreich unter der Aclamation der konstituirenden Nationalversammlung eingeführt worden. Buonaparte fand sie aber ziemlich halsstarrig und lästig. Es mag etwas Wahres daran seyn, daß sie sich nicht überzeugen ließen, wenn sie die geringste Möglichkeit sahen, den Verbrecher loszusprechen, und daß manche große Verbrecher unbestraft blieben, weil sie von ihrer Pflicht einen etwas sonderbaren Begriff hatten. Allein Buonaparte machte bei Zeiten, aus Gründen, die sich ganz und gar nicht auf das öffentliche Wohl bezogen, Gebrauch von seinem Rechte, sogenannte Spezialgerichte niederzusetzen, die einen halbmilitärischen Karakter hatten und alle Verbrechen von politischer Tendenz ohne Beiziehung von Geschwornen abzuurtheilen befugt waren. Wir haben auf diesen Eingriff in die schäzbarsten politischen Rechte des Bürgers bereits hingewiesen, als wir des Prozesses von George, Pichegrü und Moreau erwähnten. Kein Geschwornengericht würde das „Schuldig" über den leztern ausgesprochen haben, von dem nichts erwiesen war, als daß er mit Pichegrü Umgang gepflogen hatte. Jezt, nachdem die politischen Vergehen beseitigt waren, wurde das Institut der Geschwornen in dem französischen Koder in Kriminalsachen beibehalten, und die allgemeine Rechtspflege war, wie es schien, ganz dazu geeignet, dem Rechte Schuz zu gewähren und das Unrecht zur Strafe zu ziehen.

Die Geschichte der Völker der alten und neuen Zeit.

Bearbeitet vom

Grafen von Segür.

Aus dem Französischen übersezt von einer Gesellschaft junger Gelehrten und herausgegeben von

W. Hoffmann.

Preis eines jeden Bändchens broschirt 18 kr. oder 5 gr. sächs.

Der Name Segür strahlt unter den ersten Geschichtschreibern der neuen Zeit. Die vortrefflichen „Memoiren“ des Verfassers lassen in dieser Völkergeschichte ein Meisterwerk erwarten. Diese Erwartung wird glänzend erfüllt. Er hat dieses historische Werk nach dem umfassendsten Plane angelegt und ausgeführt; keinem Geschichtschreiber ist es je gelungen, solche Ausführlichkeit mit solcher Gedrängtheit zu vereinigen. Er führt uns über das ganze Gebiet der Weltgeschichte und begleitet jedes einzelne Volk von seinem Anfang an, bis herunter, wo es aufhört, in der Reihe der Nationen selbstständig zu leben. Mit dem Ueberblick über dieses Werk nimmt der Leser die ganze Welt in sich auf, wie sie bisher gelebt hat. Ohne, wie es der Brauch unserer Zeit ist, in philosophischer Construction das Leben der Geschichte umzugestalten, deutet er, tiefen Geistes und scharfen Blicks, am rechten Orte die Bemerkungen an, die der tiefschauende Politiker und Denker machen kann. Ueberall wird der Leser finden, daß er nur das eigne Urtheil geweckt habe, das in seinem Geiste geschlummert, das hellste Kennzeichen der Wahrheit seiner Andeutungen. Vor allem aber glänzend ist die Darstellung, mit der er uns die Welt in den glühendsten Farben der Wahrheit vor unsern Augen vorüberführt. Er reißt durch seine Schilderung mitten in die Zeit, in den Charakter, in die Begebenheiten hinein, von denen er spricht. Keines der vorzüg

lichen bisher erschienenen Werke ist so ganz geeignet, das reife Alter zu ergötzen, die Jugend zu begeistern und zu beleben. Dieß die Vorzüge eines in seiner Art neuen und vorzüglichen Werkes, das mit seltener Geistestiefe klangreicher, herrlicher Sprache und erstaunenswerthem Fleiß ausgearbeitet, durch seine Verbreitung viel des Guten stiften muß.

Die Uebersetzer haben, dem Genius der deutschen Sprache angemessen, die treffliche französische wiedergegeben.

Die Eintheilung des Ganzen ist folgende:

1s Bändchen.	Geschichte	der Aegyptier und Assyrer.
2s —	—	der asiatischen Völker, besonders der Perser.
3s —	—	der Perser.
4s u. 5s —	—	der Juden.
6s —	—	von Carthago und Sicilien.
7s — 9s —	—	der Griechen.
10s — 16s —	—	der Römer.
17s — 25s —	—	des östlichen Kaiserreichs.
26s — 27s —	—	Geschichte von Gallien.
28s — 38s —	—	von Frankreich bis auf Karl den Schönen. 1322.

und so wird in der Folge der Faden der Geschichte bis zu unsern Zeiten herab fortlaufen.

Wer irgend als gebildeter Mensch am Menschlichen Interesse hat, dem kann eine Erscheinung wie diese nicht gleichgültig seyn, die den Keim der Menschlichkeit in jeder Brust zu nähren und zu pflegen bestimmt ist; möge es die Aufnahme finden, die jeder Menschen- und Wissenschaftsfreund ihm wünschen muß!





GODOI

Friedensfürst

Walter Scott's sämmtliche Werke.

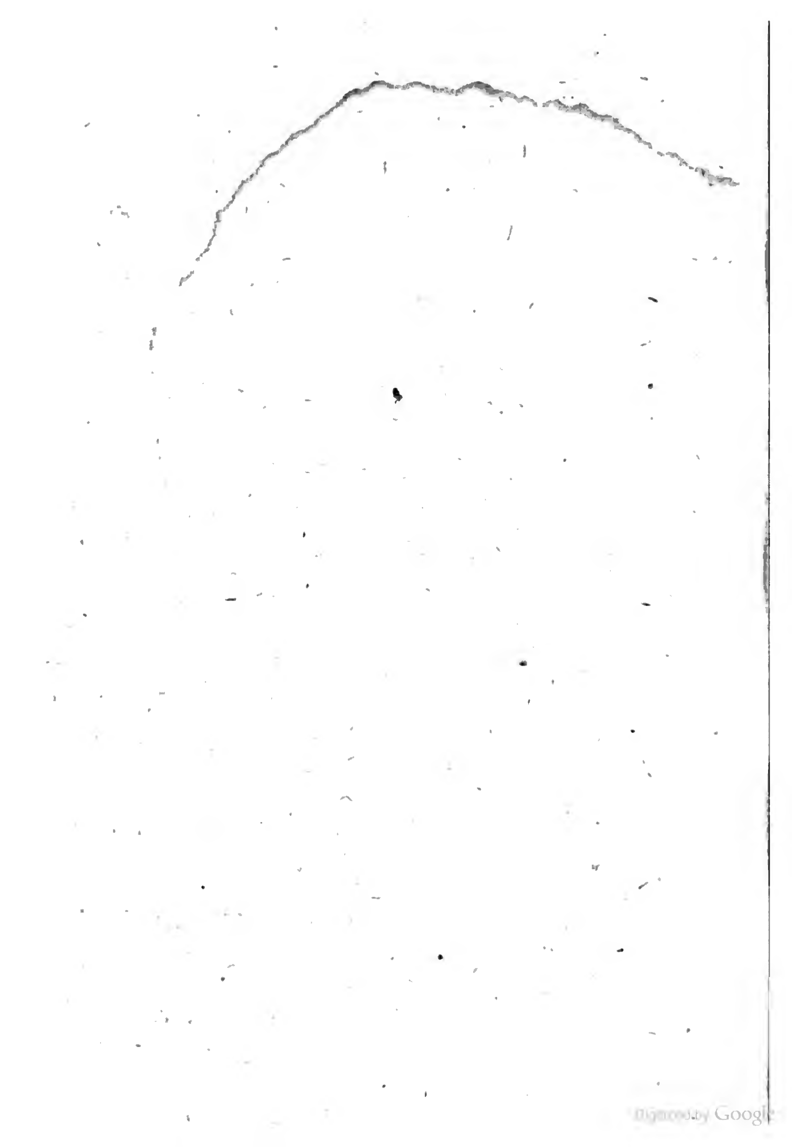
Neu übersetzt.

Ein und fünfzigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Siebenzehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.



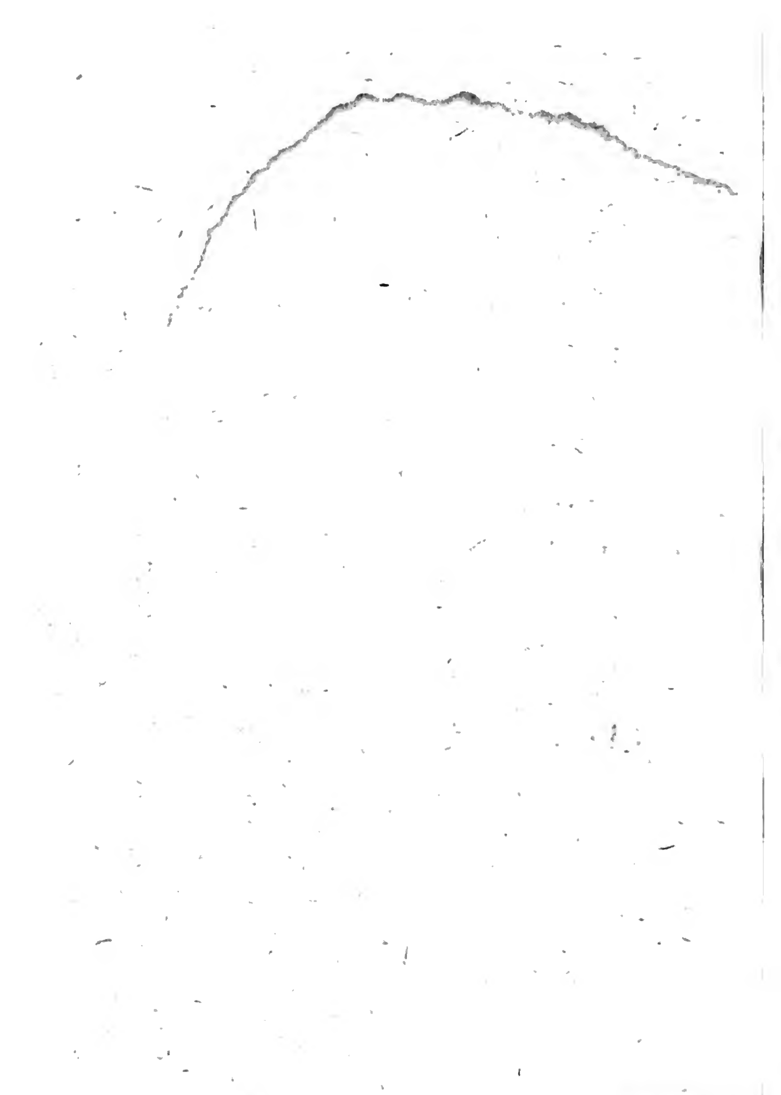
Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von
Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Siebenzehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.



Erstes Kapitel.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Die Finanzoperationen Napoleon's waren diejenigen, über die sich die Franzosen am meisten beklagten, wie dann dieser Gegenstand überhaupt in allen Ländern leicht zu Beschwerden Anlaß gibt. Das französische Volk mußte schwere Abgaben entrichten, zur Bestreitung des aus vielen Ursachen sehr beträchtlichen Aufwandes der Regierung; und obgleich Buonaparte Allem aufbot, um die Last seiner unaufhörlichen Kriege auf die von ihm überzogenen oder unterjochten Länder zu wälzen, so zog er doch aus den fremden Ländern, die zunächst durch den Krieg litten, keine solchen Einkünfte, daß er nicht noch überdies den Ertrag der französischen Industrie gar sehr hätte in Anspruch nehmen müssen. Allein der Boden Frankreichs ist so ergiebig, seine Hülfsquellen, die Geduld und die Thätigkeit seiner Einwohner sind so groß, daß, wenn es auch nicht auf einmal die großen Kapitale, die sich in England mittelst des

Kredits erheben lassen, aufzubringen vermag, es doch die Last bedeutender Abgaben weit länger und mit wenigerem Nachtheile tragen kann. Der Ackerbau hatte sich in Frankreich durch die Zerschlagung der großen Ländereien in kleinere, und durch die Abschaffung der Feudallasten bedeutend gehoben, und war, ungeachtet der Kriegssteuern und der noch bei weitem schlimmern Konskription, in einem blühenden Zustande. Unter einer festen und gesicherten, wenn schon strengen und despotischen Regierung war das Eigenthum geschützt, und der Ackerbau erhielt die beste Aufmunterung dadurch, daß der Landmann darauf rechnen durfte, die Saat, die er ausgesät, auch zu ernten.

Anders stand es mit dem Handel, der durch den so langwierigen und mit so vieler Erbitterung geführten Seekrieg sehr gelitten hatte, und durch das von Buonaparte so hartnäckig behauptete Kontinentalsystem fast gänzlich vernichtet worden war. Dieses System war freilich das Werkzeug, mit welchem er den englischen Handel mit der Zeit gänzlich zu Grunde zu richten hoffte; allein Frankreich hatte vorderhand nur Schaden davon, in seinen Seehäfen sah man nur noch Küstenfahrzeuge und Fischerboote, und der Handel von Marseille, Bordeaux, Nantes und andern großen Handelsstädten hatte beinahe ganz aufgehört. Die Regierung des Kaisers war daher in diesen Städten nicht beliebt, und obgleich

die Bewohner, von den Spähern eines eifersüchtigen und wachsamen Despotismus belauscht, schwiegen, so konnten sie doch ihr Mißvergnügen über den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht ganz verbergen.

Auf der andern Seite waren die Kapitalisten, die große Summen in den öffentlichen Fonds stehen hatten, oder sich mit den sehr einträglichen Lieferungen für die großen Armeen Napoleons befaßten, so wie die vielen und einflußreichen Personen, denen die Eintreibung und Verwendung der öffentlichen Gelder, ein gar nicht undankbares Geschäft oblag, nothwendig einer Regierung ergeben, unter welcher, troz der scharfen Aufsicht des Kaisers, sich oft ein ungeheurer Gewinn machen ließ, troz der bedeutenden Summe, welche die Unternehmer an ihre Gönner, die Minister oder Generale, als einen gebührenden Antheil an der Beute zu entrichten hatten. Wenn schon ein guter Haushälter und vortrefflicher Rechner, scheint doch Napoleon, auch bei dem besten Willen, nicht im Stande gewesen zu seyn, diesen Unterschleifen der von ihm betrauten Gewalthaber ein Ende zu machen. Auf St. Helena sprach er oft von der Feilheit und Bestechlichkeit solcher Männer, obschon er deßwegen kein Bedenken getragen hatte, von ihren Talenten Gebrauch zu machen. Fouché, Talleyrand und Andere werden von ihm in dieser Hinsicht bezüchtigt. Da wir aber wissen, wie lang-

und wie oft er sich dieser Staatsmänner bedient hat, so müssen wir annehmen, daß, wie er auch über ihren Menschenwerth denken mochte, er doch Unterschleife duldete, nur um von ihren Fähigkeiten Nutzen ziehen zu können. Selbst wenn dergleichen Kniffe wegen ihrer Frechheit gerügt werden mußten, that Napoleon dies auf eine Art, die weder von seiner Seite einen feinen moralischen Sinn, noch den festen Willen verrieth, durch strenge Maßregeln dergleichen für die Zukunft abzustellen. Wir schließen dieses aus der folgenden Anekdote, die er dem Grafen Las-Cases mitgetheilt hat.

Von seinen Generalen sprechend und die Uneigennützigkeit einiger derselben reim, nannte er Massena, Augereau, Brune und Andere die ärgsten Räuber. Der erste von diesen Generalen hatte es einmal so arg getrieben, daß dem Kaiser die Geduld ausging. Man höre nun, wie er ihn dafür bestrafte: Er nahm ihm nicht das Kommando ab, dessen er sich durch seine Raubsucht unwürdig gemacht hatte — er ließ den Räuber nicht durch einen richterlichen Spruch zur Herausgabe des geraubten Gutes und zum Wiederersaz desselben an die Beraubten anhalten — er stellte, um den General zu belehren, daß er zu weit gegangen sey, einen Wechsel von zwei bis drei Millionen Franken auf dessen Bankier aus, der auf Massena's Rechnung an den Aussteller bezahlt werden mußte. Dies war eine große Verlegenheit

für den Bankier, der es nicht wagen durfte, sich dem kaiserlichen Befehle zu widersetzen, und doch Bedenken trug, den Wechsel ohne alle Vollmacht von seinem Principal zu honoriren. „Zahlen Sie immerhin," war des Kaisers Antwort, „mag es Massena auf seine Gefahr wagen, seine Genehmigung zu verweigern." Das Geld ward sofort bezahlt und Massena hütete sich wohl, etwas dagegen einzuwenden. Dies hieß nicht einen Unterschleif bestrafen, sondern an dem Ertrage desselben Theil nehmen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Stückchen, das uns Le Sage von einem spanischen Staatsminister erzählt, der von den Geschenken, womit man seinen Sekretär bestach, einen Theil für sich verlangte.

Auf gleiche Weise erhielt Junot, der nach seiner Rückkehr von Portugal durch sein Prunken mit Diamanten und andern Dingen von Werth, die er in diesem bedrängten Lande erpreßt hatte, großes Aergerniß gab, einen freundlichen Wink, vorsichtiger zu seyn. Und doch ward derselbe, troz seiner offenkundigen Raubsucht, unmittelbar darauf als Gouverneur nach Illyrien geschickt.

Aus einer andern Aeußerung des Kaisers wissen wir, daß ihm sein Staatsrath als Aufsichtsbehörde über die Verwendung der öffentlichen Gelder die trefflichsten Dienste leistete. Das Verfahren dieser Sternkammer und die Furcht, vor den Großrichter gestellt zu werden, vermochte die Schuldigen in den

meisten Fällen zu einem Vergleich; und wenn sie eine, zwei oder drei Millionen wieder von sich gaben, so füllte sich der Staatsschaz und dem Geseze geschah nach Napoleon's Ansicht ein Genüge *). Die Wahrheit ist, daß Buonaparte, ob er gleich für seine Person auf den Reichthum keinen Werth legte, in der Habsucht, die im Grunde doch weiter nichts, *als* eine Art von schmuziger Herrschsucht ist, die *mächtigste* Triebfeder gemeiner Seelen erkannte, *und* daß er eben darum das Gold gegen diejenigen, die darauf erpicht waren, nicht sparte, so lange sie ihm in der Behauptung seiner unumschränkten Macht nüzlich seyn konnten. In einem Lande, wo die öffentliche wie die häusliche Noth es Manchem möglich gemacht hatte, durch den Handel mit Staatspapieren und durch Wucher ein großes Vermögen zu erwerben, mußte sich bald ein Geldinteresse ganz eigener Art bilden, dessen Hoffnungen begreiflicherweise auf *dem* bewunderungswürdigen Herrscher beruhten, der durch seine riesenhaften Entwürfe der Spekulation stets neue Bahnen eröffnete und durch seine unerreichten Talente das Mittel gefunden zu haben schien, die schwierigsten Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolge zu krönen.

Der Gedanke liegt nahe genug, daß das Interesse der Industrie durch dieselben ungünstigen Umstände,

*) Las-Cases, Tom. I. partie 2de, p, 270.

die den Handel beengten, in Frankreich nothwendig auch leiden mußte. Da die Einfuhr aufhörte, so konnten die französischen Produkte, die des Bodens wie der Industrie, nicht länger begehrt und folglich auch nicht ausgeführt werden. Es zeigte sich dies auch wirklich, und die Produktion derjenigen Ausfuhrartikel, welche die Franzosen gegen englische Waaren einzutauschen gewohnt waren, nahm bedeutend ab. Obgleich es aber solchergestalt an dem wahren Reiz zur Produktion fehlte, so hatte Napoleon an die Stelle desselben einen künstlichen gesezt, der einigermaßen dessen Stelle vertrat. Wir müssen hier bemerken, daß Napoleon, der für seine Person sehr genügsam war, doch von der Nationalwirthschaft nichts verstand. Er kam nie zu der praktischen Ueberzeugung, daß ein liberales Handelssystem eine großartige Wirkung hervorbringt, dadurch, daß es die Gegenstände des Tauschhandels in einem weiten Kreise verbreitet und jedem Lande eine Fülle von Natur- oder Kunsterzeugnissen um den geringsten Preis verschafft. Er verfuhr vielmehr gegen den brittischen Handel wie ein General, der einer belagerten Stadt das Trinkwasser abschneidet. Er ging damit um, denselben ganz zu vernichten und die brittischen Waaren durch Surrogate zu ersetzen, wie Frankreich sie liefern konnte. Daher die künstliche Aufmunterung der französischen Fabriken, nicht durch die gesteigerte Nachfrage des eigenen Landes, sondern durch Ver-

günstigungen und Verbote, womit man sie beschüzte. Daher die unermüdlichen Versuche, eine Art von Zucker aus verschiedenen Stoffen, besonders aus Runkelrüben zu bereiten. Buonaparte legte so großen Werth auf diese unnatürlichen Versuche, daß er ein Stück dieses neuen Fabrikats, das man mit viel Zeit und Mühe an Güte dem gewöhnlichen Hutzucker nahe gebracht hatte, in einem gläsernen Behältniß über dem kaiserlichen Mantelkasten aufbewahren und ein oder zwei Pfunde von sehr raffinirtem Runkelrübenzucker an fremde Höfe versenden ließ, um zu zeigen, durch welche Mittel Napoleon seine Unterthanen für das, was sie durch das Kontinentalsystem leiden mußten, zu entschädigen suche. Durch nichts konnte man dem Kaiser mehr schmeicheln und sich in Gunst bei ihm setzen, als wenn man eifrig diese Absichten zu befördern schien; einer seiner Generale, der bei dem Kaiser nicht gut angeschrieben stand, soll sich wieder dadurch in seine Gunst gesezt haben, daß er sein ganzes Landgut mit Runkelrüben bepflanzte. In diesen und andern ähnlichen Fällen nahm Napoleon, in seinem Eifer, dasjenige zu erzielen, was ein Gegenstand der Nachfrage war, ganz keine Rücksicht auf das, was ein Fabrikant zuerst bedenkt, ehe er sich in eine Unternehmung einläßt — nicht auf die Produktionskosten, nicht auf den Preis, um welchen das Fabrikat gegeben werden, nicht auf den Markt, wo es Abnehmer finden konnte. Um die Fabrikation

ꝛn Baumwollenzeugen und anderer Waaren, die an
e Stelle der englischen treten sollten, aufzumuntern,
erfuhr man nach demselben illiberalen und unpoli-
ischen Systeme. Doch wurden diese Fabriken durch
ie vielen Vergünstigungen, die man ihnen bewil-
igte, und durch den gezwungenen Absaz, den die
Regierung ihnen zu verschaffen wußte, im Gang er-
halten und mehr oder weniger Arbeiter beschäftigt,
die das, was der Kaiser für sie that, mit Dank an-
erkannten. Wenn auch ein künstliches Wasserwerk
die Erde nicht so erfrischt, wie ein sanfter Regen-
schauer, so kann er deßwegen doch die Pflanzen, die
sich in seinem Bereich befinden, erquicken und laben.
So blieb auch das, was Napoleon, freilich nach ei-
nem übelberechneten Systeme, zur Emporbringung
der Manufakturen that, nicht ganz ohne wohlthätige
Wirkung.

Wir haben bereits der unermeßlichen öffentlichen
Werke gedacht, die unter Napoleons Regierung ver-
anstaltet und ausgeführt wurden. Tempel, Brücken,
Wasserleitungen u. s. f. sind auch zu allen Zeiten
die Münze gewesen, mit der despotische Herrscher
ihre Unterthanen für die Freiheit, die sie entbehren
mußten, zu entschädigen versucht haben. Solche Mo-
numente haben etwas Volksthümliches, weil sie ein
Gemeingut für Alle sind; und der Herrscher findet
Geschmack an einem Aufwande, der mehr als jeder
andere geeignet zu seyn scheint, das Andenken seines

Größe auf die entfernteste Nachwelt zu bringen. Buonaparte war für solche Motive nicht unempfindlich, und konnte es auch nicht seyn. Sein großer Geist konnte sich nicht auf Genüsse beschränken, die nur ihm zu gut kamen, und ein Mann, der so viel gethan hatte, um sich während seines Lebens über die gewöhnlichen Sterblichen zu erheben, mußte begreiflicherweise wünschen, durch große öffentliche Werke seinen Ruhm den kommenden Jahrhunderten zu überliefern. Er übernahm also und vollführte einige von den prachtvollsten Werken neuerer Zeiten. Die Straße über den Simplon und die Schiffswerfte zu Antwerpen sind riesenhafte Unternehmungen, die seinen Gemeingeist glänzend bewähren.

Zuweilen war es aber dem Kaiser, wie wir dieses auch schon bemerkt haben, nur darum zu thun, durch Plane dieser Art, die in aller Hast entworfen, genehmigt und in der Staatszeitung bekannt gemacht wurden, einen unmittelbaren Effekt hervorzubringen; dergleichen Plane wurden alsdann sogleich, nachdem sie angefangen worden, wieder aufgegeben, oder es blieb bei der bloßen Bekanntmachung im Moniteur. Napoleons rastlose Thätigkeit, sein ungemeines Talent in allen Dingen, die sich auf das Civil- oder Militärgeniewesen bezogen, auf den ersten Blick den rechten Punkt zu treffen, waren für seine Unterthanen ein Gegenstand der Bewunderung und des Erstaunens. Während der wenigen friedlichen Zwischen

räume seiner Regierung fand er, zufolge seiner fast convulsivischen Thätigkeit, Gefallen daran, die verschiedenen Departements Frankreichs in der größten Eile und meistens ohne alle vorläufige Anzeige zu besichtigen. Gewohnt, mit unglaublicher Schnelligkeit, obgleich meistens in Gesellschaft der Kaiserin Josephine zu reisen, stieg er, sobald er in irgend einer bedeutenden Stad angekommen war, sogleich zu Pferd, um, nur von seinem Adjutanten und seinem Mammelucken Rustan, die ihm kaum folgen konnten, begleitet, den Plaz in Augenschein zu nehmen und zu sehen, was etwa geschehen könne oder welchem Uebel abzuhelfen sey. Nachdem er sich in dieser flüchtigen Anschauung einige Kenntniß der Oertlichkeit erworben, gab er den Stadtbehörden Audienz, und ließ sich mit ihnen oft auf eine sehr liberale Weise in das größte Detail über einen Ort ein, den er zum ersten Male im Galopp umritten, wo sie aber vielleicht ihr Leben zugebracht hatten. Man staunte über die leichte und umfassende Beobachtungsgabe des Kaisers, und seine Bemerkungen wurden im Moniteur zur Bewunderung Frankreichs bekannt gemacht. Irgend ein öffentliches Werk, das die Municipalität etwa verlangte, oder was der Kaiser in seinem Wohlwollen selbst vorschlug, wurde in solchen Fällen beschlossen, aber meistens nicht ausgeführt, entweder weil es dem kaiserlichen Schatze an Mitteln fehlte, oder weil, was häufiger der Fall war,

ein neuer Krieg oder ein neues ehrgeiziges Projekt für jezt alle Hülfsquellen in Anspruch nahm.

Wären aber auch einige der herrlichsten Entwürfe Napoleons wirklich ganz zur Ausführung gekommen, so ist es noch eine Frage, ob der Nutzen, den sie gewährt haben würden, auch in einigem Verhältniß zu dem Eindruck gestanden wäre, den sie durch ihre Großartigkeit auf die Einbildungskraft *machen*. Die Schiffswerfte zu Antwerpen sind in der That in ihrer Anlage ein bewunderungswürdiges, ein erstaunliches Werk; wären sie aber vollendet worden, wozu würde es genüzt haben, Linienschiffe vom ersten Range zu bauen, die Frankreich nicht bemannen konnte, die, hätten sie es gewagt, in die See zu gehen, von dem ersten besten englischen Kriegsschiffe genommen werden mußten? All dieser ungeheure Aufwand ward im Grunde der Eitelkeit zum Opfer gebracht. Mit sechs Kaperschiffen hätte Buonaparte von Dünkirchen aus dem englischen Handel mehr Abbruch thun können, als mit allen Linienschiffen, die er in der kostspieligen Anstalt von Antwerpen, und überdies zu Brest und Toulon hätte bauen können.

In derlei Fällen that Napoleon das, worauf sich, nach seiner Behauptung, das Direktorium ganz und gar nicht verstanden hat — er wirkte auf die Einbildungskraft der französischen Nation, die durch das Außerordentliche, was er bereits geleistet hatte,

geblendet war, daß, wenn er ihr noch größere
under versprochen hätte, sie an der Verwirklichung
selben nicht gezweifelt haben würde. Uebrigens
nicht zu läugnen, daß in den gemeinnützigen Wer=
, die Napoleon zu Paris und in den französischen
ovinzen ausgeführt hat, jener hochfliegende und
gleich tiefdenkende Geist nicht zu verkennen ist,
r sich auch in seinen wundervollen Kriegsthaten
enbarte.

Das Privat= und Familienleben Napoleon's war
iner erhabenen Stellung ganz angemessen. Die
chwächen seines Temperaments verbarg er sorgfäl=
g vor den Augen der Welt, wenigstens ließ er sie
cht so blicken, daß dadurch der Kaiser in die Klasse
wöhnlicher Menschen herabgesunken wäre. Sein
etragen gegen die Kaiserin Josephine war ganz in
r Regel und musterhaft. Von ihrer Erhebung an
s zu der fatalen Trennung, wie Napoleon sie ein=
al nannte, theilten beide dasselbe Gemach und
ele Jahre lang dasselbe Bett. Josephine, die große
nsprüche auf ihren Gemahl machte, soll ihn durch
re Eifersucht manchmal geplagt haben; er fügte
h darein und entging dadurch dem Vorwurfe, der
manche Helden und Männer von Genie trifft, daß
Allem, nur nicht den verführerischen Reizen der
rauen, zu widerstehen vermögen. Seine Liebschaf=
n, wenn er welche hatte, waren nur vorübergehen=
r Art; außer Josephinen und ihrer Nachfolgerin,

die als Gemahlinnen Rechte auf ihn hatten, weiß man von keiner Frau, die etwas über ihn vermocht hätte.

Um die Würde seines Thrones zu behaupten, ließ er es an Glanz und Pracht nicht fehlen, vermied aber dabei jeden übertriebenen Aufwand, aus reiner Liebe zur Ordnung, die bei ihm aus der Gewohnheit und Fertigkeit entsprang, Alles der Berechnung zu unterwerfen, und die überhaupt vielen Einfluß auf sein Benehmen hatte. Als von seinem eigenen Geschmacke die Rede war, sagte Buonaparte, ihm sey nichts lieber, als ein Logarithmenbuch, und seine angenehmste Beschäftigung sey die Lösung von Aufgaben. Derjenige, dem der Kaiser dieses auffallende Geständniß machte, und der es voll Verwunderung einem Offizier aus seiner Umgebung mittheilte, erfuhr von diesem, daß der Kaiser sich nicht nur sehr gern mit der Rechenkunst abgebe, sondern auch bei seinen häuslichen Ausgaben Gebrauch davon mache und Gefallen daran finde, den Preis gewisser Artikel, wie er ihm angesezt worden, mit dem gewöhnlichen Marktpreise derselben, der aus begreiflichen Ursachen fast immer geringer war, zu vergleichen. Las-Cases berichtet uns, wie er einmal eine solche Ueberbietung bei einer goldenen Borte in einem seiner Prunkgemächer entdeckt habe. Noch auffallender ist die Anekdote von jener Uhr, die der geschickteste Künstler in Paris als sein würdiges Geschenk des

ılſers von Frankreich für ſeinen Bruder, den Kö=
ȷ von Spanien, verfertigen ſollte. Ehe jedoch der
ünſtler damit fertig war, erhielt Napoleon die
ıchricht von der Schlacht von Vittoria. „Mit Jo=
›h iſt jezt Alles aus!“ waren bei dieſer Nachricht
lnahe ſeine erſten Worte; „man muß die Uhr ab=
ſtellen.“ *)

Genau erwogen, beweist dieſe Anekdote nicht,
ß er gegen ſeines Bruders Schickſal gleichgültig,
er wegen einer verhältnißmäßig ſo kleinen Summe
ſorgt geweſen; er verfuhr wie ein Rechenmeiſter
n Profeſſion, der gewöhnt iſt, jeden Verluſt, ſo
bedeutend er auch ſeyn mag, in Rechnung zu brin=
n. Des Kaiſers ökonomiſcher Sinn beſchränkte
h jedoch nicht auf ſolche Kleinigkeiten; im Gegen=
eil entdeckte und berichtigte er im erſten Jahre
ines Konſulats einen Fehler bei der Berechnung
r Einkünfte, der nicht weniger als 2,000,000 Fran=
ı zum Nachtheil des Staats betrug. Ein ander=
ıl fand er mit einer Geſchicklichkeit, die die größte
bung vorausſezt, in den Zahlungsliſten der Gar=
on von Paris einen Rechnungsfehler von 60,000
anken. Zwei ſolche Entdeckungen von Seiten des
aatsoberhauptes werden ohne Zweifel die Behör=
ı vorſichtiger gemacht haben.

———

Die Uhr blieb halb vollendet in den Händen des Künſtlers
und gehört nun dem Herzog von Wellington.

Diese bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit wirft viel Licht auf den Karakter Napoleons. Seinen schnellen und gewaltigen Kombinationen verdankte er sein Waffenglück, und in seinem öffentlichen, wie in seinem Privatleben ist der Geist der Berechnung gar nicht zu verkennen.

Die Kosten für den Palast und die gewöhnlichen Ausgaben des Kaisers wurden von Seiner *kaiserlichen* Majestät unmittelbar auf das genaueste *berechnet* und festgesezt. Buonaparte rühmte sich, den Aufwand der vormaligen Könige von Frankreich so vereinfacht zu haben, daß sein Jagdwesen um vieles wohlfeiler zu stehen kam, als das der Bourbons. Man darf jedoch nicht übersehen, erstens, daß Napoleon im Punkte der ganzen Hofhaltung weit freiere Hände hatte, als die Bourbons; zweitens, daß die Falkenbeize unter der kaiserlichen Regierung abgeschafft war — ein Vergnügen, das nach der Meinung Vieler weit malerischer und anziehender ist, *als* irgend eine Art der Jagd, und das, da es einen königlichen Aufwand erfordert, sich für souveraine Fürsten eignet.

Der kaiserliche Hof zeichnete sich nicht nur durch eine strenge Etikette aus, die Großen, welche die ersten Hofstellen bekleideten, waren auch angewiesen, sich bei öffentlichen Gelegenheiten der größten Pracht im Anzuge und im Punkte der Equipage zu befleißen. Die Diener der Krone beklagten sich freilich

über, daß — obgleich Buonaparte in mancher Hin-
t ihr Interesse bedenke, ihnen Gelegenheit ver-
iffe, sich etwas zu erwerben, sie mit großen Schen-
gen und Einkünften belohne, auch ihnen durch
ie mächtige Verwendung zu vortheilhaften Hei-
then verhelfe — sie bei dem großen Aufwande,
i sie als Hofleute machen müßten, doch nicht im
ande seyen, ihren Familien die gehörige Versor-
ig zu verschaffen. Buonaparte wollte diesen Auf-
nd seiner Hofleute als eine Prämie für die fran-
sischen Manufakturen angesehen wissen; er trieb
er die Sache so weit, daß man deutlich sah, er
lle zwar seinen Adel zur Zierde seines Hofes ma-
n, sey aber darum nicht gemeint, demselben ir-
nd eine wirkliche Macht einzuräumen, oder densel-
n als eine wirkliche bedeutungsvolle Schranke zwi-
en der Krone und dem Volke aufzustellen. Die-
be Absicht, keine Zwischenmacht auffkommen zu las-
i, zeigt sich in dem Gesetze, die Vererbung des
rundeigenthums betreffend, nach welchem dieses un-
r die Kinder des verstorbenen Besitzers gleichför-
g vertheilt wird, so daß sich dieses Eigenthum
ht in wenigen Händen concentriren kann. Und
gleich zur Behauptung der von der Krone verlie-
ien Würde erlaubt ist, ein Majorat zu stiften, so
t ein solches dem Besitzer doch kein sonderliches
wicht.

Der Hof Napoleons war etwas sonderbar zu-

sammengesezt. Mitten unter seinen Herzogen und Marschällen befanden sich viele Abkömmlinge des alten Adels, die von der Liste der Ausgewanderten gestrichen waren. Von diesen sagte Buonaparte: „Ich bot ihnen Stellen in meiner Armee an — sie schlugen sie aus; ich öffnete ihnen mein Vorgemach — da strömten sie sogleich herein.“ Hierin *ließ* Buonaparte dem alten Adel von Frankreich *keine* Gerechtigkeit wiederfahren. Vilee Mitglieder desselben nahmen ihre natürliche Stellung in den vaterländischen Aemtern ein, weit mehr *andere* verschmähten es, in irgend einer Eigenschaft vor demjenigen die Knie zu beugen, der für sie nur ein glücklicher Usurpator war.

Das Ceremoniel in den Tuillerien war äußerst splendid, die Hoffeste waren prachtvoll und die Etikette wurde genau und strenge beobachtet. Auf diese Förmlichkeiten, die den Geist und die Würde *seiner* Regierung bezeichnen sollten, legte Buonaparte selbst ihnen großen Werth; er hatte sich sogar für die ändern Formen des Königthums eine solche Verehrung angewöhnt, als ob dieselben das Studium seines ganzen Lebens gewesen wären. Ein merkwürdiges Beispiel hievon führt Las-Cases an. Scherzend hatte Buonaparte in guter Laune diesem seinem Begleiter die Titel: Euer Hoheit, Euer Herrlichkeit u. s. w. gegeben, als ihm plözlich in einem Anfall von Zerstreuung der Ausdruck: „Euer Majestät“

schlüpfte. Kaum war ihm aber dieses in seinen
ren geheiligte Wort entfallen, so war seine gute
ne dahin; er nahm einen ernsten Ton an, wie
er, der fühlt, daß er sich durch einen solchen Scherz
einem fast heiligen Gegenstande vergangen habe.
Unter den Freunden und Anhängern Napoleons,
gleich ihm mit der Revolution aufgewachsen wa=
, gab es nicht wenige, die es tadelten, daß er
die alten europäischen Höfe so sehr zum Muster
hm, und mit ihnen gerade in denjenigen Dingen
tteifern wollte, worin er es ihnen doch nicht gleich
in konnte, indem alte Gebräuche gerade durch ihr
er auf die Einbildungskraft eine Wirkung äußern,
das Ceremonienwesen eines neugeschaffenen Ho=
unmöglich haben kann. Solche Männer hätten
i Hof ihres Gebieters gern auf seine wahren und
rklichen Vorzüge gegründet gesehen, und gewünscht,
ß nach Beseitigung der republikanischen Grundsätze
das von der strengen und männlichen Einfachheit
: republikanischen Sitten zur Veredlung eines Thro=
s beibehalten worden wäre, dessen Grundlage die
volution war. Die Höflinge, die so dachten, konn=
wenigstens mit der äußern Haltung und dem
nehmen Napoleons zufrieden seyn. In dem Glanze
Stickereien, der Sterne, der Ordenszeichen, in
i Nimbus der Hofetikette zeichnete sich der Kai=
durch äußerste Einfachheit seines Anzugs und sei=
ganzen Erscheinung aus. Eine schlichte Uniform

mit einem nur durch eine kleine dreifarbige Kokarde verzierten Hute war der Anzug dessen, von dem alle diese schimmernden Ordenszeichen kamen, und zu dessen Ehren alle diese prunkenden Hofgewänder zur Schau gegeben wurden. Vielleicht mochte Napoleon glauben, daß einem Manne von einer ziemlich kleinen und späterhin untersezten Statur eine reichgeschmückte Kleidung nicht stehe, oder er wollte, *was* wahrscheinlich ist, zeigen, daß, ob er gleich *von Andern* die strengste Beobachtung der Etikette verlangte, er sich kraft seiner kaiserlichen Würde für seine Person darüber hinwegsetze.

Es kann auch seyn, daß Buonaparte, indem er solchergestalt seine persönlichen Ausgaben beschränkte, und den Aufwand einer glänzenden Garderobe vermied, nur jene Ordnungsliebe und jene Rechensucht befriedigte, die wir bereits als seine Eigenthümlichkeiten bezeichnet haben. Allein er war außer Stande, so viele Mühe er sich auch gab, dem weiblichen Theile der Familie denselben ökonomischen Geist beizubringen; und es ist vielleicht ein Trost für Personen von geringerer Wichtigkeit, zu wissen, daß in dieser Hinsicht der Kaiser einer halben Welt beinahe eben so unmächtig war, als sie sich selbst fühlen mögen. Josephine war bei allen ihren liebenswürdigen Eigenschaften verschwenderisch, wie es die Kreolinnen meistens sind, und die Prinzessin Pauline Borghese war es nicht minder. Die Bemühungen Napoleons, ih-

em Aufwande Grenzen zu setzen, gaben manchmal Anlaß zu sonderbaren Auftritten. Einst fand der Kaiser bei Josephine eine gewisse Modehändlerin, die sehr berühmt, aber eben so theuer war, und mit der er seiner Gemahlin allen Verkehr verboten hatte. Erzürnt, daß man seine Befehle so schlecht befolge, ließ er die Modehändlerin in das Bicetre abführen. Allein die vielen Besuche, die sie von den ersten Hofdamen, die ihre Kunden waren, in ihrem Gefängnisse erhielt, überzeugten den Kaiser, daß er mit aller seiner Macht gegen die Popularität der Modehändlerin doch nichts vermöge; er ließ daher klugerweise, um sich nicht lächerlich zu machen, die Sache fallen — die Künstlerin wurde in Freiheit gesezt, um die lustige Welt von Paris wieder nach Gefallen zu bezaubern und auszuplündern.

Ein anderer durch Josephinens üble Wirthschaft veranlaßter Auftritt erinnert uns an eine Anekdote, die in der Geschichte eines orientalischen Sultans vorkommt. Ein Gläubiger der Kaiserin, dem die Geduld ausgegangen war, hielt die kaiserliche Kalesche, in der so eben der Kaiser mit Josephine St. Cloud verlassen wollte, an, gab seine Rechnung ein und bat um Bezahlung. Buonaparte that, was Saladin in einem ähnlichen Falle gethan haben würde; er verzieh dem Manne seine Keckheit, in Erwägung der Gerechtigkeit seiner Forderung, und ließ die Schuld sogleich berichtigen. Während er den Auf-

wand und die Unordnung, die zu solchen Fol-
gen Anlaß gab, tadelte, vermochten ihn sein
für Gerechtigkeit und die Liebe zu seiner Ge
gleich sehr, den Gläubiger zufrieden zu stelle[n]

Zufolge derselben Ordnungsliebe, dieses v
schenden Princips seiner Regierung, mußte
parte jede öffentliche Verletzung des Anstand
der Decenz nothwendig strenge rügen. Oeff[entliche]
Sittlichkeit ist an und für sich die Ergänzu[ng]
die Erfüllung aller Gesetze; sie allein gibt einem
nalkoder seine Weihe. Darum waren auch di
ten des kaiserlichen Hofes einer Zucht unter[worfen,]
die, wenn sie auch nicht allen Verdacht bese[itigte,]
doch keinen Skandal zuließ *). Eben so wurd[e]
das Spiel, das gewöhnliche Lieblingslaster a
Höfen, an dem Hofe Napoleons, der hohes
durchaus nicht duldete, nicht getrieben. Er l
aber doch geschehen, daß sein Polizeiminister d
gemessensten Spielsucht den größten Vorschub l[eistete.]
Wir können ihm nicht den geringsten Glauben
ken, wenn er versichert, die Spielhäuser, von
Fouché so ungeheure Renten zog, hätten ohn[e]
Wissen bestanden; Napoleon wird uns nicht g

*) Wir wiederholen noch einmal, daß wir die Schändlic[hkeiten,]
die sich Napoleon im Kreise seiner Familie erlaub[t haben]
soll, durchaus nicht glauben, obgleich sie die Autor
Memoiren von Fouché für sich haben. Weder die
gen, noch die Fehler Napoleons waren die eines Wi

nachen, daß er die Hauptquelle der Einnahmen in
em Budget seiner Polizei nicht gekannt habe. Er
ieß, wie bei andern Gelegenheiten, der Polizei in
iesem Stück freie Hände, in Betracht der Dienste,
ie sie ihm leistete.

An allgemeinen öffentlichen Vergnügungen nahm
Napoleon großen Antheil. Er besuchte häufig das
Theater, obwohl gewöhnlich als Privatmann und ohne
lles Aufsehen. Aus Geschmack sowohl als aus po=
itischen Rücksichten begünstigte er die Vergnügun=
en, welche die Bühne gewährt. Der berühmte Tal=
ma, der erste Schauspieler Frankreichs, erhielt so=
ohl durch die persönliche Aufmerksamkeit des Kai=
ers, als auch durch einen ausgesezten Jahrgehalt, die
eberzeugung, daß das, was er früher an dem jun=
en korsischen Studenten gethan hatte, nicht in Ver=
essenheit gekommen sey. Es ward genau darauf
sehen, daß auf der Bühne nichts vorkam, wodurch
r kaiserlichen Regierung ungünstige Gesinnungen
er Erinnerungen erweckt werden konnten. Wenn
r Wiz des pariser Publikums irgend einen Aus=
uck oder Umstand zu Anspielungen auf die öffent=
hen Angelegenheiten zu benützen versucht hatte, so
b man sich die größte Mühe, nicht allein vorzu=
ugen, daß der Fall nicht wieder vorkomme, sondern
bst zu verhindern, daß er bekannt werde. Eine
che Geheimhaltung von Dingen, die öffentlich vor=
jen, war in einem freien Lande gar nicht möglich.

sie war es aber da, wo die öffentlichen Blätter, diese Organe der Oeffentlichkeit, unter der strengsten und schärfsten Aufsicht der Regierung standen.

Es gab Zeiten, wo Buonaparte, um den Beifall und das Mitgefühl derjenigen zu verdienen, die den Namen von Freiheitsfreunden für sich allein in Anspruch nehmen, sich gerne für einen Liberalen gehalten wissen wollte, und sich zu Gunsten der Preßfreiheit und anderer Zügel der vollziehenden Gewalt erklärte. Seine Meinungen, (oder vielmehr das, was er als solche ausgab) mit einem ganz entgegengesezten Verfahren in Uebereinstimmung zu bringen, war eben nicht leicht. Doch versuchte er es zuweilen. Als er einst eine oder zwei Personen, die ihm schweigend und mit Verwunderung bei einer solchen Gelegenheit zugehört hatten, und dabei etwas ungläubig aussahen, bemerkte, begann er sogleich sich zu vertheidigen. „Ich bin," sagte er, „im Herzen und von Natur für eine fest bestimmte und beschränkte Regierung. Sie scheinen mir nicht zu glauben, vielleicht weil Sie zwischen meinen Meinungen und meiner Handlungsweise einen Widerspruch bemerken. Sie nehmen aber dabei keine Rücksicht auf die Nothwendigkeit, die durch die Menschen und die Dinge gegeben ist. Wollte ich auch nur einen Augenblick die Zügel nachlassen, Sie würden bald einen allgemeinen Wirrwarr sehen. Wahrscheinlich würden weder Sie noch ich noch eine Nacht in den Tuillerien zubringen."

Dergleichen hat man oft aus dem Munde derjenigen gehört, die sich eine übertriebene Gewalt über ihre Mitmenschen angemaßt haben. Cromwell war gezwungen, das Parlament aufzulösen, ob er gleich den Herrn bat, ihm lieber das Leben zu nehmen. Die politische Nothwendigkeit ist die gewöhnliche Ausrede der Tyrannen, mit der sie sich selbst und Andere zu täuschen suchen; und wenn sie zu einer solchen Rechtfertigung ihre Zuflucht nehmen, so müssen sie der Wahrheit, die sie durch ihre Handlungen so sehr verläugnen, wenigstens mit ihren Worten die Ehre geben. Wenn es aber Leute gibt, denen eine solche Entschuldigung als gegründet erscheint, was können oder müssen diese von der französischen Revolution denken, die, austatt der Nation zur Freiheit, zur Gleichheit und allgemeinen Zufriedenheit zu verhelfen, das Land in einen solchen Zustand versezt hat, daß ein glücklicher Soldat gegen seine eigene bessere Ueberzeugung sich gezwungen sah, eine despotische Gewalt zu übernehmen und das ganze Reich derselben Willkühr zu unterwerfen, mit der er die Genossen seines Lagers beherrschte?

Zu keiner Zeit und in keinem civilisirten Staate war die Presse so gebunden und gefesselt, wie zu jener Zeit in Frankreich. Die Journale durften keine Neuigkeiten aufnehmen, die nicht zuerst im Moniteur, dem Organ der Regierung, erschienen waren; und dieser wurde in allen bedeutenden Fällen von

Buonaparte selbst durchgesehen. Keines der gewöhnlichen Tagblätter durfte sich ein Wort, sey es zum Behuf der Erklärung oder der Kritik, oder in irgend einer andern Absicht, erlauben, das nicht in den vom Moniteur angegebenen Ton stimmte. Sie mochten mit allen Künsten der Beredsamkeit das Lob steigern oder den Tadel schärfen, der in einem offiziellen Artikel ausgesprochen war; die Wegnahme oder gänzliche Konfiskation des Blattes, Gefangenschaft, und sogar Verbannung waren die unausbleibliche Strafe jedes Versuchs, eine Thatsache zu berichtigen oder ein sophistisches Räsonnement zu beleuchten. Der Moniteur war daher der einzige Führer der öffentlichen Meinung; und die stete Aufmerksamkeit Napoleons auf dessen Inhalt beweist, daß er sich desselben zur Bearbeitung seines Volkes eben so bediente, wie er seine Waffengewalt, seinen militärischen Ruf und seine mächtigen Hülfsquellen gebrauchte, um die andern Nationen von Europa in Schrecken zu sezen.

Zweites Kapitel.

Das von Napoleon in Frankreich eingeführte Erziehungssystem. — Die Nationaluniversität. — Ihre Einrichtung und Zwecke. — Lyceen. — Entwurf einer Anstalt zu Meudon.

Durch seinen kriegerischen Ruf hatte sich Napo-

leon auf den Kaiserthron geschwungen; zu seinem Unglück waren seine Gedanken so fortwährend auf Krieg und Sieg gerichtet, daß friedliche Anstalten jeglicher Art als minder bedeutend in den Hintergrund zu stehen kamen; und so wurde der Krieg, der, so gerecht und nothwendig er auch seyn mag, in den Augen der Vernunft doch nur als ein gezwungener Zustand erscheint, von Napoleon allerdings als die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechts angesehen. Er war auf dem Schlachtfelde aufgewachsen, wo ihm der Ruhm zuerst aufging. „Die Donnerstimme des Sieges," wie der edle und letzte Barde Englands sagt, „war ihm der Wohlklang seines Lebens." Und obgleich sein hochbegabter Geist sich mit allen Angelegenheiten des menschlichen Lebens befassen konnte, so war er doch am meisten mit Krieg und Zerstörung vertraut, und seine Regierung hatte demnach einen durchaus militairischen Charakter.

Die Bildung der französischen Jugend war während der Republik eine Aufgabe, mit der man sich um so mehr beschäftigen mußte, als die Revolution die Schulen und Bildungsanstalten, die mehr oder weniger mit der Kirche zusammenhingen, zerstört, und die Nation fast aller Erziehungsmittel beraubt hatte. Es wurden in dieser Beziehung manche Vorschläge gemacht, in denen aber der wilde sophistische Geist jener Zeit nicht zu verkennen war. In manchen Fällen wurden sie theils aus Mangel an öffent-

licher Theilnahme, theils weil es am Gelde fehlte, nicht aus gführt. Obgleich aber kein bestimmtes Erziehungssystem zu Stande kam, und obgleich die Laster und Unwissenheit des aufblühenden Geschlechts empörend genug waren, so gab es in Frankreich doch zwei oder drei Klassen von Schulen zu verschiedenen Zwecken, wie dann auch eine so große und civilisirte Nation unter keinen Umständen einen gänzlichen Mangel an Anstalten zur Bildung der Jugend ertragen wird.

Nach jenen Vorschäzen, die wir meinen, sollte jede Gemeinde (worunter vielleicht das, was wir ein Kirchspiel nennen, zu verstehen ist) für eine Schule und einen Lehrer zur Ertheilung des ersten und nothwendigsten Unterrichts sorgen. Dieser Plan kam aber größtentheils nicht zur Ausführung, weil die Gemeinden aus Armuth die nöthigen Kosten nicht aufbringen konnten. Doch hatten einige Gemeinden die Mittel hiezu ausfindig gemacht; in andern wurde dieser Aufwand zum Theil von der Gemeinde, zum Theil von den Zöglingen selbst, denen die Anstalt zu gut kam, bestritten, so daß es an solchen Primärschulen, die freilich in einem dürftigen Zustande waren, nicht fehlte.

Schulen der zweiten Art nannte man diejenigen, die von dazu tauglichen Subjekten, oder von solchen, die sich dafür hielten, auf Spekulation oder durch Beiträge der Privaten errichtet wurden, und wo

man

man die gelehrten und modernen Sprachen, die Geographie und Mathematik lehrte.

Ueberdies hatte die katholische Geistlichkeit, so bald ihr durch das Konkordat wieder Achtung und Einfluß zu Theil geworden, das Verlangen bezeigt, sich wieder dem Erziehungsgeschäfte zu widmen, das vor der Revolution fast ganz in ihren Händen war. Ihre Pflanzschulen hatten sich der Unterstützung des Publikums zu erfreuen, und da sie unter der Oberaufsicht des Bischofs vorzüglich zur Bildung von jungen Geistlichen bestimmt waren, so hatte man sie geistliche Schulen genannt.

So stand es mit dem Schulwesen, als Napoleon seine Nationaluniversität zur Sprache brachte, bestehend aus einem Großmeister, einem Kanzler, einem Schazmeister, zehn lebenslänglichen, zwanzig gewöhnlichen Räthen, und dreißig Generalinspektoren; das Ganze bildete eine Art von kaiserlichem Rathe, der in Sachen der Erziehung die höchste und allgewaltige Instanz war. Alle Lehrer, alle Erziehungsanstalten waren der Obergewalt der Nationaluniversität unterworfen, und es konnte keine Schule eröffnet werden, ohne ein Patent oder Diplom von dem Großmeister, wofür eine bedeutende Taxe erlegt werden mußte. Es war nämlich die Absicht der Regierung, die Zahl der Schulen der zweiten Art, so wie die geistlichen Schulen möglichst zu vermindern, um die Erziehung den öffentlichen Anstalten,

die man Lyceen oder Academien nannte, zu übertragen.

In diesen Lyceen war die Disciplin oder Zucht theils militärisch, theils klösterlich. Die Vorsteher, Censoren und Lehrer an den Lyceen und Kollegien mußten unbeweibt seyn; die Professoren konnten heirathen, durften aber in diesem Falle nicht in der Anstalt wohnen. Die jungen Leute waren *von ihren Familien ganz getrennt*, und durften *mit niemand*, als mit ihren Eltern Briefe wechseln, von denen aber die Censoren Kenntniß nahmen. Die ganze Anstalt wurde von Seiten der Universität oft und strenge untersucht, der Großmeister konnte jeden dabei Angestellten nach Willkühr entlassen, und der Entlassene verlor alsdann alle Ansprüche auf irgend ein bürgerliches Amt.

Sonst hält man von einer Bildungsanstalt gern alles Paradewesen, alles Kriegsgepränge ent*fernt*, damit die Aufmerksamkeit der jungen Leute nicht von ihren Studien abgezogen werde. In den Lyceen von Buonaparte fand gerade das Gegentheil Statt. Dort wurde zu Allem durch die Trommel das Zeichen gegeben, die innere Ordnung war in allen Stücken militärisch. Zu einer Zeit, wo die Kriegsbahn dem Ehrgeize die glänzendsten Aussichten eröffnete, war es kein Wunder, wenn die jungen Leute dieselbe als die einzige betrachteten, die eines tüchtigen Mannes würdig sey. Die Ergebenheit der

jungen Zöglinge gegen den Kaiser, von ihren Lehrern ihnen sorgfältig beigebracht, ward noch inniger durch den Gedanken, daß sie seinen Wohlthaten alle Mittel des Unterrichts zu verdanken hatten; durch alles, was sie umgab, wurden sie erinnert, daß sie ihr Leben seinem Dienste zu weihen hätten, und daß dieser Dienst militärischer Art sey.

In jedem Lyceum bestanden 150 Stipendien, von denen zwanzig ganze oder volle Stipendien, die übrigen aber halbe oder Dreiviertelsstipendien genannt wurden, und sodann von den Eltern oder Verwandten des Knaben ergänzt werden mußten. Aus diesen Lyceen wurden jährlich 250 der ausgezeichnetsten Jünglinge gezogen und in die mehr technischen oder eigentlichen Militärschulen, die der Kaiser unterhielt, befördert; in die Zahl dieser Auserwählten zu kommen, war das höchste Streben jedes Zöglings. So trug Alles dazu bei, den Zöglingen in den Lyceen den militärischen Beruf als den natürlichsten und glücklichsten von allen erscheinen zu lassen; und so nahm Napoleon mit dem aufblühenden Geschlechte jene Verwandlung vor, die er meinte, als er sagte: „Die Geistlichkeit sieht diese Welt als eine Art von Eilwagen an, der uns in die andere Welt befördern soll — ich muß darauf denken, diesen Wagen mit tüchtigen Rekruten für meine Armee zu füllen."

Von allen Zweigen der Nationalerziehung war nur derjenige in den Lyceen oder in den Central-

schulen vom Staate fundirt, und der Unterricht beschränkte sich in diesen auf die lateinische Sprache und die Mathematik, die gewöhnlichen Lehrgegenstände einer Militärschule. Napoleon dachte dabei ohne Zweifel an Brienne; auch mochte er eine bessere und umfassendere Erziehung, als diejenige war, die den Grund zu seiner Erhebung auf den Thron gelegt hatte, für seine Unterthanen eben nicht nothwendig halten. Allein er hatte noch einen andern Grund. Diejenigen, die bei einem andern Erziehungssysteme sich zu einem andern Berufe als dem militärischen ausgebildet haben würden, hatten in den Lyceen keine Wahl; der sanfte, fleißige und friedfertige Jüngling wurde dort wie der große Haufe zu dem Kriegshandwerke erzogen, zu dem ihn die Conskription bald genug berufen konnte. Wollte der Vater seinen Sohn in einer der Schulen zweiter Klasse, wo der Unterricht reichhaltiger war, *unterbringen*, so lief er immer Gefahr, den Jüngling von dort weg und in das nächste Lyceum gebracht zu sehen, wenn die Direktoren der Akademie solches für nöthig halten sollten, zum Bestem derjenigen Schulen, die mehr der Regierung angehörten.

Und doch scheint Napoleon blind gegen die Fehler seines Systems, oder vielmehr entzückt darüber gewesen zu seyn, weil seine despotischen Absichten dadurch befördert wurden. „Meine Universität," pflegte er bis an sein Ende zu sagen, „war ein

herrlicher Gedanke, und würde die größten Wirkungen auf die öffentliche Gesinnung hervorgebracht haben.“ Daß diese Anstalt mißlang, gab er Hrn. Fontanes, dem Großmeister, Schuld, der, um sich bei den Bourbons in Gunst zu setzen, dieselbe gelähmt oder verkümmert haben soll.

Man muß noch beifügen, daß Buonaparte im Sinne hatte, sein Nationalerziehungssystem in der Folge gewissermaßen durch einen korinthischen Säulenkopf zu ergänzen und zu vollenden. Er wollte zu Meudon ein Institut errichten zur Erziehung seines Sohnes, des Königs von Rom, der dort in allem, was sich für einen Herrscher ziemt, mit den jungen Prinzen des kaiserlichen Hauses und den Söhnen der mit Napoleon allirten Fürsten unterrichtet werden sollte. Ungefäh nach dieser Idee sind Cyrus und Heinrich der Vierte in Gesellschaft von gemeinen Bauernkindern zu ihrer Zeit erzogen worden, damit sie nicht durch ihre künftige Größe der wahren Ansicht der menschlichen Natur entfremdet würden. Doch es ist unnöthig, Betrachtungen über ein System anzustellen, das nie zur Ausführung kommen sollte; nur glauben wir annehmen zu dürfen, daß man dem jungen Napoleon mehr Achtung gegen das Eigenthum seiner fürstlichen Genossen (ihr Spielzeug) beigebracht haben würde, als sein Vater gegen die Kronen und Zepter seiner Brüder und Allirten bewies.

Drittes Kapitel.

Militärische Details. — Idee der Conskription. — Ihr Wesen. — Ihre Wirkungen. — Sie wird mit schonungsloser Strenge betrieben. — Ihr Einfluß auf den Karakter des französischen Militärs. — Seine Art der Kriegführung, durch die Revolution veranlaßt. — Verfassung der französischen Armeen. — Gewaltmärsche. — Das Marodiren. — Seine Art. — Wirkungen auf das feindliche Land und die französischen Soldaten selbst. — Politik Napoleons in seinem Betragen gegen seine Offiziere und Soldaten. — Veränderter Karakter des französischen Militärs während und nach der Revolution. — Erklärung dieses Umstandes.

Wir haben gezeigt, daß das französische Erziehungssystem zum Zweck hatte, die Gedanken und Hoffnungen der Jugend auf das Soldatenleben zu richten, und sie vorzubereiten, dem Rufe der Konskription Folge zu leisten. Dieses Mittel, die bewaffnete Macht zu ergänzen, das furchtbarste von allen, dessen sich je eine civilisirte Nation bedient hat, ist im Jahre 1798 im Rathe der Fünfhundert zuerst vorgeschlagen worden.

Alle junge Mannschaft des Staates vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre wurde in besondern Listen bezeichnet und zur Verfügung der Regierung gestellt, die davon so viel aufbieten konnte, als es die jedesmaligen Umstände erheischten. Die Mannschaft war in fünf Klassen abgetheilt. Die erste Klasse enthielt diejenigen, die vor dem Anfange

des Jahres, in welchem die Conskription verlangt wurde, das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten; dieselbe Regel galt von den andern vier Klassen derjenigen, die vor demselben Zeitpunkte ihr ein- und zwanzigstes, zweiundzwanzigstes, dreiundzwanzigstes, vierundzwanzigstes und fünfundzwanzigstes Jahr vollendet hatten. In der Regel wurde die zweite Klasse nicht eher aufgerufen, als wenn die erste schon im Dienste war; auch wurde gewöhnlich nicht mehr als eine Klasse in einem Jahr verlangt; da aber die erste Klasse sechszig- bis achtzigtausend Mann betrug, so war eine so starke Aushebung den Zwecken der Regierung sehr förderlich und für das Volk allerdings eine große Last.

Dieses Gesez beruht allerdings auf der Pflicht, die Jeder seinem Vaterlande zu bezahlen schuldig ist. Nichts ist so wahr, als daß alle waffenfähige Mannschaft zur Vertheidigung des Staates beizutragen verpflichtet ist; und nichts ist der Politik so angemessen, als daß diese Pflicht, die allen obliegt, zuerst der Jugend auferlegt werde, die sich vermöge ihrer frischen Kraft am besten zum Kriegsdienste eignet, und in Hinsicht auf die übrigen Lebensbeschäftigungen noch am leichtesten entbehrt werden kann. Es ist aber auch klar, daß eine solche Maßregel sich nur in einem Vertheidigungskriege rechtfertigen läßt, und daß Buonaparte, der dasselbe System auch bei entfernten Offensivkriegen, die nur zur Befriedigung

seines Ehrgeizes dienten, befolgte, mit Recht beschuldigt werden kann, das Herzblut seines Volkes verschwendet zu haben, nicht zum Behuf der Landesvertheidigung, sondern um die Verwüstungen des Krieges in entlegene und harmlose Länder zu tragen.

Die französische Conscription ward noch drückender durch die übertriebene Strenge ihrer Bestimmungen; man unterschied nicht zwischen dem verheiratheten Manne, dessen Abwesenheit den Ruin seiner Familie bewirken konnte, und dem ledigen und leicht zu vermissenden Mitgliede einer zahlreichen Familie, der Sohn der Wittwe, das Kind betagter hülfloser Eltern hatte keinen Anspruch auf Befreiung. Drei Söhne konnten in drei Jahren hintereinander denselben trostlosen Eltern entrissen werden; es half nichts, schon einen Rekruten gestellt zu haben. Die Dienstuntauglichen mußten eine Summe Geldes erlegen, die im Verhältniß zu ihrer oder ihrer Eltern Steuerquote stand und von fünfzig bis auf zwölfhundert Franken ste gen konnte. Es wurden zwar Stellvertreter zugelassen, aber es war schwer und kostspielig, sich dergleichen zu verschaffen, weil nach den Bestimmungen des Gesetzes der Sellvertreter nicht nur ganz diensttauglich, sondern auch in demselben Bezirke, wie der Einsteller, ansäßig und zu derselben Conscriptionsklasse gehören mußte. Solche Subjekte wußten, was sie] werth waren, und benüzten dies so gut, daß sie sich nur unter den vortheilhaftesten

Bedingungen anwerben ließen. Es geschah auch, daß die Stellvertreter auf dem Marsche zu ihren Korps Reißaus nahmen, zum großen Nachtheil für die Einsteller, die für dieselben gut stehen mußten, bis sie bei den Fahnen waren. Es hielt überhaupt so schwer, sich mittelst der Einstellung vom Kiegsdienste zu befreien, daß manche wohlerzogene junge Leute, die Söhne der achtbarsten Familien, auf alle ihre bessern Aussichten verzichten und als gemeine Soldaten leben, dienen und sterben mußten.

Keine der Regierungsmaßregeln Napoleons wurde mit so unerhörter Strenge gehandhabt, als das Aushebungswesen. Der Maire, der die verlangte Anzahl von Rekruten aus der bezeichneten Altersklasse nach dem Loos zu ziehen hatte, durfte bei den schwersten Strafen sich nicht die mindeste Nachsicht erlauben. Die Brandmarkung, der Pranger, die Galeerenstrafe erwartete ihn, wenn es sich zeigte, daß er einen Hebbaren hatte durchschlüpfen lassen. Dieselben Geseze drohten die widerspenstigen Conscribirten mit den schrecklichsten Strafen die obrigkeitlichen Behörden mußten überall auf sie fahnden. Wurden sie ergriffen, so behandelte man sie wie die ärgsten Missethäter. Im Gewande der Schande, mit Ketten beladen, eiserne Kugeln nach sich schleifend, wurden sie wie Galeerensklaven zur Schanzarbeit verdammt. Selbst ihre Verwandten blieben

nicht verschont und wurden oft zu Geldbußen und andern Strafen verurtheilt.

Aber das schrecklichste Los des Conscribirten war, daß er auf die Dauer seines Lebens dienstpflichtig blieb; zwei oder drei, selbst vier oder fünf Jahre dem Militärdienste gewidmet, wären ein erträglicheres, wenn gleich immer noch sehr großes, Opfer gewesen, wenn man auf die natürlichen Aussichten und Zwecke des menschlichen Lebens Rücksicht nimmt; aber die Verpflichtung auf das ganze Leben machte die Schlachtopfer der Conscription zu ganz andern Menschen. Der Jüngling, der den väterlichen Herd verließ, nahm in der Regel für immer Abschied von demselben; und die Eltern, die von dem jungen, tugendhaften, talentvollen, vielleicht der höchsten Ausbildung fähigen Sohne schieden, konnten, wie wenig wahrscheinlich dieses auch war, ihn nicht anders zu sehen hoffen, als mit den Gewohnheiten, den Ansichten, den Manieren und der Sittlichkeit eines gemeinen Soldaten.

Welche Geißel aber auch dieses Zwangsgesez für das Land seyn mochte, so war es doch für die Zwecke Napoleons eine treffliche Waffe. Sie war mit der übrigen Beute der Revolution in seine Hände gekommen, und er machte davon den größtmöglichen Gebrauch.

Die Conscription lieferte begreiflicherweise Rekruten jeder Art, gute, schlechte, mittelmäßige, aber, ohne Unterschied aus der Masse der Nation gezogen,

waren sie im Ganzen genommen um vieles besser, als die freiwilligen Rekruten in andern Ländern, die bekanntlich aus der Klasse der schlechtesten ruchlosesten und liederlichsten Menschen, die sich in keine friedliche Lebensordnung fügen wollen, geworben werden. Die jungen Leute, die einige Erziehung genossen hatten, brachten einen weit bessern Ton und Geist in die französische Armee, und man begreift, warum selbst bei den gemeinsten Soldaten so viel Verstand und Geschick zu finden war. Da die Nation überhaupt vielen Sinn für den Krieg hat, so erwiesen sich die Franzosen im Ganzen genommen als die ordentlichsten, gehorsamsten, willigsten und geregeltsten Truppen, die man zu keiner Zeit und in keinem Lande im Felde gesehen hat. In einem lang anhaltenden Gefechte mochte ihr feuriger Muth zuweilen früher erschöpft werden, als der gelassenere Muth der entschlosseneren Engländer; aber in allem, was die Wissenchsaft des Kriegs, seine Künste und Formen betrifft, haben die Franzosen ihre beharrlicheren, aber weniger gewandten Rivalen, wie jederman zugibt, übertroffen. Sie wußten insbesondere besser, als andere Truppen, sich selbst zu helfen, für sich selbst zu sorgen, was nach der von Napoleon eingeführten Kriegsweise allerdings für sie eine unentbehrliche Kunst war.

Die französische Revolution brachte zuerst eine Kriegsweise auf, durch welche fast die ganze Last des Krieges auf das Land, das das Unglück hatte,

der Schauplaz desselben zu seyn, gewälzt und wodurch dieses ganz eigentlich zu einer Hülfsquelle für den Sieger gemacht wurde. Wir wollen dies sogleich näher erklären.

Man konnte nichts Zweckmäßigeres sehen, als die Verfassung und Einrichtung einer französischen Armee bei Eröffnung eines Feldzugs; sie war in große Korps abgetheilt, die man Armeekorps *nannte*, und von denen jedes entweder von einem *König*, einem Vicekönig, einem Marschall, oder irgend einem ausgezeichneten General befehligt wurde. Jedes dieser Armeekorps war ein selbstständiger Theil des großen Ganzen, eine vollständige Armee, und als solche aus allen Waffenarten zusammengesezt. Ein Armeekorps bestand aus zwei bis vier Divisionen, von denen jede von einem Divisionsgeneral angeführt wurde; die Divisionen waren wieder in Brigaden abgetheilt, von denen jede *zwei* oder drei Regimenter (von zwei oder mehr Bataillons) enthielt; und unter dem Befehl eines Brigadegenerals stand. Ein Armeekorps konnte fünfzig- bis achtzigtausend Mann stark, und noch stärker seyn; und der General eines solchen Korps übte die völlige Obergewalt über dasselbe aus, und war an niemand, als an den Kaiser selbst, angewiesen. Man weiß kaum ein Beispiel, daß der Kaiser von diesen zu dieser hohen Stelle geeigneten Offizieren einen dem andern untergeordnet hat; er scheint

selbst bezweifelt zu haben, daß seine diesfallsigen Befehle auch wirklich befolgt werden möchten. Dieses System, die Masse seiner Streitkräfte in abgesonderte und beinahe selbstständige Armeen abzutheilen, unter den Befehlen von Generalen, von denen jeder auf seine Verantwortlichkeit einen bestimmten Theil eines nach einem unermeßlichen Maßstabe berechneten Operationsplans auszuführen hatte, brachte die größte Schnelligkeit und den größten Nachdruck in die französischen Manövers, und mußte, unter der obersten Leitung des schöpferischen Geistes, der den Feldzug entworfen, in den meisten Fällen die glänzendste Resultate herbeiführen. Sobald es aber nöthig wurde, zwei Armeekorps zu einer Operation zu vereinigen, war Napoleons persönliche Gegenwart durchaus erforderlich.

So organisirt ergoß sich die französische Armee in raschen Gewaltmärschen über ein fremdes Land; ohne alle Anstalten zu ihrer Verpflegung, ohne Magazine, ohne Vorräthe, einzig auf die Hülfsquellen des überzogenen Landes zählend. Buonaparte hatte sich diese Methode ganz zu eigen gemacht; die Vereinigung großer Massen mittelst solcher Gewaltmärsche war ein Hauptmoment seiner taktischen Kunst. So wurde der Krieg von seiner Seite mit dem geringsten Aufwande an Geld, dagegen aber mit dem größten Menschenverluste und mit der

schrecklichsten Steigerung des menschlichen Elendes geführt. Napoleons gewöhnlicher Plan war, durch die Beschleunigung seiner Märsche den Feind zu überfallen, denselben in einer großen Schlacht aufs Haupt zu schlagen, sich seiner Hauptstadt zu bemächtigen, Contributionen zu erheben, unter den möglichst vortheilhaftesten Bedingungen Frieden zu schließen, und dann wieder nach Paris zurück zu kehren.

In diesen blendenden Feldzügen trat die Armee gewöhnlich ihren Marsch mit einem auf mehrere Tage ausreichenden Vorrathe von Brod oder Zwieback an, den die Soldaten selbst tragen mußten. Auch führte sie auf einige Tage Schlachtvieh mit sich. Diese Gegenstände wurden gewöhnlich aus einer großen Stadt oder aus einer volkreichen Gegend genommen, wo die Truppen vorher cantonirt hatten. Die Pferde der Reiterei waren gleicherweise auf zwei bis drei Tage mit Futter beladen. So verpflegt rückte die Armee in Eilmärschen vor. Den Soldaten wurde ihre Bürde gar bald unbequem, und sie zehrten ihren Vorrath entweder schnell auf, oder warfen ihn gar weg. Aus Besorgniß, daß die Lebensmittel ausgehen könnten, noch ehe man dergleichen wieder würde fassen können, ermächtigten dann die Offiziere ihre Leute zur Selbstverpflegung, mittelst des Marodirens, oder mit andern Worten — der Plünderung. Damit die erpreßten neuen Vorräthe mit Ordnung zusam=

mengebracht und ausgetheilt würden, wurde eine gewisse Anzahl von Soldaten von jeder Kompagnie ausgeschickt, um solche aus den Dörfern und Landhäusern unweit des Marschweges oder auf dem von der Armee besezten Boden beizuschaffen. Diese Soldaten waren befugt, die Einwohner zur unentgeltlichen und nicht bescheinigten Ablieferung ihrer Vorräthe anzuhalten. Man kann denken, daß sie bei dieser Vollmacht nicht etwa blos mit Lebensmitteln vorlieb nahmen, sondern auch Geld und andere Dinge von Werth erpreßten und noch andern Unfug trieben.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Intelligenz und besonders die Gutmüthigkeit der Franzosen, die ein Grundzug ihres Nationalkarakters ist, ihr Benehmen unter den Uebeln dieses Systems erträglicher machten, als man hätte erwarten sollen, wenn anders das Land ergiebig und genugsam bevölkert war. Eine Art von Ordnung wurde alsdann, selbst in der Unordnung des Marodirens, beobachtet, und man gab sich Mühe, die so unordentlich gewonnenen Vorräthe wenigstens auf eine regelmäßige Weise zu vertheilen. Durch keinen Widerstand gereizt, wurden die Soldaten bei ihrer Gemüthsart nicht ganz unmenschlich; ihre ursprünglich gute Mannszucht, die Erziehung, die manche von ihnen genossen, die Folgsamkeit, an die sich alle gewöhnt hatten, verhinderten, daß sie sich nicht ganz in Banditenhaufen auf-

löſten und ſich nicht ſelbſt durch ihre Ausſchweifungen zu Grunde richteten. Keine andern Truppen, als die franzöſiſchen, hätten auf dieſe Weiſe beſtehen können, weil in keiner andern Armee die Offiziere ſo viel über ihre Mannſchaft vermögen.

Aber dieſes Syſtem zeigte ſich in ſeiner scheußlichſten Geſtalt, wenn die Armee durch ein nur dünn bevölkertes Land zog, und wenn der Nationalkarakter oder die Soldaten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und für ſeine Vortheile des Bodens die Eingebornen, beſonders die Bauern, zum Widerſtande ermuthigten. Dann wurden die Soldaten nicht nur durch den Mangel an Lebensmitteln, ſondern auch durch die Gefahr erboſt, unter welcher ſie dieſelben eintreiben mußten. In dem Maße, in welchem ihre Noth wuchs, wurden ſie fühllos und gleichgültig, überließen ſich jeder Art von Ausſchweifung, und vermehrten ihr Elend noch dadurch, daß ſie *zerſtörten*, was ſie nicht genießen konnten. Hunger und Krankheiten ſtellten ſich bald bei einer Armee ein, die in Eilmärſchen ein an Lebensmitteln erſchöpftes Land durchzog. Dieſe furchtbaren Begleiter folgten dicht hinter den franzöſiſchen Kolonnen, die ſich mühſam fortſchleppten. Da es an Spitälern und an Magazinen fehlte, fiel jeder Nachzügler dem Hunger, dem Wetter, der Ermattung und der Rache des erzürnten Landvolks zur Beute. Und ſo mußte die franzöſiſche Armee ein Ungemach ertragen, von

dem

dem bis zu diesen schrecklichen Kriegen hin die Truppen civilisirter Nationen gar keine Ahndung gehabt hatten. Bei allem dem sezte Buonaparte doch seine Absicht durch; unter diesen Verlusten und Opfern und mittelst derselben erreichte er sein Operationsobjekt, wo er, zum Schrecken des überraschten Feindes, seine Massen entwickelte, in einem entscheidenden Siege den Lohn seiner Hast erntete und dem Moniteur neuen Stoff znm Triumphiren gab. So sehr legte er den Accent auf die Schnelligkeit in den Bewegungen, daß, wenn sich etwa ein Offizier zum Behuf eines ihm gewordenen Auftrags Zeit erbat, er gerne die merkwürdige Antwort gab: „Ich kann Ihnen Alles, was Sie verlangen, gewähren, nur mit der Zeit muß ich geizen.“ Diese Eile beruhte auf dem mit so großem Menschenverluste verbundenen Systeme der durch keine Magazine gefesselten Gewaltmärsche. War aber die Schlacht einmal vorber, so hatten die Todten Ruhe und konnten nicht mehr klagen; die Lebenden waren Sieger und vergaßen bald das erlittene Ungemach; eine neue Tratte auf die französische Jugend, in den gewöhnlichen Formen der Conskription gezogen, ersezte bald die vielen Rekruten, die man im Verlaufe des Feldzugs gebüßt hatte.

Gegen seine Armee beobachtete Buonaparte eine schlaue Politik. Seine Marschälle, seine Generale und andere hohe Offiziere wurden von ihm

beehrt, reichlich belohnt, aber nie auf einem vertraulichen Fuße behandelt. Die Scheidewand der strengsten Etikette hielt die Zudringlichen ab. Ein zu vertrauliches Verhältniß würde diese Männer zu sehr daran erinnert haben, daß sie einst seinesgleichen gewesen. Gegen den gemeinen Mann aber, der seine Herablassung nicht mißdeuten, nicht mißbrauchen konnte, benahm sich Buonaparte ganz anders. Die Soldaten durften sich bei allen schicklichen Gelegenheiten an ihn wenden; er hörte auf ihre Bitten, Klagen und selbst auf ihre Vorstellungen. Er ließ ihre Beschwerden untersuchen und, wenn sie Grund hatten, abstellen. Nach einer Schlacht zog er die Mannschaft derjenigen Regimenter, die sich ausgezeichnet hatten, über das Verdienst derjenigen zu Rathe, die Anspruch auf die Ehrenlegion oder eine andere militärische Beehrung machen konnten. In solchen Augenblicken vergaß man im Gefühl seiner Wichtigkeit die Mühsale des ganzen Feldzugs; und Napoleon erschien den Soldaten, die ihn umgaben, nicht als der ehrgeizige Mann, der sie ihrer Heimath entrissen, ihre Tapferkeit auf entlegenen Schlachtfeldern verschwendet, und durch das Ungemach, das sie erduldet, sich den Sieg verschafft hatte, sondern als der Kriegsvater, der seine Soldaten als seine Kinder betrachte, und dem die Ehre auch des Geringsten eben so sehr am Herzen liege, als seine eigene.

Man that Alles, um den Ansprüchen des Soldaten für Beförderung, wenn er sie verdient hatte, zu sorgen. Aber troz dieser Aufmunterungen brachte die Armee, wie Buonaparte selbst bemerkt, unter dem Kaiserthum keine so ausgezeichneten Krieger mehr hervor, wie Pichegru, Kleber, Moreau, Massena, Dessaix, Hoche und er selbst, die, gleich Pferden auf der Rennbahn, aus ihrer Obscurität hervorgebrochen waren und die Welt in Erstaunen gesezt hatten. Diese höchst genialen Männer waren, wie Buonaparte glaubte, in der Glut der Revolution und durch dieselbe erzeugt worden; und er scheint der Meinung gewesen zu seyn, daß mit dem Eintritt des normalen Zustandes der Dinge solche außerordentlichen Männer immer seltener geworden seyen. Diese Meinung ist jedoch nicht ganz richtig. Revolutionszeiten bringen keine großen Männer hervor, sondern Revolutionen entstehen gewöhnlich in solchen Perioden der Gesellschaft, wo große Grundsäze zur Erörterung gekommen, und die Blicke von Jung und Alt durch die Beschaffenheit der Zeiten auf große und wichtige Gegenstände gerichtet worden sind, die den Karakter erheben und den Ehrgeiz wecken. Wenn durch den Widerstreit entgegengesezter Kräfte die Explosion erfolgt, wenn die Revolution wirklich ausbricht, so erzeugt sie durchaus kein Talent und kann auch keines erzeugen; nur wird während ihres Verlaufs und durch dieselbe all jenes Talent, we-

nigstens für einige Zeit, ans Licht gezogen, das in den Geistern durch die Richtung auf die öffentlichen Angelegenheiten geweckt und gepflegt worden ist. Wenn aber dieses Talent zu Grunde gegangen ist, so zeigt es sich nicht ferner in einem unter der Wuth der Bürgerkriege aufgewachsenen Geschlechte. Die Fähigkeiten des langen Parlaments wurden in der Republik nicht mehr gesehen, und dasselbe gilt von dem französischen Nationalkonvent und dem darauf gefolgten Kaiserthum. Eine Revolution gleicht einem Brande, der die Verzierungen und architektonischen Schönheiten eines von ihm angegriffenen Gebäudes eine Zeit lang vortheilhaft beleuchtet, aber immer mit der Zerstörung derselben endet.

Auch soll, was jedoch weniger zu verbürgen ist, Napoleon selbst in der Mitte seiner so trefflich disciplinirten kaiserlichen Garde jene alten Soldaten der Revolution vermißt haben, die durch ihr Kriegsgeschrei: „Es lebe die Republik," sich mit der Sache, für die sie fochten, gleichsam identificirten. Napoleon hatte jedoch keinen Grund, in irgend einer Beziehung mit seiner militärischen Macht unzufrieden zu seyn. Sie war bereits bei weitem zu groß, und hatte zum Nachtheil Frankreichs das Militär zu hoch über die bürgerliche Klasse gestellt, und ihn selbst in Stand gesezt, nach den Ansichten und der Logik eines despotischen Generals in dem schönsten Theil von Europa fast unbeschränkt zu gebieten. Den frem-

den Ländern war der Kriegsruhm Frankreichs ein drohender, unheilverkündender Komet; und da hiedurch Alles zu Rüstungen aufgeschreckt wurde, so schien der Friede auf immer von der Erde gewichen zu seyn und die Bestimmung ihres Schicksals fortan der rohen Gewalt überlassen zu haben.

Viertes Kapitel.

Wirkungen des Friedens von Tilsit. — Wie Napoleon sich den Frieden dachte. — Andere Ansichten Englands von demselben Gegenstand. — Das Continentalsystem. — Dessen Wesen und Wirkungen. — Die Dekrete von Berlin und Mailand. — Beschlüsse des brittischen Geheimenraths. — Spanien. — Rückblick auf die Verhältnisse dieses Landes zu Frankreich seit der Revolution. — Godoy. — Sein Einfluß, — Karakter — und politische Ansichten. — Ferdinand, Prinz von Asturien, bewirbt sich um den Beistand Napoleons. — Portugiesische Angelegenheiten. — Traktat von Fontainebleau. — Der Prinzregent begibt sich nach Brasilien. — Junot rückt in Lissabon ein. — Seine zügellose Raubsucht. — Unruhen zu Madrid. — Ferdinand wird einer Verschwörung gegen seinen Vater beschuldigt, und verhaftet. — Karl wendet sich an Napoleon. — Arglistige Politik des Letztern. — Die französische Armee erhält Befehl, in Spanien einzurücken.

Der Friede von Tilsit hatte dem Kriege zwischen zwei eifersüchtigen Monarchien, in welchem eine der andern etwas abgewinnen konnte, ein Ende gemacht und der einen wie der andern freie Hände

gegen diejenigen Nationen gelassen, die zunächst unter ihrem Einflusse standen. Dies war Napoleons Ansicht vom Frieden, die etwa auf Folgendes hinausläuft: — „Ich werde mit den Ländern, auf die ich zwar kein Recht, über die ich aber Gewalt habe, verfahren, wie mir beliebt; mein Alliirter mag dagegen in den Ländern, die zunächst in seinem Bereich und meinem Einfluß entrückt sind, seinerseits *dasselbe* thun.“

So hatte er zu seiner Zeit den Vertrag von Amiens ausgelegt; einen solchen Frieden wollte er auch mit England abschließen. Daß ihm dieses nicht gelungen ist, hat er noch in einer spätern Periode gar sehr bedauert. Man begreift, was er, von Frankreich und England sprechend, mit folgenden Worten sagen wollte: „Wir haben einander einen unermeßlichen Schaden zugefügt — wir hätten durch ein gegenseitiges gutes Einverständniß einander unermeßliche Dienste leisten können. Hätte die Schule von Fox die Oberhand behalten, so würden wir uns verständigt haben — alsdann wäre in Europa nur eine Armee, nur eine Flotte gewesen — wir würden die Welt beherrscht — überall, sey es mit Gewalt oder auf dem Wege der Ueberredung, Ruhe gestiftet und einen behaglichen Zustand eingeführt haben. Ja — ich wiederhole es — so viel Böses wir einander gethan haben, so viel Gutes hätten wir einander thun „können.

Dieses Friedensprincip, in welchem Buonaparte bis an sein Ende hin die Grundlage alles gegenseitigen Interesses erkannt zu haben scheint, ist aber von der Art, daß kein englisches, von einem freien Parlamente gewähltes Ministerium dasselbe annehmen konnte oder durfte. Englands Friedensprincip mußte von der Art seyn, daß dadurch die Unabhängigkeit der andern Mächte gesichert wurde, nicht aber ein solches, durch das es und Frankreich ermächtigt wurden, nach Gefallen um sich zu greifen. Englands Wohlfahrt, Macht und Glückseligkeit ist durch die Unabhängigkeit der Continentalstaaten bedingt. Es konnte weder mit gutem Gewissen, noch mit Sicherheit mit einem siegreichen Usurpator Frieden schließen, auf die Bedingung hin, daß ihm gleichfalls gestattet sey, die Rolle eines Usurpators zu spielen. Es ist weder seinen Wünschen noch seinem Interesse gemäß, andere Länder auf der Karte von Europa zu streichen, damit nur noch England und Frankreich darauf stehen bleiben; ihm ist nicht daran gelegen, andere Staaten ihrer Flotten oder ihrer Armeen zu berauben. Seine Staatsmänner müssen den Gedanken verwerfen, die ganze oder die halbe Welt zu beherrschen und andere Nationen durch die Gewalt der Waffen glücklich oder unglücklich zu machen. Das Betragen Englands in den Jahren 1814 und 1815 beurkundet diese redliche und ehrenvolle Politik; indem es Andern vieles einräumte, konnte es doch

nicht der Absicht beschuldigt werden, in der Verwirrung, die durch den Fall der französischen Uebermacht entstand, auf die Vergrößerung seines eigenen Gebiets Bedacht zu nehmen. Hievon soll jedoch an einem andern Orte ausführlicher die Rede werden.

Indessen war Frankreich, das mit Rußland nach einem ganz andern Princip Frieden geschlossen, beschäftigt, die Vortheile, die es daraus zu ziehen hoffte, einzuernten. Hiebei scheint es Napoleons Hauptzweck gewesen zu seyn, sein sogenanntes Kontinentalsystem in solchem Maße durchzusetzen und zu befestigen, daß der schwache Verkehr, den England noch mit den Nationen des Festlandes unterhielt, vollends ganz vernichtet werden mußte.

Hiezu war ihm der Vertrag von Tilsit in jeder Hinsicht sehr förderlich. Frankreich war sein — über Holland, das dem Namen nach von seinem Bruder Ludwig beherrscht wurde, konnte er nach Belieben verfügen. Seinen Bruder Hieronymus hatte er zum König von Westphalen gemacht. Es war demnach seiner Politik angemessen, daß dieser eine seines neuen Ranges würdige Verbindung einging. Nachdem er, wie schon bemerkt worden ist, sich von seiner ersten Frau, Elisabeth Paterson, der Tochter eines sehr angesehenen Mannes in Baltimore, auf das Geheiß seines Bruders getrennt hatte, erhielt er die Hand von Friederike, Katharine, Tochter des Königs von Würtemberg.

Preußen, und alle ehemals freien Häfen des
anseatischen Bundes wurden dem brittischen Han-
el verschlossen, so weit solches durch baare Waffen-
ewalt geschehen konnte. Rußland zeigte sich in
iesem Stücke nicht ganz so gefällig, als Napoleon
ufolge der Bestimmungen des tilsiter Friedens, und
er mit dem Czaar getroffenen Verabredung erwar-
en mochte. Allein Alexander war zu mächtig, um
ch ein solches gegen den Handel gerichtete System
n seinem ganzen Umfange gefallen zu lassen; bei
er Eigenthümlichkeit der russischen Nation hätte es
er Czaar nicht einmal wagen dürfen, das Continen-
alsystem seinerseits mit der von Napoleon gewünsch-
en Strenge zu handhaben. Die russischen Handels-
üter, die einen großen Raum einnehmen, und sehr
ns Gewicht fallen, — Hanf, Eisen, Bauholz, Wachs,
ech u. s. w., von denen die russischen Bojaren den
rößten Theil ihres Einkommens beziehen, hätten
ie Kosten eines Transports zu Lande nicht aus-
etragen, und konnten nur in England abgesezt wer-
en. England fuhr demnach fort, diese Waaren
us Rußland zu beziehen, und dieselben mit seinen
abrikaten zu bezahlen, wie sehr dieses auch durch
e Dekrete des französischen Kaisers und durch die
kasen des Czaaren verboten und verpönt war; und
uonaparte mußte sich stellen, als merke er nichts
on einer Sache, die sein russischer Alliirter entwe-
er nicht verhindern konnte, oder nicht wollte.

Ein in der civilisirten Welt noch nie geschehener Kampf ward jezt von England und denjenigen Ländern, für welche die englischen Waaren nicht blos ein Genuß, sondern auch ein Bedürfniß waren, gegen Frankreich geführt, dessen Herrscher unter keinem Vorwande einen freien Verkehr mit Großbritannien gestatten wollte. Auf die Dekrete von Berlin *folgten* noch andere, weit schärfere und weit *bestimmtere*. Durch ein zu Hamburg am 11ten December und durch ein anderes zu Mailand am 27sten December 1807 ausgefertigtes Dekret erklärte Napoleon England in Blokadezustand. Allen Nationen wurde jeder Verkehr mit England, aller Handel mit englischen Waaren untersagt. In allen Seehäfen und Handelsstädten wurden von Buonaparte Agenten aufgestellt. Kein Schiff sollte in irgend einem Hafen des Kontinents zugelassen werden, ohne vorher nachgewiesen zu haben, daß es kein brittisches Gut *führe*. Diese Verfügungen wurden von Seiten Großbritanniens durch die sogenannten Kabinetsbefehle erwiedert. Allen Neutralen war erlaubt, mit denen im Frieden mit England befindlichen Ländern Handel zu treiben, nur mußten sie vorher in einem brittischen Hafen angelegt und die Gebühren entrichtet haben. Hiedurch kamen die Neutralen in ein sehr unangenehmes Verhältniß zu den beiden kriegführenden Mächten. Fügten sie sich nicht in die brittischen Kabinetsbefehle, so wurden sie von den brit-

lschen Kapern, die alle Meere bedeckten, weggenommen. Hatten sie in brittischen Häfen die Gebühren entrichtet, so wurden sie, wenn die Sache herauskam, in jedem Hafen, wo die Franzosen etwas zu sagen hatten, ohne weiters konfiscirt. Dies führte zu jeder Art von Betrug, durch welchen sich die Natur eines wirklichen Handelsverkehrs verbergen ließ. Falsche Papiere, falsche Scheine, falsche Register wurden überall aufgewiesen; und der Gewinn bei diesem Verkehr war so groß, daß die zuverläßigsten und betrautesten Agenten Napoleons, Männer vom höchsten Range in seinem Reiche, kein Bedenken trugen, bei diesem Contrebandewesen durch die Finger zu sehen und sich dafür große Summen bezahlen zu lassen. Entlang der ganzen Seeküste von Europa wurde dieser Kampf mit der größten Ausdauer zwischen dem mächtigsten Manne, den die Welt je gesehen, und zwischen den Wünschen und Bedürfnissen der von ihm beherrschten Länder geführt; denn obgleich diese Wünsche und Bedürfnisse nur auf Luxusartikel und entbehrliche Dinge gerichtet waren, so wollten die Menschen doch nicht von ihnen lassen.

Allein vorzüglich auf der spanischen Halbinsel, die noch immer dem Namen nach unter der Herrschaft ihrer alten Fürsten stand, fanden die brittischen Waaren großen Absaz. Buonaparte hatte freilich davon keinen Schaden, da ihm Portugal insbesondere große Summen dafür zahlte, daß er seinen

Handel mit England gestattete. Aber endlich brachte die Schwäche Portugalls und die gänzliche Uneinigkeit der königlichen Familie in Spanien Napoleon auf den Gedanken, diesen schönen Theil des europäischen Festlandes für seine Familie, oder vielmehr für sich selbst in Besitz zu nehmen. So entstand der spanische Krieg, von dem er später in dem bittersten Gefühle sagte: — „Dieser unselige Krieg war mein Verderben — er zersplitterte meine Kraft — vermehrte nothwendigerweise meine Anstrengungen — und stellte meinen moralischen Charakter in Schatten." — Wie konnte er aber ein glücklicheres Resultat von einer Usurpation erwarten, bei der er sich mit einer Treulosigkeit benahm, von der die europäische Geschichte gar kein Beispiel aufzuweisen hat? Ehe wir jedoch diesen ganz neuen und höchst wichtigen Abschnitt in der Geschichte Napoleons abhandeln, müssen wir einen Blick auf die Verhältnisse werfen, die zwischen Frankreich und der Halbinsel seit der Revolution bestanden hatten.

Manuel Godoy, ein Günstling Karls des Vierten und der Buhle der sittenlosen Königin, war zu dieser Zeit der allmächtige Minister Spaniens. Er führte den Titel eines Fürsten des Friedens, oder wie man der Kürze halber sagte, eines Friedensfürsten, weil er den Basler Frieden, der dem Revolutionskriege zwischen Spanien und Frankreich ein Ende machte, zu Stande gebracht hatte. In dem

spätern Vertrage von St. Ildephonso war durch ihn zwischen beiden Ländern ein Schutz- und Trutzbündniß vermittelt worden, in dessen Gemäßheit Spanien alles that, was Napoleon von Zeit zu Zeit von ihm verlangt. Allein troz dieser Fügsamkeit in den Willen des französischen Herrschers scheint Godoy doch insgeheim die Hoffnung genährt zu haben, das französische Joch wieder abzuschütteln; bei dem Ausbruche des preußischen Kriegs rief er sogar, ohne alle scheinbare Veranlassung, die spanischen Truppen unter die Waffen, indem er in einer prahlerischen und misteriösen Proklamation zu verstehen gab, daß das Vaterland in Gefahr sey und die größten Anstrengungen von den spanischen Armeen erwarte. Buonaparte, der diese Proklamation auf dem Schlachtfelde von Jena erhielt, soll Spanien deßwegen Rache geschworen haben. Auf die Nachricht von jenem großen Siege gab Godoy seine militärische Stellung sogleich wieder auf, und wußte sich nur durch das Vorgeben zu entschuldigen, er habe von den Raubstaaten her einen Angriff besorgt. Napoleon ließ die Sache gehen. Er hätte dadurch Godoy's eigentliche Gesinnungen gegen ihn und Frankreich kennen gelernt, wenn ihm diese noch nicht bekannt gewesen wären; und ob er gleich von dieser Rüstung nicht weiter Kenntniß nahm, so mag er sie doch schwerlich vergessen haben.

Im Unwillen über die Erniedrigung ihrer Regierung und der königlichen Familie sahen die Spanier begreiflicherweise auf den muthmaßlichen Thronerben, von dem sie eine bessere Zukunft erwarteten, und der, wie sie wußten, mit dem allmächtigen Godoy gänzlich zerfallen war. Der Prinz von Asturien scheint jedoch nichts von jenem alten heroischen Stolze und jener Unabhängigkeitsliebe *gefühlt zu* haben, die sich für den künftigen König von Spanien geziemt hätten. Ihn empörte es *nicht*, daß Buonaparte in Spanien, in ganz Europa gebot; weit entfernt, sich dem französischen Einflusse entziehen zu wollen, bewarb er sich vielmehr zum Behuf seiner eigenen besondern Zwecke um die Gunst Napoleons, indem er seine Bereitwilligkeit bezeigte, seine eigenen Interessen mit denjenigen Napoleons und seiner Dynastie durch ein unauflösliches Band zu verknüpfen. Von einigen spanischen Granden, die mit Godoy und seiner Verwaltung höchst unzufrieden waren, berathen, schrieb er einen geheimen Brief an Buonaparte, worin er die höchste Hochachtung für seine Person ausdrückte, und den traurigen Zustand des einst so blühenden Spaniens schilderte, wie er unter der Regierung des gutmüthigen, aber durch schlechte Rathgeber verleiteten Königs, seines Vaters, geworden. Um den Anschlägen dieser treulosen Menschen zu begegnen, erbat sich der Prinz den guten Rath und den Schutz des Kaisers,

und als ein Unterpfand hievon die Hand einer Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause.

So warf sich der Kronprinz von Spanien in die Arme oder besser zu den Füßen Napoleons, fand aber nicht die gehoffte Aufnahme. Buonaparte stand damals in Unterhandlungen mit Karl dem Vierten und mit demselben Godoy, den der Prinz entfernen oder stürzen wollte; und da die beiden ersten seine Absichten mit allen noch übrigen Kräften Spaniens befördern konnten, während der Prinz Ferdinand keine wirkliche Macht und Ansehen besaß, so war eine Allianz mit ihnen einstweilen vorzuziehen. Das Anerbieten des Prinzen, von dem sich bei einer künftigen Gelegenheit Nutzen ziehen ließ, wurde vorderhand weder angenommen, noch abgelehnt; Napoleon äußerte sich gar nicht darüber. Das Schicksal der königlichen Familie lag sonach in der Hand des Fremden, und war vermuthlich schon entschieden. Ehe er aber die Bourbons aus Spanien vertrieb, hielt Napoleon es seiner Politik für zuträglicher, sich ihrer Macht zur Unterwerfung von Portugall zu bedienen.

Die Blüte der spanischen Armee, ein Korps von 16,000 Mann, unter dem Marquis von de la Romana, war in der Eigenschaft eines Auxiliarkorps in den Norden von Europa geschickt worden. Eine andere Abtheilung, von O' Farrel befehligt, stand in Toscana. Da das Königreich sonach durch die

Abwesenheit seiner besten Truppen gleichsam entwaffnet war, so mußte die Eroberung von Portugall zum Vorwande dienen, um die ganze Halbinsel mit französischen Truppen zu überziehen.

Portugall befand sich unter einer gar schwachen Regierung. Seine Armee war zu Grunde gerichtet, von seinem Adel aller Geist und Muth gewichen; seine einzige Hoffnung, noch ferner dem Namen nach als ein unabhängiger Staat bestehen zu können, beruhte auf den Mitteln, mit denen es sich die Gnade Frankreichs erkaufen konnte, und einigermaßen auf dem Glauben, daß Spanien die Verletzung seines eigenen Gebiets, zum Behuf der Vernichtung eines harmlosen Nachbars und Allirten nicht zugeben werde.

Bald nach dem Frieden von Tilsit, ward der Prinzregent von Portugall, von Frankreich und Spanien zu gleicher Zeit aufgefordert, seine Seehäfen den Engländern zu verschließen, alles brittische Eigenthum zu confisciren und die brittischen Unterthanen, die sich auf seinem Gebiete betreten lassen würden, verhaften zu lassen. In die erste dieser Forderungen fügte sich der Prinz nur ungern; die zweite verwarf er durchaus als eine Verletzung der Verträge und der Gastfreundschaft; die englischen Kaufleute erhielten einen Wink, daß sie klug daran thun würden, ihre Geschäfte einzustellen und ein

Land

Land zu verlassen, das ihnen nicht länger Schutz gewähren könne.

Mittlerweile wurde zu Fontainebleau ein sonderbarer Vertrag zur Theilung des alten Königreichs Portugall abgeschlossen und ein Operationsplan entworfen, nach welchem dieses Land von französischen und spanischen Truppen erobert und in drei Theile etheilt werden sollte. Die nördlichen Provinzen waren als ein kleines Fürstenthum für den König von Hetrurien, der dagegen seine italienischen Besitzungen an Napoleon abtrat, bestimmt; einen andern Theil sollte Godoy als souverainer Fürst erhalten, mit dem Titel eines Königs von Algarbien; ein dritter sollte bis zu Ende des Krieges sequestrirt bleiben. Durch den Vertrag von Fontainebleau erhielt Napoleon zwei wichtige Vortheile; erstens den, daß Portugall erobert werden durfte; zweitens den, daß spanische Truppen dazu mitwirken sollten, wodurch Spanien seiner Vertheidigungsmittel beraubt werden mußte. Es ist nicht zu glauben, daß Buonaparte gesonnen gewesen sey, den Bestimmungen dieses Vertrages, die den König von Hetrurien und Godoy betrafen, irgend eine Folge zu geben.

Junot, einer der habsüchtigsten, ausschweifendsten und schändlichsten französischen Generale, ein Mann, den Buonaparte selbst als ein Ungeheuer von Raubsucht gebrandmarkt hatte, erhielt den Auf-

trag, nach Lissabon zu ziehen und eine Nation, die weder den Krieg veranlaßt hatte, noch sich zur Wehre setzte, mit dem Joche der Angreifer zu versöhnen.

Zwei Nebenarmeen, zum Theil aus Franzosen, zum Theil aus Spaniern bestehend, unterstützten den Angriff von Junot. Eine französische Armee von 40,000 Mann ward zu Bayonne zusammengezogen, angeblich, um zufolge des Vertrags von Fontainebleau als Reservearmee in dem Falle verwendet zu werden, wenn England Truppen nach Portugall senden sollte; es war in dem Vertrage ausdrücklich bestimmt, daß diese Armee nur in diesem kritischen Falle das spanische Gebiet betreten dürfe. Es wird sich sogleich zeigen, wozu diese Reservearmee eigentlich bestimmt war, und unter welchen Umständen dieselbe in Spanien einrücken sollte.

Inzwischen rückte Junot in so beschleunigten Märschen gegen Lissabon vor, daß dadurch seine Armee sehr zerrüttet und erschöpft wurde. Dies kam aber um so weniger in Betracht, als der Prinzregent, überzeugt, keinen rechten Widerstand leisten zu können, beschlossen hatte, durch keine fruchtlosen Vertheidigungsanstalten den Angreifern einen Vorwand zu geben, Portugall wie ein erobertes Land zu behandeln. Noch in der letzten Zeit fügte er sich in die strengen Bedingungen, die Spanien und Frankreich ihm vorgeschrieben, indem er ein Ver-

zeichniß von allen brittischen Unterthanen und allem brittischen Gut aufnehmen ließ; aber absichtlich zögerte er mit der Ausführung, bis nur noch wenige da waren, welche die Maßregel treffen konnte. Die brittische Kaufmannschaft, die schon so lange zu Lissabon ansässig gewesen war, hatte den Tajo am 18. October zum allgemeinen Bedauern der Einwohner verlassen. Der brittische Gesandte, Lord Strangfort, mußte, wie sehr er auch den Prinzregenten, der nur aus Zwang so handelte, bedauern mochte, nichts desto weniger diese unfreundlichen Maßregeln als eine Erklärung gegen England ansehen. Er nahm das brittische Wappen ab, verließ Lissabon und begab sich an Bord von Sir Sidney Smith's Geschwader, das damals im Tajo lag. Hierauf sandte man den Marquis von Marialva als außerordentlichen Gesandten an die Höfe von Frankreich und Spanien, um ihnen anzuzeigen, daß der Prinzregent alles, was man von ihm verlangt, gethan habe, und deßwegen bitte, es möchte der Marsch ihrer Armeen nach Lissabon eingestellt werden.

Indessen war Junot mit seiner Armee über die portugiesische Grenze gegangen, um, wie er sagte, den Portugiesen Hülfe zu bringen, von Lissabon das Schicksal von Kopenhagen abzuwenden, und die Einwohner von dem Joche der Seetyrannen zu befreien. Er versprach die beste Mannszucht von seinen Truppen beobachten zu lassen, zu einer Zeit, wo die

Plünderungen und Erpressungen der Franzosen, durch ruchlosen Spott und Entweihung des Heiligen noch geschärft, den Abscheu eines religiösen Volkes erregte. Nichts hielt jedoch die Schnelligkeit seines Marsches auf; denn er wußte wohl, wie viel seinem Herrn daran gelegen sey, die Mitglieder der königlichen Familie und besonders den Prinzregenten in seine Gewalt zu bekommen.

So nachgiebig und vorsichtig der Prinz aber auch war, so benahm er sich bei dieser Gelegenheit doch, wie es sich für einen Erben des Hauses Braganza ziemte. Er hatte beschlossen, sich nicht vor dem Feinde in den Staub zu werfen, nicht als Gefangener seinen Triumph zu schmücken. Das Königreich Portugal besaß jenseits des atlantischen Meers große Reiche, wohin sich die königliche Familie flüchten konnte. Der brittische Gesandte bot hiezu die Dienste des englischen Geschwaders an, und sprach, *wie man* jetzt gewiß weiß, im Namen seiner Regierung die Versicherung aus, daß Großbritannien keine Regierung, die von den Feinden zum Nachtheil des Hauses Braganza eingesetzt werden möchte, anerkennen werde.

Der Prinzregent schiffte sich mit der ganzen königlichen Familie am Bord der portugiesischen Linienschiffe ein, die man hiezu, so gut es in der Schnelle anging, ausgerüstet hatte; und so sah das moderne Europa zum ersten Mal das Schauspiel ei-

ner in früheren Zeiten nicht seltenen Auswanderung von Königen und Fürsten, die, durch den starken Arm der Gewalt aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, in weit entlegenen Ländern sich neue aufsuchten. Die königliche Familie ging unter den Thränen, dem Geschrei und den Segnungen des Volkes auf demselben Fleck zu Schiffe, wo Vasco de Gema *) die Anker gelichtet hatte, um für Portugall neue Reiche im Osten zu entdecken. Das Wetter war düster wie die Theilnehmer und Zeugen dieser ergreifenden Scene; und die Festigkeit des Prinzregenten ward von der Nation, die er verließ, gepriesen, weil diese überzeugt war, daß seine längere Anwesenheit ihm nur Unbilden zuziehen, ihr selbst aber durchaus keinen Nutzen bringen konnte.

Junot, noch einen Tagmarsch von Lissabon entfernt, gerieth fast ausser sich vor Wuth, als er diese Kunde erhielt. Er wußte wohl, wie sehr die Flucht des Prinzen und der Entschluß, den er gefaßt, den Glanz seiner eigenen Thaten in den Augen seines Herrn vermindern mußte. Hätte er sich der Person des Prinzregenten bemächtigen können, so würde Napoleon ihn vermocht haben, Brasilien an ihn abzutreten; Besitzungen jenseits des Meeres hätten für ihn den ganzen Reiz der Neuheit gehabt. Da

*) 28sten November 1607.

jetzt das Reich des Hauses von Braganza in der neuen Welt ganz außer seinem Bereich gestellt war, so hatte Junot allerdings Grund, zu fürchten, daß das Fehlschlagen dieses Planes ihm die Ungnade seines Herrn zuziehen würde.

Am 1ten December kam der französische Vortrab, durch die Gewaltmärsche erschöpft, in seiner Ausrüstung übel zugerichtet und überhaupt in schlechtem Zustande vor der Stadt an, und der General konnte noch die Segel der Schiffe erblicken, die ihm einen so köstlichen Theil seiner Beute entführt hatten. Junot wußte sich jedoch, im Vertrauen auf seine Verdienste, bald genug wieder zu fassen. Er war mit Buonaparte schon seit dem Anfange seines Glückes als ein treuer Anhänger in Verbindung gestanden. Dieser Umstand und seine Verheirathung mit einer Dame, Namens Comnene, die aus dem Blute der griechischen Kaiser entsprossen zu seyn vorgab, berechtigten ihn, wie er meinte, zu der Hoffnung, den erledigten Thron von Lissabon aus der Hand seines Herrn zu erhalten. Einstweilen verfuhr er wie ein unumschränkter Gewalthaber. Er nahm das Haus des reichsten Kaufmanns in Besitz, und ob ihm gleich monatlich 1200 Crousaden als Tafelgelder ausgesetzt wurden, so zwang er doch seinen Wirth, den ungeheuern Aufwand, den er sich erlaubte, allein zu tragen. Die Offiziere machten es eben so, und die Soldaten säumten nicht, die-

sem Beispiele zu folgen. Die Erpressungen und Räubereien, die in Lissabon verübt wurden, schienen alle früheren Ausschweifungen der französischen Armee weit hinter sich zu lassen. Dies führte zu Händeln zwischen den Franzosen und den Einwohnern; es floß Blut; öffentliche Hinrichtungen fanden Statt; die Eingedrungenen lösten den noch übrigen Theil der portugiesischen Armee ganz auf, und zeigten die unverkennbare Absicht, das Königreich als ihr Eigenthum festzuhalten.

Diese Absicht ward zuletzt sogar in einer offiziellen Urkunde oder Proklamation ausgesprochen, die Junot auf Napoleons Befehl erließ. Es hieß darin, der Prinz von Brasilien habe dadurch, daß er das Königreich verlassen, wirklich der Souveränität entsagt, Portugall sey nun ein Theil der Besitzungen Napoleons geworden, und solle für jetzt im Namen des Kaisers von dem französischen Obergeneral regiert werden. Demnach wurde die französische Flagge aufgesteckt und das Wappen Portugalls überall abgenommen. Das Eigenthum des Prinzregenten und aller derjenigen, die ihm gefolgt waren, wurde mit Sequester belegt; doch sollten diejenigen, die vor dem 15. Februar (die Proklamation war am 1. Februar erlassen worden) zurückkehren würden, das Ihrige wieder zurück erhalten. Sodann ward dem unglücklichen Lande eine Contribution von vierzig Millionen Crousaden, oder von

vier und einer halben Million Pfund Sterling angesonnen, die auf eine Bevölkerung von etwas weniger als drei Millionen Seelen gelegt, auf den Kopf ungefähr dreißig Schillinge betrug; was von dem größten Theil des Volks nicht erschwungen werden konnte, mußte von den höhern und mittlern Klassen, die noch einiges Vermögen besaßen, bezahlt werden. Da gar nicht so viel Geld im Lande war, so wurden Preciosen, Silbergeschirr, brittische Handelsgüter und Kolonialwaaren an Geldesstatt angenommen. Einige französische Offiziere spekulirten auf diese leztern Artikel, indem sie dieselben nach Paris sandten, wo sie mit Vortheil verkauft wurden. Einige wurden Geldmäckler und discontirten Geldpapiere. So sehr verliert das Waffenhandwerk seinen ehrenvollen uneigennützigen Charakter, wenn diejenigen, die es treiben, auf den Erwerb ausgehen.

Die Proklamation vom 2. Februar, welche die Regierung Portugalls dem General Junot, als dem Stellvertreter des französischen Reichs, übertrug, schien den Vertrag von Fontainebleau gänzlich aufzuheben, und that dieß auch wirklich, nur mit Ausnahme derjenigen Artikel, die Napoleon zu seinem Vortheil noch gelten zu lassen für gut fand. Anlangend das sogenannte Fürstenthum von Algarbien, das dem Godoy verliehen werden sollte, so war davon gar nicht mehr die Rede; auch befand sich dieser nicht in einer Lage, daß er auf einer solchen,

in dem Vertrage allerdings begründeten Forderung, hätte bestehen können.

Während die Franzosen Portugall in Besitz nahmen, fiel in der königlichen Familie zu Madrid eine jener schändlichen Scenen vor, die dem Falle wankender Throne, manchmal vorangehen.

Wir haben bereits erwähnt, daß der Prinz von Asturien mit seinem Vater, oder vielmehr mit dem Minister seines Vaters, unzufrieden war, und, um sich des Schutzes des französischen Kaisers zu versichern, sich mit dessen Familie zu verbinden wünschte, daß aber der Kaiser ihm sein Gesuch vorderhand nicht gewähren wollte. Indessen scheint eine beträchtliche Partei, an deren Spitze der Herzog von Infantado und der Chorherr Escoiquiz, der vormalige Erzieher des Prinzen, standen, im Vertrauen auf Ferdinands Popularität, damit umgegangen zu seyn, den alten König abzusetzen und Godoy zu entfernen. Das Komplott ward entdeckt, der Prinz verhaftet, und der König nahm die Gerechtigkeit Napoleons und die Meinung der Welt mit vielem Lärm in Anspruch. Er behauptete, die Verschwornen hätten ihm und seinem treuen Minister nach dem Leben gestellt, und wollte dieses durch zwei Briefe beweisen, die Ferdinand an seine Eltern geschrieben, und worin er in allgemeinen Ausdrücken bekennt, seine Pflicht gegen seinen Vater und Oberherrn verletzt zu haben, auch erklärt, „daß er seine

Rathgeber angegeben habe, Reue fühle und um Verzeihung bitte." Die Wahrheit dieser Sache ist nicht leicht auszumitteln. Daß eine Verschwörung bestanden habe, ist mehr als wahrscheinlich; der vorgehabte Vatermord ist wahrscheinlich eine Uebertreibung und etwas, das sich ein so schwacher Mann, wie Karl der Vierte, von seinem Weibe und ihrem Buhlen leicht in den Kopf setzen ließ.

Wie die Sachen in diesem zerrütteten Hause standen, wandten sich Vater und Sohn an Napoleon, den erhabenen Freund und Alliirten Spaniens, und den natürlichen Schiedsrichter in den Streitigkeiten der königlichen Familie. Aber Napoleon hatte Absichten, die er nicht durchsetzen konnte, wenn er der einen Parthei einen entschiedenen Sieg über die andere gewährte. Sein Gesandter, Beauharnois, mußte für den Prinzen von Asturien eine Fürbitte einlegen. Karl der Vierte und sein Minister wurden sehr darüber bestürzt, daß ein ungehorsamer Sohn solchen Schutz finde. Sie erlaubten sich, auf den geheimen Brief des Prinzen von Asturien an Napoleon anzuspielen, und äußerten die Hoffnung, daß der große Kaiser nicht gemeint seyn werde, einen aufrührerischen Sohn durch die Aufnahme in seine kaiserliche Familie der verdienten Strafe zu entziehen. Die Berührung dieser Saite war es, was Buonaparte gewünscht hatte. Er nahm davon Anlaß, eine stolze, abschreckende und beleidigte Miene

gegen den regierenden König anzunehmen, der an seiner Rechtlichkeit zu zweifeln schien, und nicht mit der gehörigen Achtung eine Dame aus dem kaiserlichen Hause zur Sprache gebracht hatte.

Godoy erschrack über die Deutung, die der allgewaltige Gebieter über sein und seines Herrn Schicksal ihren beiderseitigen Vorstellungen gegeben hatte. Izquierdo, der spanische Gesandte, erhielt die Weisung, dem Kaiser zu erklären, daß dem König von Spanien eine Familienverbindung mit dem kaiserlichen Hause höchst erwünscht seyn würde. Karl schrieb eigenhändig in derselben Absicht an den Kaiser. Allein Napoleon fand es seiner Politik gemäß, den Stolzen, Sträubenden und Beleidigten zu spielen, und, nachdem sich Vater und Sohn auf seine Entscheidung berufen hatten, beide in peinlicher Erwartung hinzuhalten. Mittlerweile verschaffte ihm eine neue Aushebung eine frische Armee, und 40,000 Mann wurden zu Bayonne aufgestellt, um seiner Vermittlung der spanischen Angelegenheiten Nachdruck zu geben.

Um diese Zeit trug er kein Bedenken, den fähigsten seiner Rathgeber, Talleyrand und Fouché, seinen Entschluß zu eröffnen, daß der spanische Zweig des Hauses Bourbon zu regieren aufhören solle. Dieser Plan ward von beiden Staatsmännern, besonders von Talleyrand, sehr hartnäckig bekämpft. Später hielt es Napoleon für gerathener, die Schuld

des spanischen Krieges, so wie die Hinrichtung des Herzogs von Enghien auf Talleyrand zu wälzen. Fouché erzählt in seinen Memoiren auf eine sehr interessante Weise, was er bei dieser Gelegenheit dem Kaiser gesagt habe, und wir sind sehr geneigt, ihm hierin vollen Glauben zu schenken. Die Gründe für und gegen diese außerordentliche und entscheidende Maßregel sind in diesen Memoiren umständlich angeführt. „Ueberlassen Sie Portugall seinem Schicksal," sagt Fouché; „es ist in der That weiter nichts, als eine englische Kolonie. Aber dieser König von Spanien hat denn doch nichts gethan, worüber Sie sich beschweren könnten; er hat sich wie der unterthänigste ihrer Präfecten benommen. Ueberdies sehen Sie sich für, daß Sie die Spanier nicht falsch beurtheilen. Es giebt jetzt unter ihnen eine französische Partei, die Sie als einen großen und mächtigen Herrscher, Fürsten und Alliirten verehrt. Aber sie sollten bedenken, daß die Spanier nicht das deutsche Phlegma haben. Sie hängen an ihren Gesetzen, ihrer Regierung, ihren alten Gebräuchen. Man würde sehr irren, wenn man den Nationalcharakter nach demjenigen der höhern Stände beurtheilen wollte; diese sind, wie überall, verdorben und gegen ihr Vaterland gleichgültig. Noch einmal, hüten Sie sich, durch einen solchen Schritt aus einem unterwürfigen, nützlichen und zinsbaren Königreiche eine zweite Vendée zu machen."

Um diese prophetischen Bemerkungen zu widerlegen, berief sich Buonaparte auf die Elendigkeit der spanischen Regierung, auf den Blödsinn des Königs und die Nichtswürdigkeit seines Ministers; von dem spanischen Volke meinte er, es würde, wenn es sich auch von seinen Mönchen sollte aufhetzen lassen, auf den ersten Kanonenschuß zerstieben. „Ich spiele ein Spiel, das mir unermeßlichen Gewinn bringen kann — ich werde das Familiensystem der Bourbons auf meine eigene Dynastie übertragen und Spanien für immer an das Schicksal Frankreichs knüpfen. Erinnern sie sich, daß in dem unermeßlichen Reiche Karls des Fünften die Sonne nicht untergeht."

Fouché äußerte noch den Zweifel, ob nicht Rußland durch die beharrliche Widersetzlichkeit Spaniens ermuthigt werden möchte, seine Verbindungen mit England wieder anzuknüpfen, so daß alsdann das Reich Napoleons zwischen zwei Feuer gebracht würde. Diesen Verdacht verlachte Buonaparte als den eines Polizeiministers, der zufolge seines Amtes an keine Aufrichtigkeit glaube. Der Kaiser von Rußland, sagte er, sey ganz gewonnen, und ihm völlig ergeben. So ließ sich Napoleon vergebens vor dem Unheil warnen, das über ihn kommen sollte, und beharrte auf seinem Vorhaben.

Doch ehe er auf die lockende Beute, die Spanien für ihn war, herabfuhr, machte er in größter

Eile einen Abstecher nach Italien, wozu er mehr als einen Grund hatte. Er wollte fürs Erste seinen Verkehr mit der königlichen Familie von Spanien abbrechen, um nicht seine Forderungen bestimmt aussprechen zu müssen, noch ehe er sie mit offener Gewalt durchsetzen konnte. Ein anderer Grund war, aus dem Vertrage von Fontainebleau noch den größten Vortheil für sich zu ziehen, ehe er denselben als ein unbedeutendes Papier ganz bei Seite warf; denn dieß sollte er in Beziehung auf alle diejenigen Punkte seyn, die er zum Vortheil Anderer enthielt. Auf diesen Vertrag sich berufend, wies er aus Toscana, oder Hetrurien, wie man es nannte, die verwittwete Königin dieses Landes. Sie erfuhr jetzt zum ersten Mal, daß sie zufolge einer Uebereinkunft, an der sie keinen Theil genommen, nicht nur ihre erblichen, sondern auch diejenigen Besitzungen, die ihr Napoleon selbst garantirt hatte, verlieren und dafür eine Entschädigung in Portugall erhalten sollte. Dies vermehrte noch ihren Kummer. „Sie verlange nicht," sagte sie, „auf Kosten eines Dritten entschädigt zu werden, am wenigsten auf Kosten einer Schwester und Freundin." Als sie nach Spanien kam, und den König, ihren Vater, um Abhülfe und Aufklärung bat, mußte sie erfahren daß der Vertrag von Fontainebleau nur in sofern gelte, als sie dadurch ihrer Länder beraubt werde; aß dagegen die Bestimmung desselben, ihre Ent-

schädigung betreffend, null und nichtig sey. Zu einer andern Zeit, oder in einer andern Geschichte würde dieses Verfahren als ein Akt der ärgsten Unterdrükkung und Tyrannei großes Aufsehen gemacht haben. Aber durch die weit wichtigeren Angelegenheiten von Spanien wurden die von Hetrurien in Schatten gestellt.

Nach so vielen im Hintergrunde getroffenen Vorkehrungen wollte Buonaparte die Eröffnung des großen von ihm entworfenen Schauspiels nicht länger verschieben. Er schrieb von Italien aus an den König von Spanien, er gebe seine Einwilligung zu der in Vorschlag gebrachten Verheirathung des Prinzen von Asturien mit einer seiner Verwandtinnen; und nachdem er solchergestalt bis zum letzten Augenblicke alle äußern Zeichen der Freundschaft beobachtet hatte, gab er der zu Bayonne versammelten französischen Armee den Befehl, auf verschiedenen Punkten in Spanien einzurücken und sich der starken Festungen, durch welche die Grenzen dieses Königreichs gedeckt sind, zu bemächtigen.

Fünftes Kapitel.

Pampeluna, Barcelona, Monjouic und St. Sebastian werden durch eine List von den Franzosen genommen. — König Karl beschließt, sich nach Südamerika zu begeben. — Aufstand zu

Aranjuez aus dieser Veranlassung. — Karl entsagt der Krone zu Gunsten Ferdinands. — Murat zieht in Madrid ein. — Karl wiederruft seine Entsagung. — General Savary kommt nach Madrid. — Napoleons Schreiben an Murat, die Invasion von Spanien betreffend. — Man beredet Ferdinand, sich zu Napoleon zu begeben. — Er macht zu Vittoria Halt, und erfährt zu spät, was Napoleon mit ihm vorhabe. — Er findet sich zu Bayonne bei Napoleon ein — Napoleon sezt Escoiquiz und Cevallos von seinen Absichten in Kenntniß; diese lassen sich aber nicht gewinnen. — Er bescheidet den König, die Königin und Godoy nach Bayonne. — Aergerliche Scene mit Ferdinand, der dahin gebracht wird, der Krone zu Gunsten seines Vaters zu entsagen, der dieselbe den folgenden Tag an Napoleon abtritt. — Diese Uebertragung wird mit Widerwillen von Ferdinand bestätigt, der hierauf mit seinen Brüdern in eine glänzende Haft nach Valençay gebracht wird. — Joseph Buonaparte erhält den spanischen Thron und kommt nach Bayonne. — Einberufung der spanischen Notabeln.

Kein Wort ward gesprochen, nicht das mindeste geschah, um das Einrücken dieser großen französischen Armee in das freie Gebiet einer befreundeten Macht zu verhindern. Weder der König, noch Godoy, noch irgend jemand wagte es, sich über die grobe Verletzung des Vertrags von Fontainebleau zu beschweren, worin zwar die Bildung einer Reservearmee zu Bayonne ausgesprochen, jedoch ausdrücklich bedingt war, daß dieselbe nur mit Bewilligung der spanischen Regierung die Grenze überschreiten dürfe. Als Freunde und Alliirte in den Städten aufgenommen, dachten die Ueberzieher vor Allem daran, zum Theil mit List, zum Theil mit Gewalt, sich der Festungen

stungen und Zitadellen zu bemächtigen, die der Schlüssel Spaniens auf der französischen Grenze waren. Die Details hievon sind merkwürdig.

Zu Pampeluna belustigten sich französische Soldaten dem Scheine nach damit, daß sie sich auf dem Vorplatze der Zitadelle einander mit Schneeballen bewarfen, und trieben diesen Kurzweil so lange, bis sie Gelegenheit fanden, auf die Zugbrücke zu kommen, sich des Thors zu bemächtigen und eine hiezu in Bereitschaft gehaltene Abtheilung ihrer Kameraden einzulassen — und damit war die Zitadelle genommen.

Duhesme, der die nach Barcelona entsandten französischen Truppen befehligte, hatte von dem spanischen Gouverneur die Erlaubniß erhalten die Wachen von seinen Soldaten in Gemeinschaft mit den spanischen beziehen zu lassen. Er sprengte dann aus, seine Truppen hätten Befehl erhalten, wieder abzumarschiren, und nahm davon Anlaß, dieselben vor der Zitadelle aufzustellen. Unter dem Vorwande, dieselben zu mustern, ritt ein französischer General zu ihnen hin und von da an das Thor der Zitadelle, als wolle er mit dem französischen Theil der Wachmannschaft sprechen. Eine Abtheilung italienischer leichter Infanterie folgte dicht hinter ihm und seiner Begleitung — und siehe da, die Zitadelle von Barcellona war in den Händen der Franzosen. Montjouic, eine andere Zitadelle, hatte dasselbe Schicksal.

St. Sebastian wurde von einem Korps Franzo-

sen, die man als Kranke in das Hospital aufgenommen hatte, überwältigt.

Sonach war die erste Frucht der französischen Invasion die unbestrittene Besetzung dieser vier Festungen, von denen jede ein ganzes Heer Jahre lang unter ihren Wällen hätte aufhalten können.

Nichts kommt der Bestürzung der spanischen Nation gleich, als sie ihre Grenzen überschritten und vier der unüberwindlichsten Festungen der Welt so leicht erobern und gewonnen sah. Entrüstung und Gram malten sich auf allen Gesichtern; und hätte Karl und sein Sohn auch noch in dieser späten Stunde das Volk zu den Waffen gerufen, es würde sich nicht säumig gezeigt haben. Allein Godoy, der der ganzen Nation verhaßt war und voraussah, daß er das Opfer einer allgemeinen patriotischen Erhebung werden würde, getraute sich nur solche Rettungsmittel in Vorschlag zu bringen, die zunächst ihm zu gut kommen mußten. Er hatte jezt auf einmal Napoleons Absichten auf Spanien erkannt und sah für die königliche Familie kein anderes Heil, als die Befolgung des in Portugal gegebenen Beispiels; er meinte, sie sollte, wie das Haus Braganza aus Veranlassung der spanischen Invasion auch gethan, in ihre südamerikanischen Besitzungen fliehen.

Was aber der von einer überlegenen Macht bedrängte Prinz von Brasilien in seiner Lage wohl thun konnte, und als ein großherziger Entschluß, persön-

licher Gefangenschaft zu entgehen, gepriesen werden muß, wäre von Seiten des Königs von Spanien Verzagtheit und die Verlassung eines Postens gewesen, zu dessen Behaup ung es ihm noch nicht an Mitteln fehlte.

Demungeachtet ward auf Godoy's Rath die Flucht nach Amerika beschlossen; es wurden eiligst Truppen in Madrid zusammengezogen, um die königliche Familie nach Cadix, wo sie sich einschiffen wollte, sicher zu geleiten. Die Verlegenheit und der Schrecken des Königs wurde absichtlich durch ein n Brief von Napoleon gesteigert, worin dieser seinen Unwillen über die Kälte bezeigt, mit welcher Karl die vorgeschlagene Verbindung mit seinem Hause behandelt habe. Der eingeschüchterte König erwiederte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als die gleichbaldige Vollziehung der Heirath, betrieb aber zu gleicher Zei so viel wie möglich die Anstalten zu seiner Abreise. Dies war wahrscheinlich gerade das, was Napoleon wollte. Ging der König wirklich nach Amerika, so konnte man sich seines Namens bedienen, um die Partei des Prinzen von Asturien im Zaum zu halten; und die Hoffnung, Einfluß auf die Länder zu erhalten, welche die Geburtsstätte der edlen Metalle sind, wurde noch vermehrt, wenn sie unter die unmittelbare Herrschaft des schwachen Königs und des schändlichen Godoy kamen.

Indessen wurde der Entschluß des Königs, sich

von Aranjuez nach Cadix, und von da nach Neuspanien zu begeben, unter allen Volksklassen ruchbar. Der Rath von Castilien machte Vorstellungen und der Prinz von Asturien that mit seinem Bruder die stärkste Einsprache. Das gemeine Volk, die Ansichten des Kronprinzen und des Rathes theilend, sah in der Abreise des Königs das Werk des verhaßten Godoy, und drohte dieselbe mit Gewalt zu verhindern. Der unglückliche, ganz außer Fassung gebrachte Monarch änderte sein Vorhaben, oder wenigstens seine Sprache, mit jedem neuen Rath und auf jeden neuen Lärm.

Am 17ten Mai waren die Mauern des Palastes mit einer königlichen Proklamation bedeckt, worin Seine Majestät den Entschluß verkündete, sich nicht von den Unterthanen zu trennen, und ihr Schicksal zu theilen. Große Volkshaufen versammelten sich nun freudig unter dem Balcon, auf welchem die königliche Familie erschien, um den Dank des Volkes für den Entschluß, bei ihm zu bleiben, zu empfangen. Allein noch an demselben Abend schienen die Bewegungen unter den Garden und das Gedränge von Kutschen und Rüstwagen eine gleichbaldige Abreise anzudeuten. Während nun die Gemüther der Zuschauer durch solche Anzeichen, die mit der königlichen Proklamation so sehr im Widerspruch standen, in die heftigste Bewegung geriethen, entstand zufälligerweise ein Streit zwischen einem königlichen Leib-

garden und einem der Umstehenden, wobei jener ein Pistol abfeuerte. Wäre dieser Schuß in ein Pulvermagazin gefallen, er hätte nicht schneller gezündet, als er die Gefühle des Volkes zum Ausbruch gebracht hat. Die wenigen Leibwächter, die standhaft blieben, konnten der rasenden Menge keinen Einhalt thun. Man ließ nun ein Regiment unter dem Befehl von Godoy's Bruder anrücken; aber die Soldaten machten ihren Anführer zum Gefangenen und schlugen sich zu der Menge. Es entstand ein großer Tumult; überall hörte man den Ruf: „Nieder mit Godoy!“ und man sagt, es hätten sogar einige Stimmen die Abdankung oder Entsetzung des Königs verlangt. Godoy's Haus wurde in dieser Nacht geplündert, und an allen denen, die man für seine Freunde oder Rathgeber hielt, jede Gewaltthätigkeit verübt.

Gegen Morgen legte sich der Tumult, auf die Nachricht, daß der König seinen Minister entlassen habe. Aber der Pöbel fuhr fort, auf ihn zu fahnden, und entdeckte ihn auch endlich. Er wurde geprügelt und verwundet, und nur mit Mühe konnte Ferdinand ihn von einem gleichbaldigen Tode dadurch retten, daß er ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern versprach. Das Volk war nun zufrieden mit dem, was es erlangt, als noch, um seine Freude vollständig zu machen, der alte, schwache und unpopuläre König am 20sten März seine Krone an Ferdinand, den Liebling seiner Unterthanen, abtrat, und

den ungezwungenen Wunsch ausdrückte, sich vom Sitze der Regierung zu entfernen und sein Leben in Friede und Ruhe in einer entfernten Provinz zu beschließen. Dieser Entschluß war ohne Zweifel durch den Aufstand zu Aranjuez beschleunigt worden; auch ist die Stellung eines Sohnes, der nach dem herabfallenden Diadem seines Vaters greift, eben nicht schön und edel. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß der König diese Abdankung schon lange im Sinne hatte, und daß er dieselbe nur auf die Bitte der Königin und Godoys verschoben hat, die in der fortdauernden Regierung des alten Mannes das einzige Mittel sahen, sich im Besitze der Macht zu behaupten. Die Abdankung wurde von dem König selbst durch einen eigenhändigen Brief dem Kaiser Napoleon angezeigt.

Während die Mitglieder der königlichen Familie solchergestalt entzweit waren, kam die französische Armee unter den Befehlen von Joachim Murat, dem Schwager von Buonaparte, Madrid immer näher. Am Tage des Aufstandes von Aranjuez war Murat in Aranda de Duero, und sein beschleunigter Anmarsch forderte entscheidende Maßregeln von Seite der Regierung. Ferdinand hatte diejenigen Staatsmänner, welche die öffentliche Stimme als die wärmsten Patrioten, oder, was eben so viel sagen wollte, als die entschiedensten Gegner Godoy's bezeichnete, zur Staatsverwaltung berufen. Wie vortheilhaft man auch von dem Muthe dieser Männer denken mag, so war es

doch schon zu spät, diesem eingedrungenen Kriegsmann zu bedeuten, er solle Halt machen; er war ein Gast, der nur zu gut gewußt haben würde, den Mangel an freundlicher Aufnahme mit Gewalt zu ersetzen. Aber diesem bedenklichen Besuch sollte, wie man erfuhr, alsbald ein weit furchtbarerer folgen. Napoleon, der aus Italien nach Paris zurückgeeilt war, hatte bereits den Weg nach Bayonne eingeschlagen, in der Absicht, nach Madrid zu gehen, um die spanischen Angelegenheiten selbst ins Reine zu bringen.

Das Kommen des Kaisers von Frankreich wurde für den jungen König und seine neu eingesetzte Regierung noch bedeutungsvoller durch den Umstand, daß Beauharnois, der französische Gesandte, die Königswürde Ferdinands nicht anerkannte, sondern ein geheimnißvolles und ominöses Schweigen beobachtete, während die Vertreter der andern fremden Mächte dem neuen Souverain ihre Glückwünsche darbrachten. Zunächst erschien Murat in allem Kriegspompe; er brachte 10,000 Mann nach Madrid, wo sie mit aller Gastfreundschaft empfangen wurden; mehr als dreimal so viel verlegte er in die nächste Umgegend. Auch dieser Befehlshaber zeigte eine zweifelhafte und düstere Miene, und während er gegen Ferdinand Freundschaft und den besten Willen blicken ließ, vermied er es doch sorgfältig, eine Königswürde anzuerkennen. Man wies ihm den Palast von Godoy zur Wohnung an, wo man ihn auf das glänzendste

bediente und allen seinen Wünschen zuvorkam. Wie sehr man sich aber auch Mühe gab, ihn zu gewinnen, so begnügte er sich, auf Napoleons Entschluß hinzuweisen, mit dem Rathe, daß Ferdinand denselben abwarten und sich danach richten möge. In der eiteln, durch französische Einflüsterungen veranlaßten Hoffnung, daß ein Kompliment entweder den Sultan oder den Satrapen besänftigen könnte, wurde das Schwert von Franz dem Ersten, das man zum Andenken an seine Gefangennehmung in der Schlacht von Pavia aufbewahrt hatte, mit großer Feierlichkeit in einem reichen Behältniß Murat überreicht, *mit der Bitte*, solches dem Kaiser von Frankreich *zuzustellen*. Die Hoffnung, durch einen solchen Act der Schmeichelei Napoleons strenge Entschlüsse zu mildern, war gewissermassen die Handlung eines Menschen, der ein rothglühendes Eisen mit einem Tropfen wohlriechender Essenz löschen zu können *wähnt*.

Aber obgleich Murat und Beauharnois sich sehr hüteten, irgend etwas zu sagen, was ihren Herrn compromittiren könnte, so unterstüzten sie ihn doch sehr willig mit ihrem sogenannten freundschaftlichen Rathe. Beide riehten ihm, Napoleon bei seiner Ankunft in Spanien durch seinen Bruder, den Infanten Don Carlos, begrüßen zu lassen, und durch diese Ehrfurchtsbezeigung sich denselben geneigt zu machen. Ferdinand willigte ein, weil er es nicht abzulehnen wagte. Als man ihm aber vorschlug,

er möge seine Hauptstadt verlassen, und dem Kaiser im nördlichen Spanien, das bereits von französischen Truppen ganz besetzt war, entgegen kommen, wollte er nicht darauf eingehen, und erklärte auf den Rath von Cavallos, eines seiner klügsten Rathgeber, noch abwarten zu wollen, bis er die gewisse Nachricht erhalten haben werde, daß Napoleon wirklich über die Grenze gegangen sey. Dem französischen Kaiser auf spanischem Boden entgegenzugehen, konnte als Höflichkeit gelten, denselben in Frankreich aufzusuchen, wäre niederträchtig und unklug.

Indessen eröffnete Murat, unter dem Vorwandte, alle in dem Familienzwiste Betheiligten zu hören, ohne Wissen Ferdinands eine Korrespondenz mit dessen Vater und Mutter. Die Königin, für ihren Buhlen eben so eingenommen, als von unnatürlichem Hasse gegen ihren Sohn, den Feind Godoy's, entbrannt, athmete nichts als Rache gegen Ferdinand und seine Rathgeber; und zugleich versicherte der König, seine Abdankung sey nicht aus freiem Willen geschehen, er sey durch den Aufstand von Aranjuez und dessen Folgen dazu gezwungen worden. So verschaffte sich Buonaparte durch seine Agenten Dokumente, mittelst welcher, wenn Ferdinand sich nicht sollte fügen wollen, er dessen Ansprüche beseitigen und mit seinem Vater, der noch immer der rechtmäßige König von Spanien war, Unterhandlungen anknüpfen konnte.

Bald erschien ein neuer Schauspieler auf dieser bewegten Bühne. Es war Savary, welchem Buonaparte oft die kitzlichsten Unterhandlungen auftrug. Er kam, wie man sagte, um über den Aufstand von Aranjuez und die Abdankung des alten Königs genaue Erkundigungen einzuziehen. Er stellte sich, als glaube er, die Aufschlüsse, welche Ferdinand darüber gab, würden seinem Herrn eben so genügend erscheinen, als ihm selbst; und nachdem er dadurch, daß er die Sache und das Betragen des jungen Königs in allen Stücken guthieß, dessen Vertrauen gewonnen hatte, nahm er die Sprache eines freundschaftlichen Rathgebers an, um durch alle möglichen Gründe Ferdinand zu dem Entschlusse zu bringen, dem Kaiser auf seinem Wege nach Madrid entgegenzugehen; und dieser junge Fürst sah in seiner Bedrängniß kein anderes Mittel, als in das Verlangte zu willigen. Ein fremdes Heer von 40,000 Mann stand in und um Madrid. Murat's Verbindungen mit Frankreich waren durch ein anderes Heer von 30,000 Mann gesichert, während, mit Ausschluß jener spanischen Truppen, die sich als französische Hülfstruppen in weit entfernte Länder befanden, die übrigen Nationaltruppen, in dem ganzen Königreiche zerstreut und hie und da von den Franzosen beobachtet und im Zaum gehalten, vielleicht nicht über 30,000 Mann betrugen. Wenn also Ferdinand in Madrid blieb, so war er dort eben so sehr in der

Gewalt der Franzosen, als wenn er den Weg nach dem Norden einschlug und Napoleon entgegen ging; aber seine Hauptstadt zu verlassen und in einer entfernten Provinz den Schild gegen Frankreich zu erheben, schien ein von der Verzweiflung eingegebener Gedanke zu seyn.

Murat, durch seinen persönlichen Ehrgeiz bei der völligen Unterwerfung Spaniens betheiligt, schien kein Hinderniß mehr zu sehen, sobald einmal der militärische Widerstand beseitigt war. Aber Napoleons Scharfsinn sah viel tiefer; aus einem Briefe, den er am 29. März an Murat schrieb, läßt sich schließen, daß er sich versucht fühlte, eine Pause zu machen und noch einmal zu überlegen, welche Folgen die Ausführung seines Planes haben könnte. Die Abdankung Karls des Vierten hatte, wie er bemerkte, die spanischen Angelegenheiten sehr verwickelt und ihn selbst in große Verlegenheit gesetzt. „Glauben Sie nicht," fuhr er fort, „daß Sie es mit einer entwaffneten Nation zu thun haben und nur ihre Truppen zeigen dürfen, um Spanien zu unterwerfen. Die Revolution vom 20. März, wo Karl dem Throne entsagte, beweist, daß das spanische Volk noch Energie hat. Sie haben ein neues Volk vor sich, das ganz jenen Enthusiasmus zeigen wird, den man bei allen denen findet, deren politischer Sinn noch nicht durch Ueberreitzung abgestumpft ist. Der Adel und die Geistlichkeit sind die

Herren von Spanien. Fürchten sie einmal für ihre Privilegien und ihre politische Existenz, so werden sie Massen gegen uns aufbieten und der Krieg wird kein Ende nehmen. Ich habe dermalen Anhänger; erscheine ich aber als Eroberer, so wird mir keiner bleiben. Der Friedensfürst wird verabscheut, weil man glaubt, er habe Spanien an Frankreich verrathen. Dem Prinzen von Asturien fehlen zwar alle Eigenschaften eines Herrschers, demungeachtet wird man einen Helden aus ihm machen, sobald er gegen uns in die Schranken tritt. Man soll gegen die Personen der königlichen Familie durchaus keine Gewalt brauchen — wir müssen uns nicht unnöthigerweise verhaßt machen."

In diesem merkwürdigen Schreiben kommt Napoleon noch einmal auf die Gefahren eines Volkskriegs in Spanien, und auf diejenigen zurück, die aus der Einmischung der Engländer entstehen könnten; er überlegt dann weiter, was er zufolge seiner Politik zu thun habe. „Soll ich nach Madrid gehen und dort als oberster Schutzherr des spanischen Reiches auftreten, indem ich zwischen Vater und Sohn den Schiedsrichter mache? Wollte ich Karl und seine Minister wieder einsetzen, so ist zu bedenken, daß sie sich nicht drei Monate behaupten könnten, so unbeliebt sind sie. Auf der andern Seite ist Ferdinand der Feind Frankreichs; ihn auf den Thron sezen, hieße denjenigen Parteien ihren Willen thun,

die den französischen Einfluß schon längst vernichtet zu sehen wünschen. Eine Familienverbindung wäre nur ein schwaches Band."

„Ich billige es nicht, daß Euer Hoheit sich so eilig in den Besitz der Hauptstadt gesetzt haben. Sie hätten die Armee noch zehn Meilen von Madrid entfernt halten sollen. Sie konnten nicht wissen, ob das Volk und die öffentlichen Behörden den jungen König anerkennen würden. Ihre Ankunft hat ihm treffliche Dienste geleistet, indem sie die Spanier aufgeschreckt hat. Savary hat Befehl, sich mit dem alten König in Verbindung zu setzen; er wird Sie wissen lassen, was vorgeht. Indessen werden Sie sich benehmen, wie folgt: —

„Sie werden mich nicht in den Fall setzen, mich mit Ferdinand innerhalb Spanien besprechen zu müssen, es sey dann, daß mir zufolge der Lage der Dinge nichts übrig bleibt, als seine Regierung anzuerkennen. Sie werden den alten König, die Königin und Godoy mit der größten Höflichkeit behandeln und darauf sehen, daß ihnen dieselben Ehren erwiesen werden, wie zuvor. Sie müssen es so einrichten, daß die Spanier meine Absicht nicht errathen können. Dieß wird eben nicht schwer seyn, da ich selbst noch nicht weiß, was ich thun werde." Er empfiehlt ihm alsdann, alle Volksklassen so zu bearbeiten, daß ihnen eine engere Verbindung mit Frankreich als sehr vortheilhaft erscheine; er ermahnt

Murat, sein Interesse ausschließlich seiner eigenen Sorge anzuvertrauen; er gibt ihm den Wink, Portugall werde in seiner Verfügung bleiben, und empfiehlt die Handhabung der strengsten Mannszucht unter den französischen Soldaten. Zuletzt macht er es ihm zur Pflicht, jede Erklärung mit den spanischen Generalen zu vermeiden und sich aller Einmischung in ihr Marschwesen zu enthalten. „Es darf," sagt er an einer andern Stelle, „keine Lunte verbrannt werden;" und in einer andern sagt er fast prophetisch: — „Bricht der Krieg einmal aus, so ist Alles verloren."

Dieses Schreiben ist um so interessanter, als daraus erhellt, daß von allen Umständen des spanischen Aufstandes keiner dem Scharfblicke Napoleons entging, obgleich er durch seinen Ehrgeiz gerade auf dieselben Gefahren hingetrieben wurde, die er in seiner politischen Weisheit vorausgesehen und auf das genaueste bezeichnet hatte. Der unermeßliche Zweck, Spanien seinem Reiche einzuverleiben, schien werth, erstrebt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, das kräftige spanische Volk unter die Waffen zu rufen und einen Nationalkrieg zu wecken, der, wie er selbst voraussah, von unabsehlicher Dauer seyn konnte.

Um indessen die Intriken Murat's zu unterstützen, ward zu gleicher Zeit eine untergeordnete Intrike betrieben, durch welche die wahren Absichten

Napoleons verhüllt und die Räthe Ferdinands überzeugt werden sollten, daß der Kaiser, weit entfernt, die Oberherrschaft über Spanien erstreben und dessen Unabhängigkeit vernichten zu wollen, sich mit einigen mäßigen Vortheilen begnügen würde. In dieser Absicht hatte Duroc dem spanischen Gesandten Izquierdo gewisse Bedingungen mitgetheilt, von denen die Räthe Ferdinands Kenntniß erhielten. Aus diesen Bedingungen ließ sich schließen, daß Napoleon von Spanien weiter nichts verlange, als das Königreich Navarra und einen Theil seiner nördlichen Grenze zum Ersatz für Portugall, das, wie Izquierdo in Erfahrung gebracht hatte, Napoleon an Spanien zu überlassen nicht abgeneigt seyn sollte. Wie viel sich auch gegen einen solchen Tausch einwenden ließ, so erschien er doch immer noch als geringes Lösegeld, wenn man die bedrängte Lage Spaniens und die Macht desjenigen, der das wehrlose Königreich mit starken Armen umfaßt hatte, in Erwägung zog.

Von Hoffnung und Furcht bewegt, im Bewußtseyn seiner Hülflosigkeit von Napoleon überwältigt, nahm Ferdinand seinen Entschluß, und kündigte seinem Staatsrathe an, er habe sich vorgenommen, nach Burgos zu gehen, um mit seinem aufrichtigen Freunde und mächtigen Bundesgenossen, dem Kaiser, zusammenzutreffen. Seine Abwesenheit, sagte er, werde nur wenige Tage dauern, und auf diese

Zeit hin ernenne er seinen Oheim, Don Antonio, zum Präsidenten des hohen Reichsrathes. Vor seiner Abreise machte Ferdinand noch den Versuch, in freundlichere Verbindung mit seinem Vater zu treten, erhielt aber zur Antwort, der König sehne sich nach Ruhe und wolle nicht gestört werden.

Am 10. April, an einem bösen Tage und zu einer schlimmen Stunde, wie die spanischen Romanzendichter sagen, trat Ferdinand seine Reise an, begleitet von Savary, der sich um diese Ehre eifrig beworben und versichert hatte, man würde Buonaparte zu Burgos treffen. Allein zu Burgos wußte man noch nichts von dem französischen Kaiser, und erst zu Vittoria erfuhr Ferdinand, er sey erst vor kurzem nach Bordeaux gekommen, und jezt auf dem Wege nach Bayonne. Er machte deßwegen zu Vittoria halt, wo Savary ihn verließ und nach Frankreich abging, um seinem Herrn zu melden, was er bis dahin ausgerichtet habe.

Indem er sich eben so wenig getraute, weiter zu gehen, als umzukehren, und sich doch nicht verbergen konnte, daß er sich in einer etwas lächerlichen Lage befinde, erfuhr Ferdinand von Don Mariano Urquijo zu Vittoria Dinge, die ihm die unangenehmen Augenblicke, die er dort zubrachte, nicht versüßen konnten. Dieser, durch nicht gemeine Talente ausgezeichnete spanische Edelmann hatte die Absichten Napoleons durchschaut, und war gekommen

men

men, um den jungen König und seine Rathgeber zu benachrichtigen, daß Napoleon damit umgehe, sich der königlichen Person zu versichern, die Dynastie der Bourbons abzusetzen, und ein Mitglied seiner Familie zu ihrem Nachfolger zu ernennen.

Ein anderer Spanier, Don Joseph Hervas, Schwager des Generals Duroc und Savary's vertrauter Freund, hatte über das Komplott solchen Verdacht geschöpft, daß Urquijo's Aussage dadurch bestätigt wurde. Der erstaunte Monarch und seine bestürzten Rathgeber konnten sich nur auf die Unwahrscheinlichkeit berufen, daß ein Held wie Napoleon auf solchen Verrath sinnen könne. „Menschen von außerordentlichen Talenten," entgegnete Urquijo, „begehen große Verbrechen, um große Zwecke zu erreichen, und werden darum nicht weniger Helden genannt." Er erbot sich, als Gesandter Ferdinands nach Bayonne zu gehen, und rieth ihm, auch jezt noch auf seine Flucht zu denken, und sich nach irgend einem Punkte seines Gebiets zu begeben, wo er, wenigstens frei, wenn auch nicht mächtig, auf gleichere Bedingungen mit Napoleon unterhandeln könnte.

Ferdinand meinte, es sey schon zu spät, diesem weisen Rathe zu folgen; und anstatt seine Rettung durch die Flucht zu versuchen, schrieb er an Napoleon, um sich auf alles, was er als treuer Freund und Alliirter für Frankreich gethan, zu berufen und sich dem

Kaiser geneigt zu machen. Die Antwort erfolgte sogleich und enthielt sehr beruhigende und ominöse Dinge. Der Kaiser behandelte darin Ferdinand als Prinzen von Asturien, nicht als König von Spanien — tadelte seinen lezten Schritt, ohne Wissen seines Vaters an ihn zu schreiben, und verwies ihm, gleichsam aus Achtung für die Rechte der Souverainität, sich des Arms des Volkes bedient zu haben, um seines Vaters Thron zu erschüttern. Er bemerkte, er habe den Friedensfürsten unter seinen Schutz genommen, und gab zu verstehen, er solle die Thorheiten seiner Mutter nicht aufdecken — er erlaubte sich sogar die höchst beleidigende Bemerkung, daß, wenn Ferdinand die Vergehungen seiner Mutter bekannt machte, er dabei Gefahr laufe, die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Ansprüche in Zweifel zu stellen. Indessen versicherte er den Prinzen seiner fortdauernden Freundschaft, und bezeigte sein Verlangen, sich mit ihm über die Revolution von Aranjuez mündlich zu besprechen; er schloß mit der Erklärung, daß, wenn es mit der freiwilligen Abdankung Karls seine Richtigkeit habe, er nicht länger anstehen würde, Ferdinanden als König anzuerkennen.

Cevallos, schon oben als einer von Ferdinands weisesten Räthen erwähnt, hätte ihn gerne dazu vermocht, auf den Empfang eines so bedenklichen Briefes von Victoria zurückzukehren. Selbst die Einwoh-

ner widersezten sich dieser unbesonnenen Reise, und giugen sogar so weit, daß sie die Zugstränge seiner Maulthiere abschnitten. Ferdinand ließ sich jedoch nicht abhalten; er betrat den französischen Boden und kam nach Bayonne, wo er ganz in die Gewalt des französischen Selbstherrschers gerieth, was, wie Napoleon an Murat geschrieben hatte, auf keinem Fleck des spanischen Gebiets möglich gewesen wäre. Ferdinand war jetzt auf jeden Fall eine Geißel, wenn nicht ein Gefangener.

Buonaparte empfing den besorgten Prinzen mit schmeichelhafter Auszeichnung, lud ihn zu Tische und erwies ihm alle die Ehre, die sich regierende Herren gegenseitig erweisen, wenn sie zusammentreffen. Aber noch an demselben Abend ließ er dem Prinzen durch Savary, der ihn zu der Reise nach Bayonne verleitet hatte, wissen, daß die Dynastie der Bourbons nicht länger mehr in Spanien regieren würde, und daß der Prinz sich entschließen müsse, alle seine Rechte auf die Staaten seiner Vorfahren an Napoleon abzutreten.

Buonaparte erklärte sich ausführlicher gegen den Chorherrn Escoiquiz, in der Hoffnung, durch dessen Vermittlung Ferdinand mit dem Loose auszusöhnen, das er ihm unwiderruflich zugedacht hatte. Von den Bourbons sagte er, sie seyen seine und seines Hauses Todfeinde; seine Politik erlaube ihm nicht, dieselben auf dem spanischen Throne zu belassen, sie

seyen außer Stand, gut zu regieren; und ihm liege Alles daran, daß Spanien fortan gut regiert, daß seinen Beschwerden abgeholfen und die Allianz zwischen ihm und Frankreich auf einer festen Grundlage wieder hergestellt werde. „Der König Karl" sagte er, „ist bereit zu einer solchen Revolution dadurch mitzuwirken, daß er seine Rechte an mich abtritt. Möge Ferdinand dem weisen Beispiele seines Vaters folgen, ich will ihm dafür die Krone von Hetrurien und meine Nichte zur Gemahlin geben. Will er nicht, so unterhandle ich mit König Karl allein, und alles, was Ferdinand *erwarten* kann, ist, daß ich ihm erlaube, nach Spanien zurückzukehren, wenn es zwischen uns zu Feindseligkeiten kommen sollte."

Escolquiz rechtfertigte den Aufstand von Aranjuez und verfocht mit vieler Wärme die Sache seines ehemaligen Zöglings. Wenn er Ferdinand in Schutz nehme, sagte er, könne Napoleon die Achtung und die Zuneigung der Spanier gewinnen; aber durch den Versuch, die Nation unter ein fremdes Joch zu beugen, würde er sich dieselbe auf immer zum Feinde machen. Buonaparte wollte das Gewicht dieser Gründe nicht zugeben. Der Adel und die höhern Klassen, sagte er, werden sich, um ihr Eigenthum zu sichern, unterwerfen; einige strenge Bestrafungen werden das gemeine Volk in Ordnung halten. Aber er erklärte, er sey entschlossen, seinen

Plan auszuführen, und sollte es das Leben von 200,000 Menschen kosten. „Die neue Dynastie" entgegnete Escoiquiz, „wird in diesem Falle auf einem Vulkan gesetzt — eine Armee von 200,000 Mann wird nöthig seyn, ein Land voll mißvergnügter Sclaven zu beherrschen." Buonaparte unterbrach den Chorherrn mit der Bemerkung, sie könnten sich nicht über die Grundsätze vereinigen, und sagte, er werde den andern Tag seinen unwiderruflichen Entschluß bekannt machen.

Man muß Napoleon die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er während dieser ganzen, so außerordentlichen Erörterung auch nie im geringsten suchte, seine selbstsüchtige Politik zu beschönigen. „Ich verlange," sagte er, „daß die Bourbons aufhören zu regieren, und daß meine Familie ihnen auf dem Throne Spaniens folge." Er erklärte, es sey dieß das Beste, sowohl für Spanien, als für Frankreich, und daß er die Macht, so wie den Willen habe, seine Absichten durchzusetzen. Nie ist eine gewaltsame und willkührliche Beraubung unumwundener ausgesprochen worden. Auch stritt er in der besten Laune mit Escoiquiz und faßte ihn vertraulich beim Ohr. „Lieber Chorherr", sagte er, „Sie wollen also meine Ansichten nicht theilen?" — „Durchaus nicht," erwiederte Escoiquiz; „ich wünschte im Gegentheil Ew. Majestät zu den meinigen bekehren zu können, sollte es auch auf Kosten meiner

Ohren geschehen," — mit denen in diesem Augenblick Napoleon etwas unsanft umging.

Mit Cevallos gerieth der Kaiser in einen weit heftigeren Streit, denn Buonaparte war eben so hitzig von Temperament, als ruhig und gelassen aus Ueberlegung und aus Politik. Als er hörte, daß Cevallos in einer Erörterung mit seinem Minister Champagny in einem hohen Tone von dem Charakter der Spanier und von dem sprach, was sie bei der Art, wie Ferdinand aufgenommen worden sey, fühlen würden, überließ er sich ganz der Heftigkeit seines Temperaments, und schalt Cevallos *einen* Verräther, weil er, als ein Diener des alten Königs, nun der Rathgeber seines Sohnes sey, und schloß zulezt mit der merkwürdigen Erklärung: — „Ich habe mein eigenes politisches System — Sie sollten liberalere Gesinnungen annehmen — weniger empfindlich im Punkt der Ehre seyn — und sich hüten, die Interessen Spaniens einer phantastischen Anhänglichkeit an die Bourbons zum Opfer zu bringen."

Da er Cevallos so unbeugsam fand, als Escoiquiz, so wurde die Unterhandlung, wenn man es von Seiten Ferdinands so nennen konnte, dem Don Pedro de Labrador übertragen. Dieser stellte aber vor allen Dingen die Frage, ob König Ferdinand frei sey, und wenn es sich so verhalte, warum er nicht seinem Lande zurückgegeben werde. Hierauf

gab Champagny zur Antwort, man könne nicht wohl eine solche Rückkehr zugeben, ehe der Kaiser und der König sich verständigt hätten. Cevallos gab seinerseits eine Note ein, worin nach Anführung der Bedingungen, unter welchen Ferdinand sich in die Gewalt Napoleons gegeben hatte, dessen Absicht, sogleich abzureisen, erklärt ward. Eine werkthätige Beantwortung dieser Anzeige war, daß die Wachen des Königs und seines Bruders verstärkt wurden, und daß man beide unter strengere Aufsicht nahm. Einer von den Infanten wurde sogar von einem Gensd'armen mit Gewalt angehalten. Man zog ihn zwar dafür zur Strafe; allein der Zorn und die Verzweiflung der Spanier, die sich in des Königs Gefolge befanden, hätten Napoleon belehren können, wie sehr sie die Ehre ihres Landes mit der gebührenden Achtung für ihre königliche Familie verbanden.

Aus allen diesen Versuchen sah Buonaparte, daß Ferdinand und seine Rathgeber sich eben nicht so fügen würden, wie er erwartet hatte, und daß es nothwendig seyn dürfte, den alten König, seine Gemahlin und seine Minister, wie unbeliebt sie auch waren, noch einmal auf diese sonderbare Bühne zu bringen. Er trug daher Murat auf, den alten König, mit der Königin und Godoy unverzüglich nach Bayonne zu schaffen. Die Ankunft Karls machte großes Aufsehen unter den Franzosen zu Bayonne;

sie strömten herbei, um ihn zu sehen und in seiner Person und Haltung den Abkömmling Ludwigs des Vierzehnten zu erkennen. An seinem Aeußern fand man auch nichts auszusetzen. Er hatte ganz den königlichen Anstand und das würdevolle Benehmen seiner Ahnherrn; und ob er gleich der französischen Sprache eben nicht mächtig war, so zeigte doch der seinem Vaterlande entfremdete Monarch bei seiner Zusammenkunft mit Napoleon die ungezwungene Haltung und die edle Miene eines langjährigen Herrschers. Aber es fehlte ihm gar sehr an Muth und Geist. Napoleon fand in Karln, seiner Gemahlin und seinem Minister willige Werkzeuge seiner Politik; denn Godoy betrachtete Ferdinand als seinen persönlichen Feind; die Mutter haßte ihn, wie böse Weiber bekanntlich ihre Kinder hassen, wenn sie sich bewußt sind, die Achtung derselben verwirkt zu haben; und der König, über den Aufstand von Aranjuez noch erbost, ließ sich zu einer unbändigen Wuth gegen seinen Sohn aufreitzen.

Gleich nach seiner Ankunft zu Bayonne erklärte Karl feierlich, seine Abdankung am 20. März sey erzwungen gewesen, und er fordere deßwegen von seinem Sohne die Krone zurück, deren sich dieser mit Gewalt bemächtigt habe.

Zur Erwiederung behauptete Ferdinand, die Abdankung seines Vaters sey zu seiner Zeit ganz freiwillig geschehen, wobei er sich auf die wiederholten

Erklärungen des alten Königs berief. Er erklärte jedoch, daß, falls man ihm und seinem Vater gestatte, nach Madrid zurückzukehren, er bereit sey, vor den versammelten Cortes, als den Vertretern der Nation, den ihm durch die Abdankung seines Vaters gewordenen Rechten zu entsagen.

Karl gab hierauf zur Antwort, er sey in das Lager seines mächtigen Alliirten nicht als ein König in königlichem Glanze, sondern als ein unglücklicher alter Mann gekommen, den man seines königlichen Amtes entsezt habe, dessen Leben sogar durch den strafbaren Ehrgeiz des eigenen Sohnes gefährdet worden sey. Die Zusammenberufung der Cortes verwarf er mit Verachtung. „Die Herrscher," sagte er, „sind verpflichtet, Alles für ihre Völker zu thun, die Völker dagegen haben kein Recht, für sich selbst zu sorgen." Endlich versicherte er seinen Sohn, nur der Kaiser von Frankreich könne Spanien retten, und Napoleon sey entschlossen, Ferdinanden niemals die Ausübung der Königsrechte zu gestatten. An verschiedenen Stellen dieses väterlichen Ermahnungsschreibens beschuldigte Karl seinen Sohn des unter den damaligen Umständen sehr gefährlichen Verbrechens — dem Interesse Frankreichs abgeneigt zu seyn.

Auf dieses Manifest antwortete Ferdinand in eben so kräftigen als ehrerbietigen Ausdrücken, und berief sich, und zwar mit vollem Recht, auf seine gegenwärtige Lage, als auf einen Beweis, wie unbe-

grenzt sein Vertrauen auf Frankreich gewesen sey. Er schloß, daß, da die Bedingungen, die er an die Zurückerstattung der Krone geknüpft, seinem Vater mißfallen hätten, er unbedingt abdanken wolle, nur möge beiden erlaubt werden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren und einen Ort zu verlassen, wo alles, was sie thun möchten, von niemand als eine freiwillige Handlung angesehen werden würde.

Den Tag nach der Ausfertigung dieses Schreibens ward der unglückliche Ferdinand zu seinen Eltern beschieden, bei denen sich auch Napoleon selbst befand. Das Conclave empfing ihn sitzend; und während der König ihn mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte, vergaß die Königin (kaum kann man es glauben) in ihrer Wuth so sehr alle Scham und Weiblichkeit, daß sie in Gegenwart ihres Gemahls zu Ferdinand sagte, er sey der Sohn eines andern Mannes. Buonaparte sprach in der Folge mit Abscheu von dieser Scene, und verglich die Königin wegen ihrer Sprache und ihres Betragens mit einer Furie auf der griechischen Bühne. Er versichert, den Prinzen bemitleidet zu haben; aber die Rührung war nicht so stark, daß er sich für ihn verwendet hätte. Durch einen so schrecklichen und zugleich so ekelhaften Auftritt betäubt, bequemte sich endlich Ferdinand zu der Verzichtleistung, die in so ungemessenen Ausdrücken von ihm verlangt wurde. Dies geschah am 6ten Mai 1808. Aber der Urheber dieses Dramas

hatte diesen Zeitpunkt nicht abgewartet, um seine Operationen zu beginnen.

Zwei Tage vor der Abdankung Ferdinands, das ist am 4ten Mai, hatte sein Vater Karl in der Eigenschaft eines Königs, die er doch zu Aranjuez abgelegt, Joachim Murat zum Generallieutenant des Königreichs und Vorstand der Regierung ernannt. Zu gleicher Zeit erschien eine Proklamation, in welcher die Spanier insbesondere und mit vieler Sorgfalt gewarnt wurden, den treulosen Agenten Englands Gehör zu geben, sich nicht von ihnen gegen Frankreich aufwiegeln zu lassen, indem Spanien sein Glück einzig von der Freundschaft des großen Kaisers zu hoffen habe.

An demselben Tage und ohne die Abdankung seines Sohnes abzuwarten, begab sich Karl aller Ansprüche auf Spanien, mit allen dazu gehörigen Königreichen und Besitzungen, zu Gunsten seines Freundes und treuen Alliirten, des Kaisers der Franzosen. Um wenigstens dem Schein nach die äußern Formen einigermaßen zu beobachten, hieß es, die Abtretung geschehe nur unter der außerordentlichen Bedingung, daß die Integrität und Unabhängigkeit des Königreichs behauptet und keine andere Religion, als die katholische in Spanien geduldet werden solle. Endlich wurden alle seit der Revolution von Aranjuez verhängten Confiscationen und Strafen für null und nichtig erklärt. Nachdem Karl durch diese Ar-

tikel die Wohlfahrt, Integrität und Unabhängigkeit seines Königreichs, wie man es nannte, gesichert hatte, sorgte er in den sieben folgenden für sich selbst, für die Königin, für seinen Minister, den Friedensfürsten, und andere Anhänger. Rang, Einkommen, Jahrgelder wurden reichlich gespendet; denn des Königs verschwenderische Freigebigkeit mußte doch einigermaßen erwiedert werden.

Doch war die Entsagung Ferdinands zu Gunsten Napoleons noch immer erforderlich, um das Recht des leztern auf die Krone, die der Vater eigentlich nicht mehr vergeben konnte, gewissermaßen zu *ergänzen*. Man drang deßhalb sehr in Ferdinand, der sich dabei mit ziemlicher Standhaftigkeit benahm. Allein da er sich ganz in Napoleons Gewalt sah und sich aus dem traurigen Schicksal des Herzogs von Enghien belehren konnte, daß der Kaiser wenig Umstände mit denjenigen mache, die ihm in den Weg zu treten wagten; da ferner seine Rathgeber ihn versicherten, daß keine Verzichtleistung in dem unfreien Zustande, in dem er sich befinde, für ihn oder die spanische Nation verbindlich seyn könne, so gab Ferdinand den Umständen nach, und verstand sich zu einem Abtretungsvertrage, durch welchen er weder das Königreich Hetrurien, noch die Hand einer Nichte Napoleons, noch irgend einen der Vortheile erhielt, die man ihm beim Anfange der Unterhandlungen angeboten hatte. All dies hatte er durch die Zöge-

rung, sich in den Willen des Kaisers zu fügen, verwirkt. Ein sicherer und angenehmer Aufenthalt, der nicht ganz ein Gefängniß seyn sollte, und ein anständiger Jahresgehalt war alles, was Ferdinand zur Entschädigung für sein Erbrecht auf das mächtige Spanien erhalten konnte. Die Infanten, seine Brüder, die dem Vertrage, durch welchen Ferdinand sein Erbrecht verlor, beitraten, wurde eben so auf eine ihrem neuen Verhältnisse angemessene Weise versorgt. Der Palast von Navarra sammt dessen Zubehörden war dem Prinzen zuerst als Aufenthaltsort angewiesen worden; allein später brachte man ihn und seine Brüder, die Infanten, nach Valençay, einem prächtigen Landsitze des berühmten Talleyrand, den man, wie es hieß, durch diese Einquartirung dafür strafen wollte, daß er sich erlaubt hatte über die Art, wie man Spanien behandeln solle, einer andern Meinung zu seyn, als sein Herr. Die königlichen Gefangenen betrugen sich hier nach der ihnen gegebenen Vorschrift, ohne, wie es scheint, an Flucht oder Widerstand zu denken; selbst in dem schrecklichen Kampfe, der im Namen Ferdinands mehr als vier Jahre fortgesezt wurde, gaben sie Napoleon nie einen Grund zu einer strengeren Behandlung und nicht den mindesten Anlaß zu einem Verdacht.

Nachdem man sich solchergestalt mit der königlichen Familie von Spanien auf eine Art abgefunden hatte, mußte der erledigte Thron einer neuen Dy-

nastie, wie Napoleon es nannte, eigentlich aber einer Person angewiesen werden, die in der engsten Verbindung mit ihm stand und ganz von seinem Willen abhing, ungefähr wie die untergeordneten Theilhaber an einem Handlungsgeschäft dem Chef des Handelshauses untergeben sind. Zu diesem Zwecke hatte Napoleon seine Augen auf Lucian geworfen, den fähigsten seiner Brüder, der ihn bei der Vertreibung des Rathes der Fünfhundert zu St. Cloud in dem Augenblick, wo er, nach dem Zeugniß der Zuschauer, den Kopf zu verlieren schien, durch seine Geistesgegenwart auf das trefflichste unterstüzt hatte.

Es ist schon frühe bemerkt worden, daß Lucian durch eine Heirath aus Neigung Napoleon beleidigt hatte, und man glaubt, daß er seinerseits die Institutionen und Freiheiten seines Vaterlandes sehr ungern in der Größe eines einzigen Mannes verschwinden sah, obgleich dieser Mann sein Bruder war. Man hatte ihn von Napoleon sagen hören, „jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen sey durch sein politisches System bedingt,“ und „dieses System beruhe ganz und gar auf seinem Egoismus.“ Selbst durch das Anerbieten des Königreichs Spanien ließ sich Lucian nicht verleiten, seine bisherige Stellung aufzugeben, in welcher er sei reiches Einkommen auf den Erwerb von Gemälden und Kunstschätzen verwendete und seine Muße mit literarischen Versuchen ergözte. Als Buonaparte diese abschlägige

Antwort von Lucian erhielt, beschloß er, seinen ältesten Bruder, Joseph, von dem Throne von Neapel zu berufen, wo er, ein Italiener, bekannt mit der Sprache und den Sitten des Landes, ziemlich beliebt war, und ihm ein Königreich zu verleihen, das weit schwerer zu meistern und zu regieren war. Joachim Murat, Großherzog von Berg, wie man ihn nannte, damals Befehlshaber der Armee in Madrid, sollte Joseph auf dem erledigten Throne von Neapel ersetzen. Man hat behauptet, die betheiligten Parteien seyen mit der ihnen bei diesem Gaukelspiel beschiedenen Rolle in gleichem Grade unzufrieden gewesen. Murat glaubte wegen seiner militärischen Talente des Thrones von Spanien würdig zu seyn, und Joseph, der nicht so ehrgeizig war und die Ruhe einem weiten Gebiete vorzog, würde sich gerne mit dem weniger bedeutenden Königreiche Neapel begnügt haben. Allein Napoleon war nicht gewohnt, in dem, was er einmal beschlossen hatte, auf die Konvenienz Anderer Rücksicht zu nehmen; er berief Joseph zu sich nach Bayonne und ließ ihm auf dem Wege dahin bedeuten, keine weiteren Umstände zu machen und zu thun, wozu man ihn angewiesen. Nun wurden Napoleons Absichten der Welt verkündet und die Notabeln aus ganz Spanien einberufen, um den neuen Monarchen anzuerkennen und sich über die Verfassung zu berathen, nach welcher Spanien fortan regiert werden sollte.

Der Versammlungsort war zu Bayonne, der Tag der Zusammenberufung der 15te Juni, und der Gegenstand, der den Notabeln zur Berathschlagung vorgelegt wurde, war die Regeneration Spaniens, welche unter den Auspicien Napoleons vor sich gehen sollte.

Aber es hatten sich in diesem Königreiche Dinge zugetragen, die anzudeuten schienen, daß der Preis, über den Buonaparte so ganz nach Gefallen verfügte, noch nicht in seiner Gewalt war und vielleicht nie darein kommen würde. Durch beispiellosen Verrath hatte er allerdings bereits alle die Vortheile erhalten, die sonst nur der Preis ehrenvoller Siege, durch die er seine Feinde zu Boden geworfen, waren. Er hatte sich der Hauptstadt mit einer Armee von 40,000 Mann bemächtigt. Die Grenzfestungen waren in seiner Gewalt und sicherten seine Verbindungen mit Madrid; die Truppen der spanischen Monarchie standen entweder unter seinen eigenen Fahnen in entlegenen Ländern, oder lagen in ganz Spanien zerstreut. Dieselben Vortheile hatte er sich früher durch die Schlacht von Austerlitz über Oesterreich, durch die Schlacht von Jena über Preußen verschafft, und dadurch in beiden Staaten seinen Willen durchgesezt. Und doch hatte er in beiden Fällen nicht, wie jezt zu Bayonne, sich der Mitglieder der königlichen Familie bemächtigt, oder dieselben zu Organen seines gebietenden Willens gemacht, so daß, besonders in

diesem wichtigen Punkte, er gegen Spanien in größerem Vortheil war, als er gegen irgend ein anderes Land je gewesen. Dagegen trug Spanien solche Elemente des Widerstandes in seinem Schoß, die sich noch in keinem andern Lande auf dieselbe Weise zusammengefunden hatten.

Fünftes Kapitel.

Sittlicher Zustand der spanischen Nation. — Der Adel. — Der Mittelstand. — Die untern Klassen. — Heftiger Unwille des Volks gegen die Franzosen — Aufstand zu Madrid am 2ten Mai, wobei viele Franzosen umkommen. — Murat verkündet eine Amnestie, läßt aber demungeachtet mehr als zweihundert spanische Gefangene umbringen. — König Karl ernennt Murat zum Generallieutenant des Königreichs. — Ferdinands Abdankung wird bekannt gemacht. — Murat legt dem Rathe von Castilien den Plan zur Regierung vor; aus verschiedenen Gegenden Spaniens gehen Unterwerfungsversicherungen an Buonaparte ein. — Die Notabeln werden auf den 15ten Juni nach Bayonne berufen. — Ein Geist der Widersezlichkeit erwacht in ganz Spanien.

Die Regierung von Spanien, ein abgenüzter Despotismus, in den Händen einer äußerst geistesschwachen Familie, war eine der schlechtesten in Europa; der Adel im Ganzen genommen (denn es gab ehrenvolle Ausnahmen) schien nicht weniger entartet. Die blutschänderische Sitte, in den nächsten Verwandtschaftsgraden zu heirathen, hatte mit ihren gewöhnlichen Folgen, der Körper- und Geistesschwäche, lange

schon unter demselben geherrscht. Die jungen Edelleute wurden von Pfaffen erzogen und von diesen nur so weit unterrichtet, als es sich mit der katholischen Frömmelei vertrug; nach der Sitte des Landes in frühzeitige Genüsse eingeweiht, hörten sie auf, Kinder zu seyn, ohne an Geist und Körper zu Jünglingen zu erstärken.

Die mittlern Stände in den Städten und diejenigen, die sich auf die Wissenschaften legten, waren nicht in demselben Maße durch Aberglauben und Ueppigkeit entmannt. Sie hatten häufig eine gute Erziehung genossen, und erhoben sich über die Frömmelei, die ihnen die Pfaffen beizubringen suchten; indem sie aber die Kehrseite des Schlechten für das Gute hielten, waren manche aus diesen Volsklassen vollendete Skeptiker geworden, hatten alle religiösen Ideen verworfen, die sie, besser unterrichtet, nicht mit dem Aberglauben verwechselt haben würden, und manche jener Lehren angenommen, die zu Anfang der Revolution in Frankreich so vorherrschend waren.

Die untern Volksklassen in Spanien, besonders auf dem Lande, standen ungefähr noch auf derselben Stufe, wie ihre Vorfahren unter der Regierung Karls des Fünften. Sie kümmerten sich wenig um das Treiben der Regierung, das, so abscheulich es auch war, doch zunächst ihre Genüsse nicht verkümmerte. Sie standen so tief, daß sie nicht persönlich unterdrückt werden konnten; und da der Staatsaufwand

aus dem Ertrage der amerikanischen Provinzen bestritten wurde, so wußten die spanischen Bauern fast nichts von den Bedrückungen der Steuereinnehmer. In einem herrlichen Klima, wo der Boden bei der geringsten Arbeit mehr erträgt, als der Bauer zu seinem Unterhalte bedarf, war äußerste Armuth eben so selten, als schwere Arbeit. Nüchterne Mäßigkeit war noch immer ein Hauptzug in dem Karakter des Spaniers, der seinen behaglichen Zustand der Erweiterung seiner Genüsse vorzog, und sein trocken Brod und seine Zwiebeln lieber in Ruhe genießen, als strenger arbeiten wollte, um sich eine bessere Kost zu verdienen. Aber troz seiner Indolenz unterzog er sich doch zuweilen den größten Anstrengungen, und obgleich träge zur Feldarbeit, zeigte der Spanier doch auf der Reise durch die weiten Ebenen und in den Gebirgen seines Landes eine ganz unerschöpfliche Kraft; am Ende einer beschwerlichen Tagreise war ihm der Tanz oftmals eine willkommene Erholung, die er dem Schlafe vorzog. Unter dem Landvolke gab es manche Klassen, z. B. Schäfer, Maulthiertreiber, Krämer, die ein wanderndes Leben führten und wegen der Unsicherheit der Straßen Waffen zu tragen pflegten. Aber auch die eigentlichen angesessenen Bauern genoßen die Vortheile des civilisirten Zustandes um einen wohlfeilern Preis, als die Bauern in andern weniger patriarchalischen Ländern. Die wenigen und einfachen Rechte des Spaniers standen unter dem

Schutze des Alcalden oder seines Dorfrichters, bei dessen Ernennung er gewöhnlich eine Wahlstimme hatte und dessen Entscheidung in den meisten Fällen ihm genügte. Fühlte sich aber der Einzelne unterdrückt, so hing er seinen Mantel um, nahm sein Schwert und Schießgewehr und flüchtete sich, nachdem er wegen des wirklichen oder vermeintlichen Unrechts, das ihm wiederfahren, Rache genommen, in eine der vielen Wüsten der Halbinsel, wo er sich an eine der zahlreichen Banden von Schmugglern und Geächteten anschloß, die sich dort herumtrieben, ohne deßwegen in seiner gewohnten Lebensweise irgend eine bedeutende Veränderung vornehmen zu müssen.

Wie der Spanier zufolge seiner Lebensweise zum Soldaten taugte, so ließ er sich auch gerne als einen solchen gebrauchen. Mit so vielen andern Eigenheiten seiner Vorfahren behielt er auch viel von dem castilischen Stolze bei, der sich sowohl in den Tugenden, als in den Fehlern seiner Nation zeigt. In den Stunden seiner Muße mochte er gern an den Ruhm seiner Väter denken. Mit ihren Kämpfen gegen die Mauren, ihren glänzenden Eroberungen in der neuen Welt, ihren langen Kriegen mit Frankreich war er vertraut; wenn der neuere Castilier bei der Vergleichung seiner eigenen Zeit mit der vergangenen fand, daß Spanien in Europa nicht mehr auf derselben hohen Stufe stehe, wie vormals, so trug er doch das Bewußtseyn in seiner Brust, daß das

spanische Volk hieran keine Schuld habe. Die gegenwärtige Krisis gab dem natürlichen Muthe und dem Patriotismus der Spanier einen neuen Stachel, weil das Joch, mit dem sie sich bedroht sahen, ihnen von Frankreich aufgebürdet werden wollte, d. h. von demselben Volke, dem sie durch ihren Nationalkarakter so sehr entfremdet wurden, daß gegenseitiger Haß und Verachtung zwischen beiden Völkern Statt fand. Es gibt in der That keinen größern Kontrast, als derjenige zwischen dem stattlichen, ernsten, romantischen, arbeitsscheuen, strengrechtlichen Spanier, und dem lebhaften, rührigen und spöttischen Franzosen, der seine Zwecke unermüdlich verfolgt und in der Wahl seiner Mittel mehr Klugheit als Rechtschaffenheit zeigt. Auch die Bigotterie der Spanier fand ihren Gegensaz an dem höhnenden und zugleich auf Proselyten ausgehenden Skepticismus, durch welchen sich Frankreich in der neuern Zeit ausgezeichnet hat.

Um uns kurz zu fassen, die Spanier, deren Nationalstolz so leicht verlezbar ist, besonders durch die Eingriffe einer Nation, auf die sie eifersüchtig sind, mußten im höchsten Grade zum Widerstande und zur Rache aufgereizt werden, durch die hinterlistige und tückische Weise, mit der man ihre Truppen aus dem Lande gezogen, ihre Grenzfestungen und ihre Hauptstadt genommen, und ihre königliche Familie entführt hatte, und zwar im Namen und auf de

Geheiß eines Allirten, der eine so unerhörte Gewaltthat auch nicht durch den geringsten Vorwand beschönigen konnte.

So geartet und so tief beleidigt konnten die Spanier ihre Entrüstung nicht lange zurückhalten. Mit finsterm Argwohn hatten die Bürger von Madrid die Ereignisse gesehen, die auf Ferdinands unvorsichtige Reise nach Bayonne gefolgt waren. Allmählig war beinahe die ganze übrige königliche Familie nach demselben Orte gebracht worden, so wie auch Godoy, den das Volk als Staatsverbrecher bestraft wissen wollte. Das Volk nahm mit jedem Tage größern Antheil an dem Schicksale der in Madrid noch anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, nämlich: der Königin von Hetrurien und ihrer Kinder, des Infanten Don Antonio, Bruders des alten Königs, und des Don Francisco, des jüngsten Bruders von Ferdinand.

Am lezten April legte Murat dem Don Antonio, der bis dahin dem Namen nach Mitglied der Regentschaft gewesen war, einen Befehl vor, nach welchem die Königin von Hetrurien mit ihren Kindern nach Bayonne geschafft werden sollte. Dies gab Anlaß zu einigen Erörterungen. und da die Sache ruchbar wurde, so schien das Volk entschlossen, nicht zu dulden, daß der noch übrige Theil der königlichen Familie denselben Weg einschlage, auf welchem, als führte er in die Höhle des Löwen in der Fabel, keine Spur eines Zurückkommenden zu entdecken war. Die

Nachrichten von dort lauteten nach und nach immer ungünstiger für die Freunde Ferdinands, und der Kurier, der jede Nacht von Bayonne anzukommen pflegte, wurde am Abend des 30sten Aprils ängstlich erwartet, da er wahrscheinlich bestimmte Nachrichten über Napoleons Vorhaben mit seinem königlichen Gast bringen würde. Es kam aber kein Kurier, und das Volk ging für diesen Abend sehr düster und unzufrieden aus einander. Am nächsten Tage (am 1sten Mai) war am Sonnenthor auf dem Postplatze ein großes Gedränge von Männern, die sehr verdächtig aussahen, und die, wie es hieß, unter ihren Capas oder langen Mänteln, Waffen trugen. Die französische Besatzung trat sofort unter das Gewehr, aber auch dieser Tag verging ohne Blutvergießen.

Am 2ten Mai sah es auf den Straßen eben so düster und drohend aus. Die Menge, welche dieselben füllte, war in großer Bewegung, weil es hieß, daß die noch übrigen Glieder der königlichen Familie entfernt werden sollten; sie sah auch wirklich, wie die Königin von Hetrurien, ihre Kinder und Don Francisco, Ferdinands jüngster Bruder, in den Wagen gebracht wurden. Lezterer, ein vierzehnjähriger Knabe, schien sein Schicksal zu fühlen, denn er weinte bitterlich. Bei diesem Anblick brach die Wuth des Volks aus; es ging auf einmal und von allen Seiten auf die französischen Truppen los. Es fielen viele Franzosen unter den langen Messern der Spa-

nier, die sich dieser Waffe mit schrecklicher Gewandtheit zu bedienen wissen.

Murat zog Truppen in die Stadt, um die Folgen dieses schon lange erwarteten Aufstandes zu unterdrücken. Die Straßen wurden durch Kartätschenschüsse und durch Reiterangriffe gesäubert; aber die Bürger von Madrid begriffen erst nach einem drei- bis vierstündigen Gefechte, daß sie nichts ausrichten konnten. Um die Mittagsstunde bemühten sich einige Mitglieder der spanischen Regierung, in Gemeinschaft mit dem besser gesinnten Theile der französischen Generale, besonders mit General Harispe, die Fechtenden aus einander zu bringen; und so wurde endlich der seltsame Kampf eingestellt, den ein fast unbewaffneter Haufe gegen die Blüte der französischen Armee so lange und mit solcher Wuth bestanden hatte.

Es ward jezt eine allgemeine Amnestie verkündet, aber Murat ließ demungeachtet nicht wenige Spanier, die man in dem Handgemenge aufgegriffen hatte, hinrichten. Es wurden ihrer je vierzig bis fünfzig auf einmal erschossen; und da die Einwohner in dieser Schreckensnacht ihre Häuser beleuchten mußten, so konnte man die Todten und Sterbenden wie am hellen Mittag auf dem Pflaster hingestreckt sehen. An den zwei oder drei folgenden Tagen fanden neue Hinrichtungen Statt, wahrscheinlich mit einer sorgfältigeren Auswahl der Schlachtopfer, indem die Insurgenten jezt durch französische Kriegsgerichte ver-

urtheilt wurden. Die Zahl der auf diese Weise hingerichteten Bürger, soll sich wenigstens auf zwei- bis dreihundert belaufen haben. Am 5. Mai erließ Murat eine Proclamation, und ließ von seiner Strenge nach.

Diese Krisis war äußerst heftig gewesen, vielleicht heftiger als irgend eine, in der sich die Franzosen, zufolge einer ähnlichen Veranlassung, je befunden; allein man hatte derselben so schnell entgegen gewirkt, und sie mit so vielem Nachdruck gedämpft, daß Murat wohl glauben mußte, ein solches Beispiel der Strenge würde genügen, um ähnlichen Auftritten vorzubeugen. Die Bürger von Madrid enthielten sich auch in der Folge wirklich eines so zwecklosen Widerstandes; durch den ersten Schlag wie ein Schlachtochse betäubt, ließen sie geschehen, was sie nicht hindern konnten, ohne sich zu widersetzen, aber auch ohne sich zu unterwerfen.

Die Nachrichten drängten sich jetzt auf einander und waren insgesammt darauf berechnet, denjenigen, die Rang und Titel zu verlieren hatten, Gehorsam einzuschärfen. Don Antonio begab sich auf den Weg nach Bayonne, und am 7. Mai erschien zu Madrid ein Manifest, worin der alte König Karl, Murat zum Generallieutenant des Königreichs ernannte. Die weniger erwartete und weit auffallendere Abdankung des Sohns ward nach diesem Manifeste bekannt gemacht; eine Proklamation von ihm und den

Infanten Don Carlos und Don Antonio empfahl, jeden Widerstand aufzugeben und der unwiderstehlichen Macht Frankreichs unbedingten Gehorsam zu leisten.

Hierauf legte Murat den Plan der künftigen Regierung dem Rathe von Castilien vor, der zuerst in einer schmeichlerischen Zuschrift, und dann durch eine aus seiner Mitte nach Bayonne abgeschickte Deputation über die Wiedergeburt der spanischen Monarchie frohlockte, welche er durch die Thronbesteigung eines Verwandten des großen Napoleon's verbürgt sah. Andere bedeutende Behörden wurden zur Einsendung ähnlicher Zuschriften vermocht; selbst die Hauptstadt Madrid, deren Straßen noch mit Bürgerblut befleckt waren, verstand sich zu einer Beglückwünschungsadresse. Durch einen Aufruf von Murat, dem Generallieutenant des Königs Karl, und durch einen andern von Buonaparte, dem der schwache König die höchste Gewalt übertragen hatte, wurden die Notabeln des Königreichs auf den 15. Juni nach Bayonne beschieden, und in denjenigen Orten, die zunächst unter dem Einfluß der französischen Armee standen, schickten sich die Berufenen bereits an, diesem Rufe Folge zu leisten.

Die Nachricht von dem Aufstande zu Madrid am 2. Mai hatte sich indessen schnell wie ein elektrischer Schlag in die entferntesten Provinzen des Königreichs verbreitet und allenthalben den heftigsten

Geist des Widerstandes gegen die Angreifer geweckt. Ein Kriegs- und Rachegeschrei erhob sich in allen Provinzen zumal; und die Bewegung war so allgemein und gleichzeitig, daß sich der allgemeine Wille über alle Nachtheile hinwegzusetzen schien, die aus der überraschenden Plötzlichkeit des Ereignisses entstehen konnten.

Die Besetzung von Madrid würde die Erhebung der spanischen Nation weit mehr gehemmt oder gestört haben, wäre das Verhältniß dieser Hauptstadt zu dem ganzen Lande dasselbe gewesen, wie dasjenige der andern europäischen Hauptstädte zu den betreffenden Ländern, insbesondere wie das Verhältniß von Paris zu Frankreich. Allein Spanien besteht aus mehreren abgesonderten Provinzen, die vordem eben so viele besondere Königreiche waren, und nach ihrer durch Vererbung, Verträge oder Eroberungen bewirkten Vereinigung unter einem und demselben Herrscher ihre besondern und eigenthümlichen Gesetze fortwährend beibehalten haben, und bei einer gemeinschaftlichen Nationalphysiognomie sich durch gewisse Schattirungen noch immer von einander unterscheiden. Biscaya, Galicien, Catalonien, Andalusien, Valencia hatten, wie andere kleinere Gebietstheile Spaniens, jedes seine Hauptstadt, seine besondere Regierung und seine eigenen Widerstandsmittel, wenn auch Madrid verloren war. Der patriotische Geist flammte in allen Theilen

Spaniens zumal auf, nur da nicht, wo die Franzosen starke Besatzungen hatten, obgleich auch dort die Gesinnung des Volks sich deutlich kund gab. Der Aufruf zum Widerstand ging zuerst von den unteren Volksklassen aus. Wenn nun die natürlichen Anführer und Vorgesetzten dieser Klasse sich offen für dieselbe Sache erklärten, so blieben die Insurgenten in ihrer gewohnten Botmäßigkeit, und die durch die Umstände gebotenen Maßregeln wurden alsdann mit der größten Einmüthigkeit beschlossen und ausgeführt. Wo aber die Gewalthaber sich den Wünschen des Volks entgegensezten, oder durch Ausflüchte und Aufschub ihren Patriotismus verdächtig machten, da brach das Volk in Wuth aus, und ließ sich durch seine Rachsucht zu den blutigsten Gewaltthätigkeiten hinreißen. Zu Valencia insbesondere hetzte ein schlechter Pfaffe, Namens Calva, ehe noch der Aufstand recht eingeleitet war, den Pöbel zur Ermordung von mehr als 200 Franzosen auf, die sich in der Stadt befanden und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie Franzosen waren. Eben so wurde der Gouverneur von Cadix, Don Solano, von dem Volke, das ihm nicht traute, ermordet; ähnliche blutige Auftritte fanden zu Anfang der Insurrection auf verschiedenen Punkten der Halbinsel Statt.

Aber mitten unter diesen Ausbrüchen der Volkswuth zeigte sich auch viele Besonnenheit und Klug=

heit. Zum Behuf der Vertheidigung wurden die rechten Maßregeln ergriffen. Die höchste Gewalt in jedem District übertrug man einer Junta, oder einem, größtentheils mit vieler Einsicht gewählten Ausschusse. Diese Behörden waren in ihren betreffenden Bezirken von einander unabhängig; aber alle stunden mit einander in einem freundschaftlichen Verkehr, und zufolge einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft führte die Junta von Sevilla, der größten und reichsten Stadt nach Madrid, gewissermassen unter ihnen den Primat, da es sich fügte, daß die jeweiligen Häupter derselben größtentheils rechtschaffene und talentvolle Männer waren.

Diese provisorischen Junten gingen sehr kräftig zu Werke. Die Reichen wurden zu patriotischen Gaben aufgefordert; die Geistlichkeit wurde ersucht, das entbehrliche Kirchengeräthe in die Münze zu schicken; den Armen wurde angesonnen, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten oder an der Herstellung der nöthigen Festungswerke zu arbeiten. All dieses geschah mit dem besten Willen. Die spanischen Soldaten schlugen sich, wo sie auch waren, durchaus auf die Seite ihres Vaterlandes, und schon in den ersten Tagen der Insurrection zeigte sich die ganze Nation zu einem allgemeinen und dauernden Widerstande bereit. Jetzt müssen wir auch sehen, was Napoleon that.

Jene Krise, über die Buonaparte in seinem

prophetischen Schreiben an Murat sich mit so vieler Besorgniß geäußert hatte — des Krieges, der so lange kein Ende finden konnte — hatte am 2. Mai in den Straßen von Madrid seinen Anfang genommen, und die Niederlage der Einwohner war mit denen hierauf von Murat befohlenen Hinrichtungen das Signal zu einem Aufstande geworden, der bald die bereits angegebene Höhe erreichte.

Die Kunde davon kam am 5. Mai nach Bayonne, gerade an demselben Tage, an welchem der alte schwache König seine königlichen Rechte an Napoleon abtrat; und der Umstand, daß Blut geflossen, war ein neuer Grund, diese Abtretung von Ferdinand bestätigen zu lassen. Die ganze Verhandlung unverzüglich ins Reine zu bringen, ein Recht zu erwerben, dessen er sich als eines Vorwandes bedienen konnte, um von seiner überlegenen Macht und seiner trefflichen Armee Gebrauch zu machen, ward jezt für Napoleon die dringendste Aufgabe; auch versichert uns Cevallos, daß er, um Ferdinands Widerspruch zu beschwichtigen, eine höchst gebieterische Sprache geführt und ihm keine andere Wahl gelassen habe, als entweder zu sterben, oder in das, was man von ihm verlangte, einzuwilligen. Der französische Kaiser erreichte, wie wir bereits gezeigt haben, seine Absicht, und er that nun in dieser Sache den lezten Schritt, ohne zu bedenken, daß das spanische Volk bei der Veränderung seiner Dynastie

betheiligt sey, und überall die Waffen ergriffen habe, um sich derselben zu widersetzen.

Dem französischen Publikum wurde der Aufstand von Madrid blos als ein Ausbruch der Unbotmäßigkeit des Volks geschildert, obgleich man, wahrscheinlich um Schrecken zu verbreiten, die Zahl der gefallenen Spanier von einigen Hunderten bis auf einige Tausende steigerte, welche, „die schlechtesten Subjecte in ganz Madrid" gewesen seyn sollen, und deren Vertilgung, wie es hieß, ein Gegenstand der Freude für alle guten Bürger war. Ueber die noch furchtbareren Aufstände in ganz Spanien beobachtete der Moniteur dagegen ein tiefes Stillschweigen. Es schien als ob die französischen Truppen überall von dem spanischen Volke als Befreier aufgenommen worden seyen, und als ob die stolze Nation, die so viele Jahrhunderte des Ruhms aufzuweisen hatte, ihr Loos von der Willkühr des französischen Kaisers mit der nämlichen Unterwürfigkeit erwarte, welche die kleinmüthigen Republiken von Venedig und Genua gezeigt hatten.

Buonaparte ging von diesem Plane der Verheimlichung nicht ab und schien sogar von dem, was er dem Publikum zu verbergen suchte, selbst keine Kenntniß zu nehmen. Wir haben bereits von jenen Notabeln gesprochen, die er als Vertreter der spanischen Nation behandelte; obgleich sie, von einem auswärtigen Fürsten berufen, in einem fremden

Lande zusammentraten, und durchaus keine gesetzliche Vollmacht hatten, auch nur über die Rechte des unbedeutendsten spanischen Dörfchens zu verfügen. Joseph, der am 5. Juni zu Bayonne ankam, wurde von diesen willfährigen Leuten anerkannt; er empfing ihre Huldigung, geruhte, ihre neue Verfassung zu garantiren, und versprach Spanien *alles* Heil; in Beziehung auf die in Spanien bestehende Unzufriedenheit begnügte er sich zu sagen: er wolle von den nähern Umständen dieser vorübergehenden Störungen gar nichts hören.

Endlich hielt es Napoleon, der diese willfährige Versammlung zusammenberufen hatte, für angemessen, derselben, ehe sie in ihr Vaterland zurückkehrte, Audienz zu ertheilen. Man behauptet, er sey eines Possenspiels müde gewesen, dem einige Bedeutung oder Folge zu geben, nur Wenige aufgelegt waren. Wenigstens war er von dem Bewußtseyn, daß seine wirkliche Stellung eine ganz andere sey, als er glauben machen wollte, so sehr ergriffen, daß er bei dieser Gelegenheit seine gewöhnliche Geistesgegenwart verlor, sich verlegen zeigte, und von Zeit zu Zeit einige Phrasen wiederholte, die weder Sinn hatten, noch zur rechten Zeit angebracht waren; und daß er endlich mit einem kurzen Abschied seine Zuhörer entließ, die nicht weniger überrascht waren, als sie sahen, wie sehr die Ueberzeugung, ein schlechtes Spiel zu spielen, die Keckheit seiner Behauptungen

ver-

vermindert und den Strom seiner Beredsamkeit gehemmt habe.

Hierauf schieden die Brüder von einander; Joseph bereitete sich, die ihm durch seinen Bruder gewordene neue Bestimmung anzutreten, während Napoleon in die Hauptstadt seines vergrößerten Reichs zurückkehrte. Jener reiste nicht schnell und auch nicht weit, obgleich der Moniteur von nichts zu sagen wußte, als von der Freude, mit der ihn die Spanier empfangen hatten, und von Serenaden, die sie vom Abend bis zum Morgen unter den Fenstern ihres neuen Herrschers auf der Guitarre hören ließen. Er vernahm in Wahrheit ganz andere, weit ernstere Töne. Die Nachrichten von dem Aufstande, die auf der Nordseite der Pyrenäen nicht recht, und nur ungern gehört wurden, drangen sich immer lauter und unabweisbarer auf, je näher der eingedrungene König dem Schauplatze seiner beabsichtigten Usurpation kam. Er befand sich in der Lage des Jägers, der den Tiger in seiner Gewalt und in den Netzen gefangen glaubt, und nun mit Bestürzung gewahr wird, daß er frei und bis zur Wuth gereizt ist. Da Joseph durchaus kein militärisches Talent hatte, so hielt man es für angemessen, daß er einstweilen in Vittoria bleibe, bis ihm die Generale seines Bruders seine Reise nach der Hauptstadt gesichert haben würden. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Grenzstadt, die sein Zaudern

bei dem ersten Beginnen seiner Unternehmung sah, auch der Zeuge des unglücklichen Ausgangs derselben war, zufolge der entscheidenden und letzten Niederlage, die er im Jahre 1813 dort erlitt.

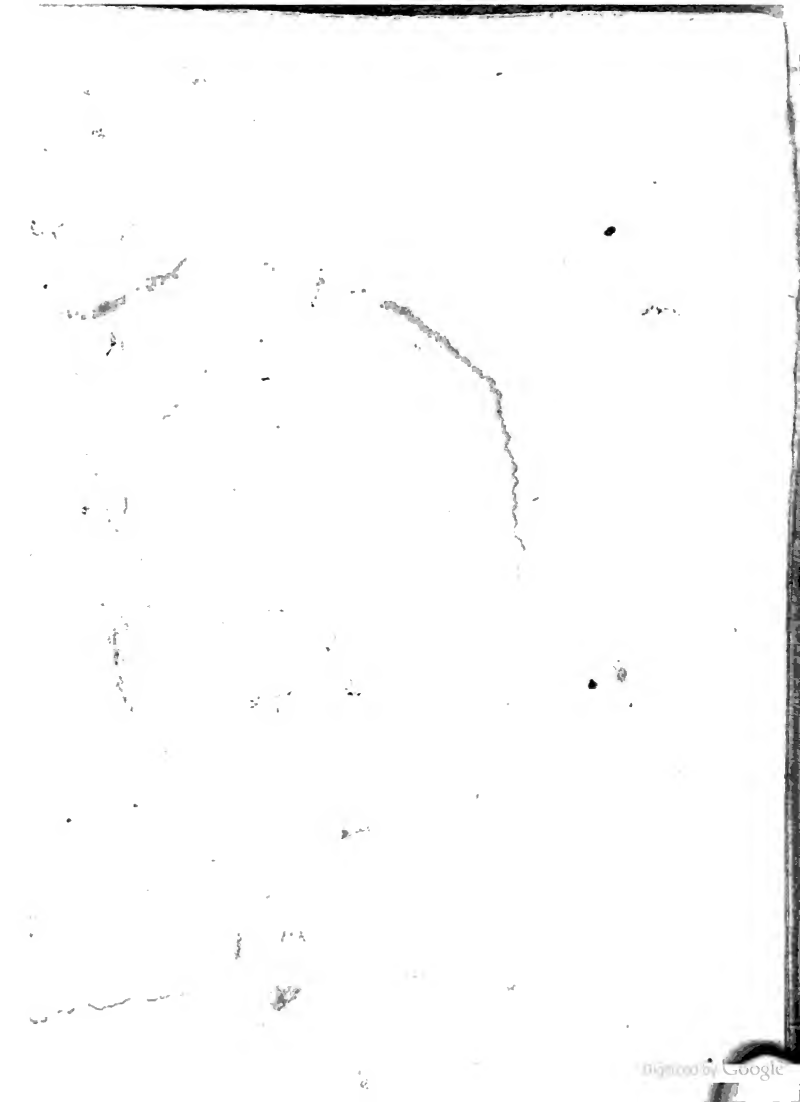
Weder Zweifel noch Ahndungen begleiteten die Rückkehr Napoleons nach Paris. Die Franzosen waren durch die neue glänzende Erwerbung, die durch die zu Madrid getroffenen Maßregeln ganz gesichert schien, viel zu sehr geblendet, als daß sie die Gerechtigkeit der Sache hätten untersuchen können. Die Vereinigung Frankreichs und Spaniens unter verwandten Monarchen hatte man schon lange für ein Meisterstück der Politik Ludwigs des Vierzehnten gehalten; und die Franzosen sahen nun dieselbe verwirklicht, auf den bloßen Wunsch jenes wunderbaren Mannes, der Frankreich über alle Länder der Welt erhoben hatte, und der, was er zu dessen Vergrößerung ersann, sofort auch auszuführen wußte.

Buonaparte hatte in der That den größtmöglichen Gebrauch von jener Kunst gemacht, die, wie er sagte, dem Directorium abging, von der Kunst nämlich, auf die Einbildungskraft der Franzosen zu wirken, und dieselbe zu bestechen. Er hatte das Nationalgefühl in dieser Hinsicht so gespannt, daß es jeden Ton, den er hören wollte, von sich gab. Die Liebe zum Nationalruhm, an und für sich etwas Preiswürdiges, artet in einen Fehler aus, wenn sie sich auf Erfolge gründet, die durch Mittel bewirkt wer-

den, welche sich mit Ehre und Rechtlichkeit nicht vertragen. Diese mißlichen Züge des Bildes stellte er, wie ein gewandter Gemäldehändler, absichtlich in Schatten, um das volle Licht auf diejenigen fallen zu lassen, worin sich die vermehrte Größe und Glückseligkeit Frankreichs aussprach. Die Nation, die gern ihr eigenes Lob hörte, begnügte sich mit den Augen ihres Herrschers zu sehen; und in keiner Periode seines Lebens schien Buonaparte so ganz der Stolz und die Bewunderung Frankreichs zu seyn, als bei seiner Rückkehr von Bayonne, wo er durch sein Haschen nach der spanischen Krone ein großes Verbrechen und zugleich eine große Thorheit begangen hatte.

Der Schein eines glänzenden Erfolgs that indessen seine gewöhnliche Wirkung auf die Menge. Auf seiner Rückreise über Pau, Toulouse, Montauban und andere Städte in jener Gegend wurde der Kaiser mit den Ehrenbezeugungen aufgenommen, die einem Halbgott gebühren. Ihre alterthümlichen und finsteren Straßen waren mit Lorbeeren überwölbt und mit Blumen bestreut, die Häuser von Außen mit Teppichen, reichen Tapeten und prächtigen Malereien behangen; die Bevölkerung strömte dem Kaiser entgegen, die Maires und die Präfecten konnten kaum Worte finden, um die herrschende Bewunderung Napoleons gehörig auszudrücken. Bordeaux allein bot einen melancholischen und düstern Anblick. Aber Nantes und die Vendée so ausgezeichnet durch

ihre Treue gegen die Bourbons, schienen in das allgemeine Gefühl der Zeit einzustimmen; die ganze Bevölkerung dieser Länder kam, um den Mann zu begrüßen, der mit starker Hand den lezten noch blühenden Zweig dieses berühmten Hauses vom Throne gerissen hatte. Die Götter, sagt ein heidnischer Dichter, bestrafen oftmals die Thorheit der Sterblichen dadurch, daß sie ihnen ihre unbesonnenen Wünsche gewähren. In dem vorliegenden Falle konnten diejenigen, die sich über die Erweiterung des französischen Reiches durch die Erwerbung Spaniens freuten, freilich nicht voraussehen, daß sie einer Million Franzosen das Leben kosten würde; und der Mann, der ihre Glückwünsche empfing, ahndete nicht, daß er unter seinen eigenen Füßen die Mine gegraben hätte, die sein Verderben bereiten sollte.





ALEXANDER I

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Zwei und fünfzigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Achtzehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von
Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Achtzehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Erstes Kapitel.

Vertheidigungsplan der spanischen Junten. – Er mißlingt durch die Hitze der Insurrektionsarmeen. – Grausamkeit der französischen Truppen, und Verstocktheit der Spanier. — Fortschritte der Franzosen. — Niederlage bei Rio Secco. — Frohlocken Napoleons. – Joseph zieht in Madrid ein. – Empfang desselben. – Duhesme muß sich nach Barcelona zurückziehen und Moncey seine Stelle vor Valencia verlassen. — Dupont wird zu Baylen von Cassanos aufs Haupt geschlagen. – Seine Armee wird kriegsgefangen. — Wirkungen dieses Sieges und dieser Kapitulation. — Uebertriebene Erwartungen des brittischen Publikums. – Joseph verläßt Madrid und kehrt nach Vittoria zurück. — Vertheidigung von Saragossa,

In der Mitte eines aufgestandenen Volkes kannten die französischen Generale, die das spanische Gebiet betreten hatten, keine Furcht, überzeugt, daß die Spanier gegen die von ihnen angeführten kriegsgewohnten und trefflich disciplinirten Truppen nichts vermögen würden. Die französischen Armeen standen nicht länger unter den Befehlen von Murat; dieser war bereits von Madrid abgereist, um den durch die Versetzung des Königs Joseph erledigten Thron von Neapel in Besitz zu nehmen, auf den er, wie einst in seinem Regiment zu einem höhern Range, beför-

dert worden war. Savary, der, wie wir gesehen, Ferdinanden zu der unseligen Reise nach Bayonne beredet hatte, blieb als Oberbefehlshaber zu Madrid, und bemühte sich durch die kräftigsten Maßregeln, dem Aufstande ein Ende zu machen, der jetzt überall, wo die Franzosen nicht eine entschiedene Uebermacht hatten, ausgebrochen war. Wir können den Charakter, den der Krieg gleich anfangs annahm, nur andeuten, und müssen uns begnügen, nur die wichtigsten Vorfälle desselben zu berichten.

Weislich hatten die spanischen Junten ihren Landsleuten empfohlen, sich in kein allgemeines Gefecht einzulassen — die verschiedenen Vortheile ihres Bodens zu benützen und der angreifenden Armee Abbruch zu thun — auf den Flanken und im Rücken derselben zu operiren, ihre Communicationen zu fassen — und den Feind in einen Postenkrieg zu verwickeln, in welchem der eingeborne Scharfschütze durch seinen Muth und natürlichen Instinkt gegen den abgerichteten und eingeübten Soldaten mehr vermag, als von den Kriegskünstlern zu allen Zeiten hat zugegeben werden wollen. So trefflich dieser Plan aber auch angelegt war, und obgleich er in allen Fällen, wo er befolgt wurde, sich als vorzüglich bewährte, so ward es doch auch in manchen Fällen den spanischen Anführern nachgerade unmöglich, größere Gefechte zu vermeiden, in welchen sie dann nothwendig den Kürzern zogen und großen Verlust erlitten. Der Charakter der Insurrektions-

armeen, oder besser der Massen bewaffneter Bürger, die man so nannte, führte zu vielen unglücklichen Mißgriffen dieser Art. Sie vertrauten ihrer Zahl und ihrem Muthe um so mehr, je weniger sie den Vortheil kannten, den regelmäßige Truppen ihrer bessern Mannszucht, dem Beistande der Reiterei und Artillerie und ihrer Fertigkeit in der Ausführung wohlberechneter und zusammenstimmender Bewegungen zu verdanken haben. Auch konnten sie sich in die Drangsale, die ein langwieriger und systematischer Vertheidigungskrieg über das Land bringen mußte, so wie in die Entbehrungen, die ihnen dadurch auferlegt wurden, nicht recht finden. In manchen Fällen, wo sie vor den Feind geführt zu werden verlangten, um, wie sie hofften, dem Kriege mit einem einzigen kräftigen Schlage ein Ende zu machen, war es für die Offiziere gefährlich, dieses zu verweigern; sie kamen dadurch leicht in den Verdacht der Feigheit oder des Verraths, und ein solcher Verdacht kam einem Todesurtheil gleich. Manchmal wurden diese Insurgentenkorps, wider ihren Willen und gegen ihre bessere Ueberzeugung, zu einem allgemeinen Gefechte genöthigt, entweder durch den Mangel an Lebensmitteln, woran es ihnen fast immer gebrach, oder durch die überlegenen Manövers eines geschickten Feindes. In den meisten Gefechten, die durch diese verschiedenen Ursachen herbeigeführt wurden, trug die französische Disciplin über den ungeregelten Muth der Insurgenten den Sieg davon,

und die Patrioten wurden mit großem Verluste geschlagen.

Nur zu häufig ließen sich bei dieser Gelegenheit die Sieger die größte Grausamkeit zu Schulden kommen, und thaten dadurch der Sache, für welche sie den Sieg erfochten hatten, wesentlichen Schaden. Sie wollten in den Spaniern, die sich einem fremden Joche und einem eingedrungenen Könige mit den Waffen in der Hand widersetzten, nur Rebellen sehen, und bestraften die Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, als solche mit dem Tode; die Dörfer, wo sie Widerstand fanden, wurden der zügellosen Wuth der Soldaten preisgegeben, die kein Geschlecht noch Alter schonten. Vielleicht mochten sich die Franzosen erinnern, daß einige Beispiele einer solchen blutigen Strenge im Anfang der italienischen Feldzüge die Insurgenten in der Lombardei entwaffnet, und die von Napoleon gegen die Oesterreicher erfochtenen Vortheile gesichert hatten. Aber in Spanien war das Resultat ein ganz anderes. Jede Grausamkeit dieser Art mußte als eine neue Unbild gerächt werden, und ward als eine solche von einer Nation aufgenommen, die wegen ihrer Versöhnlichkeit zu keiner Zeit berühmt war. Die Kranken, die Verwundeten, die vielen Nachzügler der französischen Armee wurden, wenn sie den Spaniern in die Hände fielen, was häufig geschah, mit barbarischer Grausamkeit behandelt; durch diese Wiedervergeltung wurden die Herzen beider Parteien verhärtet

und ihre Leidenschaften entflammt, weil beide dadurch litten, und der Krieg nahm eine wilde, blutige und abscheuliche Gestalt an; sein Zweck schien nicht mehr die Unterwerfung, sondern die gänzliche Vertilgung des Besiegten zu seyn.

Die dem französischen Verpflegungssysteme so wenig günstige Beschaffenheit des Landes war für die Spanier auch eine Waffe. Es gibt in Spanien allerdings äußerst fruchtbare Gegenden, aber auch unfruchtbare Steppen und Gebirge, wo die Eingebornen kaum bestehen und für ungebetene Gäste eben nichts erübrigen können. Um in solchen Gegenden Lebensmittel aufzutreiben, mußten die Marodeurs rechts und links des Marschweges große Abstecher machen — eine beschwerliche und gefährliche Operation, weil, wie gut auch die Hauptstraßen in Spanien seyn mögen, die davon auslaufenden Seitenwege über alle Beschreibung schlecht sind und sich sowohl unmittelbar durch Posten, als durch Hinterhalte vertheidigen lassen, auch gänzlich gesperrt und unzugänglich gemacht werden können. Darum hat auch schon Heinrich der Vierte gesagt, daß eine kleine Armee in Spanien geschlagen werde, eine große aber verhungern müsse; und es schien auch, daß das riesenhafte Beginnen Napoleons entweder aus dem einen oder aus dem andern Grunde nicht wohl gelingen könne.

Bei der ersten Ueberziehung der im Aufstande begriffenen Provinzen schien das Glück die Franzosen

bei jedem Schritte zu begleiten. Lefebvre Desnouettes brachte den Spaniern in Arragonien am 9ten Juni eine Niederlage bei; Bessières schlug die Insurgenten in demselben Monate in mehreren partiellen Gefechten, brachte Navarra und Biscaya zum Gehorsam, und hielt die Insurgenten in Altcastilien im Zaum. Doch diese Vortheile waren ganz unerheblich, in Vergleichung mit denjenigen, die er in einer großen Feldschlacht über die spanischen Armeen davon trug, die aus den vereinigten Streitkräften von Castilien, Leon und Galicien bestanden.

Die erste dieser Armeen war von Cuesta befehligt, den Southey als einen wackern alten Mann schildert, der durch seine Energie, sein rasches Wesen, seinen Starrsinn, seine Entschlossenheit und Unfügsamkeit ganz den ächten spanischen Charakter verrieth. Seine Leute waren voll Kampflust, dagegen aber so ohne alle Zucht, daß sie erst neuerlich auf den bloßen Verdacht einer Verrätherei hin einen ihrer Generale umgebracht hatten. Auch in der Armee von Galicien war die Zucht nicht besser bestellt; auch sie hatte ihren General Filangieri erst vor Kurzem in Stücke zerrissen, blos weil er lieber defensiv als offensiv verfahren wollte. Blake, ein guter Soldat, der das Vertrauen der Armee genoß, dessen militärische Talente aber nicht die besten waren, war der Nachfolger von Filangieri in einem so gefährlichen Posten; und nachdem er seine galicischen Aufgebote in das Lager von

Cuesta geführt hatte, zogen beide mit einander gegen Burgos. Beide Generale waren ganz verschiedener Meinung. Cuesta, der erst vor Kurzem bei Cabezon eine Niederlage erlitten hatte, wollte eine Schlacht, wahrscheinlich, weil er die Schwierigkeit sah, so ungeregelte Truppen beisammen zu behalten; Blake dagegen hielt ein allgemeines Gefecht wegen der überlegenen Kriegszucht der Franzosen für zu gewagt. Aber Bessières ließ ihnen keine Wahl. Er überraschte sie in ihrem Lager bei Medina del Rio Secco, wo die vereinigten Armeen von Galicien und Castilien am 14ten Juli eine bis dahin in Spanien unerhörte Niederlage erlitten. Die Patrioten fochten mit der größten Tapferkeit, und es sollen mehr als 20,000 Mann auf dem Schlachtfelde geblieben seyn.

Napoleon empfing die Nachricht von diesem Siege mit Entzücken. „Es ist dieß," sagte er, „die Schlacht von Villa Viciosa. Bessières hat Joseph die Krone aufs Haupt gesetzt. Die Spanier," fügte er hinzu, „haben vielleicht jetzt noch 15,000 Mann, mit irgend einem alten Dummkopf an ihrer Spitze — der Widerstand der Halbinsel hört jetzt auf." Und in der That, der Sieg von Medina del Rio Secco bahnte Joseph den Weg von Villevia nach Madrid, das er ungefährdet erreichte. Er hielt seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, ohne von dem Volke begrüßt zu werden; nur die städtischen Behörden bezeigten ihm, dazu aufgefordert, ihre Ehrfurcht. Das Geld, das

man unter das Volk warf, wurde allein von den Franzosen aufgelesen, und in dem Theater, das man, dem neuen Herrscher zu Ehren, dem Publikum öffnete, ließen sich nur Franzosen sehen.

Inzwischen schienen die Vortheile, die Bessières in Castilien errungen, durch den Verlust wieder aufgewogen zu werden, den die Franzosen in andern Provinzen erlitten. Mit denselben Truppen, die auf eine so treulose Weise sich in den Besitz von Barcelona und Figueras gesetzt hatten, glaubte Duhesme gleich anfangs, sich nicht nur in Catalonien behaupten, sondern auch zur Unterwerfung von Valencia und Arragonien noch beitragen zu können. Allein die Catalonier sind und waren von jeher ein streitbares Volk; sie wissen mit dem Feuergewehr umzugehen und lassen sich, wie die Tyroler, gern als Scharfschützen gebrauchen. Ungeschreckt durch einige partielle Verluste wußten sie sich im Besitze des besten Gebirgspasses von Bruch und anderer Defileen zu behaupten, und zwangen den französischen General zum Rückzug nach Barcelona, nicht ohne Verlust an Mannschaft und Ruhm.

Dem Marschall Moncey ging es bei Valencia noch schlimmer. Als er gegen diese Stadt vorrückte, trieb er die Insurgenten ohne Mühe vor sich her; als er aber den Platz selbst in einem raschen Anlauf nehmen wollte, fand er den größten Widerstand von Seiten des Volkes. Die Bürger eilten auf die Wälle; von

den Mönchen, die in der einen Hand das Schwerdt, in der andern das Kruzifix hielten, im Namen Gottes und des Königs zum Streit angefeuert; selbst Weiber mischten sich in das Gefecht und brachten den Streitenden Munition und Erfrischungen.

Jeder Versuch, in die Stadt zu dringen, schlug fehl; und Moncey, der die Verstärkungen, die ihm Duhesme von Barcelona aus hätte zusenden sollen, nicht fand, sah sich genöthigt, sein Unternehmen aufzugeben und sich, von den Insurgenten hart bedrängt, auf die Hauptarmee, die Alt- und Neucastilien besetzt hielt, zurückzuziehen.

Es war in den Kriegen Napoleons für seine Truppen und Generale etwas Seltenes, auf diese Art einen Plan vereitelt zu sehen und davon abstehen zu müssen. Allein der Division Dupont sollte etwas noch weit Schlimmeres begegnen, als das, was dem General Duhesme in Catalonien und dem Marschall Moncey vor Valencia widerfahren war.

Gleich nach seinem ersten Einrücken in Madrid hatte Murat den General Dupont, der in großem Rufe stand, nach Cadix entsandt, und ihn zum Gouverneur dieses Platzes bestellt. Napoleon scheint diesen Versuch, sich einer so wichtigen Stadt zu bemächtigen und der französischen Flotte, die dort vor Anker lag, Schutz zu gewähren, für zu voreilig gehalten zu haben, wahrscheinlich, weil er gern Karl dem Vierten den Weg offen lassen wollte, sich von Cadix aus nach

Südamerika zu flüchten, falls er sich dazu entschließen sollte. Dupont erhielt deßwegen Befehl, seinen Marsch dahin einstweilen einzustellen, und blieb bei Toledo stehen. Als aber die Andalusier, und besonders die Einwohner von Cadix, die feindseligsten Gesinnungen gegen die Franzosen blicken ließen, so ward ihm zum zweiten Mal aufgegeben, auf jede Gefahr hin vorzurücken und sich dieses wichtigen Seehafens mit Hülfe des französischen Geschwaders, das darin lag, zu versichern. Der französische General trat also von Neuem den Marsch an, durchzog die sogenannte Sierra Morena, eine wüste Gebirgskette, die durch den Roman von Cervantes klassisch geworden ist; er ging hierauf auf der Brücke von Arcolea über den Guadalquivir und unterwarf sich die alte Stadt Cordova.

So hatte Dupont die Grenzen von Andalusien erreicht; allein das Schicksal von Cadix war bereits entschieden. Diese reiche Handelsstadt hatte sich für die Sache des Vaterlands erklärt, und das französische Geschwader war in den Händen der Spanier; Sevilla war in vollem Aufstande und die dortige Junta, die thätigste in ganz Spanien, bot zahlreiche Streitkräfte auf, durch welche das reguläre, aus 10.000 Mann bestehende Korps des Generals Castanos in dem Lager von St. Roche, unweit Gibraltar, mit jedem Tage verstärkt wurde.

Hätte sich Dupont bei so bewandten Umständen noch weiter vorwärts gewagt, so würde er in zu große Gefahr gerathen seyn. Andererseits war seine Stellung bei Cordova und in der Umgegend bedenklich. Er war von der französischen Hauptarmee durch die Sierra Morena getrennt, wo die Insurgenten ihr Wesen trieben und sich der Pässe versichert hatten; er konnte von der andalusischen Armee angegriffen werden, sobald es Castanos für gut fand. Dupont bat daher, sowohl von Portugal aus, als von der französischen Armee in Castilien, verstärkt zu werden. Er bedurfte dieser Verstärkungen, wenn er in Andalusien eindringen, oder auch nur seine Stellung behaupten sollte; selbst zur Sicherung seines Rückzugs konnte er derselben nicht entbehren. Junot, der in Portugal befehligte, beschäftigt zugleich durch den Aufstand der Einwohner und durch eine gedrohte Landung der Engländer, war, wie wir nachher sehen werden, nicht im Stande, Dupont die verlangte Hülfe zu senden. Nur zwei Brigaden, unter den Generalen Vedel und Gobert, stießen von Castilien her zu Dupont, nachdem sie einigen Verlust von sehr schlimmer Vorbedeutung erlitten hatten; denn dieser konnte den bewaffneten Bauern in der Sierra weder vergolten, noch an denselben gerächt werden.

Durch diese Verstärkungen ward die Division Dupont auf 20,000 Mann gebracht, mit denen man in Andalusien etwas Entscheidendes ausrichten zu können

glaubte, falls Castanos vermocht werden konnte, sich in ein allgemeines Gefecht einzulassen. Dupont setzte sich demzufolge in Bewegung, besetzte Baylen und La Carolina in Andalusien, und nahm die alte maurische Stadt Jaen mit stürmender Hand. Der kluge alte spanische General hatte indessen seine neu ausgehobenen Truppen organisirt und abgerichtet, und die Franzosen waren daher sehr überrascht, als sie in Jaen mit dem größten Nachdruck und von überlegenen Streitkräften angegriffen wurden; nach einem furchtbaren Widerstande blieb ihnen nichts übrig, als die Stadt wieder zu räumen und sich nach Baylen zurückzuziehen. Von hier schrieb Dupont nach Madrid an Savary, um ihm seine bedenkliche Lage zu schildern. Seine Leute, sagte er, hätten kein Brod, sie mußten das Korn auf den Feldern selbst schneiden, zerstampfen und, so gut es anging, kneten und backen — die Bauern hätten die Feldarbeit eingestellt und die Waffen ergriffen — die Insurgenten würden von Tag zu Tag frecher — sie gingen nun schon angreifend zu Werke, und er bedürfte einer bedeutenden Verstärkung, um sich entweder zu halten oder dem Feinde einigermaßen Abbruch thun zu können. Diese Depesche fiel in die Hände von Castanos, der darnach seine Maßregeln nahm.

Am 10ten Juli griffen zwei starke spanische Divisionen die Franzosen auf verschiedenen Punkten an. Sie vertrieben dieselben aus Baylen und warfen sie

bis nach Menjibar zurück, während Castanos mit einer beträchtlichen Streitmacht Dupont im Zaum hielt und ihn verhinderte, seinen Brigadegeneralen, von denen der eine, Gobert, getödtet wurde, Hülfe zu senden. In der Nacht vom 18ten kam es zu einem neuen Gefecht, indem die Franzosen Baylen wieder zu nehmen suchten. Auf beiden Seiten ward mit Wuth gefochten; allein die Spanier, die sich unterstützt wußten, behaupteten den Ort. Dupont that Alles, um sich den Sieg zu verschaffen; er nahm alle seine Truppen zusammen, um sein Heil in einem allgemeinen verzweifelten Angriffe zu versuchen, ward aber auf alle Punkten zurückgeschlagen und von den Spaniern so eng eingeschlossen, daß ihm kein Rückzugsweg mehr offen blieb. Er mußte sich zu einer Kapitulation verstehen, und ward selbst mit allen Truppen, die er unter seinen unmittelbaren Befehlen hatte, kriegsgefangen; die Brigade von Vedel aber, die nicht ins Gefecht gekommen und von den Spaniern weniger bedrängt war, sollte auf spanischen Schiffen nach Frankreich gebracht werden. Dieser Artikel der Convention von Baylen wurde aber später von den Spaniern gebrochen und die ganze französische Division als kriegsgefangen zurückgehalten. Zu diesem Treubruch ließen sich die Spanier zum Theil durch die Meinung verleiten, daß die französischen Generale ihren Gegner Castanos in dieser Convention überlistet hätten — zum Theil auch durch die ganz

irrige Meinung, daß man den Franzosen wegen ihres treulosen Verfahrens gegen Spanien nicht verbunden sey, Wort zu halten — endlich auch durch das Zureden von Morla, dem Nachfolger des unglücklichen Solano, der kein Bedenken trug, seinen Landsleuten die Maximen zu empfehlen, daß die Ehre dem Nutzen nachstehen müsse — eine Maxime, die er später selbst befolgte, als er die Sache seines Vaterlands verließ und sich zu des eingedrungenen Königs schlug.

Die Schlacht von Baylen und die darauf folgende Kapitulation war an und für sich ein sehr großes Unglück, das größte, das die Franzosen, seitdem Napoleon's Stern aufgegangen, betroffen hatte; er selbst nennt diese Schlacht die furcae caudinae in seiner militärischen Geschichte. Mehr als 3000 Franzosen waren in dem Gefechte umgekommen — 17,000 hatten sich ergeben — Andalusien, die reichste Provinz Spaniens, war von den französischen Armeen gereinigt — und die reichen Städte Sevilla und Cadix hatten nun Zeit, eine zahlreiche und eingeübte Mannschaft, und ihre Schätze zur Vertheidigung der Nationalsache zu stellen und abzugeben. Auch mochte Napoleon, als er zu Bordeaux Kunde von diesem Unglück erhielt, dasselbe fühlen, wie jener römische Kaiser, der von Varus seine verlornen Legionen zurückforderte. Aber der Schmerz und die Besorgniß Napoleon's hatten mehr Grund, als die des Augustus. Der letztere

hatte nur Soldaten verloren, die sich leicht wieder ersetzen ließen; durch die Niederlage von Baylen ward dagegen jene Meinung von der Unwiderstehlichkeit und dem Glücke Napoleon's widerlegt, die wie ein Talisman die Plane seiner Feinde so oft zerrissen, ihre Anstrengungen vereitelt und sie auf den Gedanken gebracht hatte, daß sich ihm zu widersetzen, so viel sey, als gegen den Strom des Schicksals selbst anzuwogen. Auch ward das ganze Geheimniß und das Dunkel, in welches Buonaparte die spanischen Angelegenheiten gehüllt hatte, um seine riesenhaften Absichten auf dieses Königreich zu verbergen, der ganzen Welt auf einmal offenbart. Die Nachricht von Dupont's Kapitulation wirkte wie ein Wirbelwind auf einen dichten Nebel, und zeigte ganz Europa, was Napoleon so sehr zu verheelen suchte — daß er in einen äußerst bedenklichen Nationalkrieg verwickelt sey, der mit großem Verluste für Frankreich begonnen, und den er einzig seiner ungemessenen Herrschsucht zu verdanken habe. Daß man seine Armeen schlagen und sie zwingen könne, sich zu ergeben, war nun für Spanien und für ganz Europa klar. Jenem wuchs der Muth, auf einem so glücklich begonnenen Unternehmen zu beharren, und die Nationen, die sich noch unter dem französischen Joche befanden, fingen an, Hoffnung zu schöpfen, indem sie den Kampf beobachteten; und nachdem der Zauber, der sie so fügsam gemacht hatte, einmal gelöst war, ergötzten sie sich an der Aussicht,

bald mit den Kämpfern zu wetteifern, die sie einstweilen nur bewundern konnten.

Doch hatte der herzerhebende Sieg von Castanos auch einige nachtheilige Folgen für die Spanier und die übrigen Nationen von Europa. Es ward dadurch dem übertriebenen Selbstvertrauen, einem Nationalfehler der Spanier, Vorschub geleistet — einem Fehler, der im Augenblick der Schlacht Muth einflößt, und in sofern nützlich ist, der aber sehr gefährlich wird, wenn er, wie es in den spanischen Armeen so oft geschah, zum Behuf des Sieges die nöthigen Vorsichtsmaßregeln versäumen läßt. Kurz, während der Sieg von Baylen die Spanier veranlaßte, den Rath der Erfahrung und der Kunst zu verwerfen, als etwas, das gewissermaßen einen Zweifel an dem fernern Glücke Spaniens anzudeuten schien, so erregte er auch die thörichtsten Erwartungen in den andern Ländern von Europa, besonders in Großbrittannien, wo die Menschen, was sie in Beziehung auf eine Lieblingssache wünschen, sofort auch zu hoffen geneigt sind. Ohne die mannigfaltigen Umstände zu beachten, die durch ihr Zusammentreffen zu dem Siege von Baylen mitgewirkt hatten, meinten sie, derselbe könne sich überall wiederholen, wo immer die Spanier dieselbe Energie zeigen würden, und weil so den Patrioten ein großes und schwieriges Unternehmen gelungen war, erwarteten sie von ihnen bei allen Gelegenheiten nicht nur Wunder, sondern manchmal sogar das Un=

mögliche. Wenn diese thörichten Erwartungen sich als solche erwiesen, so wurden die Politiker, die dergleichen ausgesprochen hatten, darüber so ärgerlich und erbost, daß sie leicht, auf das entgegengesetzte Extrem überspringend, den Eifer der Spanier für die Sache ihres Vaterlandes, oder das Vermögen derselben, einen dauernden Widerstand zu leisten, in Zweifel zogen. Und so erkaltete, wie die Schrift sagt, die Liebe von nicht Wenigen, und die kleinmüthigeren Menschen äußerten auch wohl den Wunsch, England möchte sich nicht in einen Streit mischen, der keinen guten Ausgang verspreche, und die Mittel versagen, ohne die solcher kaum fortgesetzt werden konnte.

Der Vorfall von Baylen ward zu Madrid erst acht oder zehn Tage, nachdem er Statt gefunden, bekannt. Joseph Buonaparte, der eingedrungene König, sah aber sogleich ein, daß er nicht länger mit Sicherheit in der Hauptstadt bleiben könne, und dachte daher auf seine Abreise. Er ließ den von ihm angestellten Regierungsbeamten auf eine großmüthige Weise die Wahl, entweder ihr Schicksal mit ihm zu theilen, oder, falls sie es vorzögen, sich auf die Seite der Nation zu schlagen, und verließ Madrid, um sich nach Vittoria zu begeben, wo er, durch eine französische Garnison gesichert, und, unfern der Grenze, ohne Gefahr die Ereignisse des Krieges abwarten konnte.

Eine andere denkwürdige Waffenthat in dem spanischen Kriege, aus der sich der Geist dieses volksthümlichen Krieges vielleicht noch mehr erkennen läßt, als aus dem Siege von Baylen, war die unsterbliche Vertheidigung von Sarragossa, der Hauptstadt von Arragonien. Diese alterthümliche Stadt hatte keine andere Wehre, als den alten gothischen, römischen oder maurischen, zehn Fuß hohen Wall, von dem sie eingefaßt ist, und der größtentheils nur eine Courtine vorstellt, keine aus= und einspringenden Winkel bildet, und sonach keine Seitenvertheidigung hat. Ihre Besatzung bestand größtentheils aus der *Einwohnerschaft*; und der Gouverneur, ein junger Edelmann, Namens Joseph Palafox, der zum Generalkapitain ernannt wurde, weil er sich gerade in der Gegend befand, hatte sich bisher durch nichts, als durch seinen Antheil an den frivolen Vergnügungen des Hofes bemerklich gemacht. Da es der Stadt sonach an Vertheidigungsmitteln fehlte, und da Lefebvre Desnouettes, der in Arragonien den Befehl führte, alle Insurgenten, die im Felde erschienen waren, geschlagen hatte, so meinte er, daß er sich nur zeigen dürfe, um sich sofort der Hauptstadt der Provinz zu bemächtigen. Aber nie hat die Welt eine Vertheidigung gesehen, in welcher die Vertheidiger mit so vielem Muthe und so kräftig die Angriffe eines Feindes aushielten, der mit allen den Mitteln ausgerüstet war, woran es ihnen fehlte.

Am 15ten Juni versuchten es die Franzosen, den

Platz durch einen Handstreich zu nehmen, wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Nachdem sie sich verstärkt und sich mit Mörsern versehen hatten, gingen sie am 27sten bei ihrem Angriff regelmäßiger zu Werke, und es gelang ihnen, sich der Vorstadt, Terrero genannt, zu bemächtigen. Hierauf schloßen sie die Stadt enger ein, überschütteten dieselbe mit Bomben, und versuchten während des dadurch verursachten Brandes einige Thore zu stürmen und in die Stadt einzudringen. Allein die ganze Bevölkerung von Saragossa warf sich ihnen entgegen — kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht entzog sich dieser heiligen Pflicht, die Mönche fochten neben den Laien, und manche Weiber zeigten einen mehr als männlichen Muth.

Lefebvre ergrimmte über die Vertheidigung eines Platzes, der nach allen Kriegsregeln unhaltbar war. Er hielt sich auch seinerseits jetzt nicht mehr an diese Regeln und bereitete seinen Truppen einen unermeßlichen Verlust durch die wiederholten Versuche, den Platz mit dem Bajonet zu nehmen. Indessen ging den Bürgern allmählig die Munition aus — aber sie lernten in der Noth selbst Schießpulver verfertigen. Der Hunger stellte sich ein — man ertrug ihn. Seuchen lichteten die Reihen der Vertheidiger — die Ueberlebenden ersetzten willig die Abgegangenen. Es half den Franzosen zu nichts, daß sie sich des großen Klosters Santa Engracia bemächtigten, und dadurch in der Stadt selbst festen Fuß gewannen. Der fran-

zösische General verkündete den Belagerten den Vortheil, den er errungen, mit den berühmt gewordenen Worten: „Santa Engracia — Kapitulation." „Saragossa — Krieg bis zur Messerklinge," war die gleich lakonische Antwort. Die Bürger hielten Wort — sie fochten von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Kammer zu Kammer — die Kämpfenden theilten sich oft in die Gemächer desselben Hauses — die Zugänge von einem zum andern waren mit Todten gesperrt. Nachdem dieser schreckliche Kampf wochenlang gedauert hatte, so weckte die heldenmüthige Vertheidigung von Saragossa den Muth und *das Mitgefühl* derjenigen, welche die Gesinnungen der Bürger *theilten*, und zu Anfang des Monats August warf sich eine beträchtliche Verstärkung in die Stadt. Hierauf gewannen die Bürger in allen ihren Gefechten wieder Boden gegen die Belagerer; und als nun auch Dupont's Niederlage öffentlich bekannt wurde, so hielt es Lefebvre am 8ten August für das klügste, den Theil der Stadt, den er inne hatte, zu räumen. Er sprengte die Kirche Santa Engracia in die Luft, legte in mehrere Häuser, die er erobert hatte, Feuer, und zog sich endlich aus der Stadt zurück, die seinen Waffen so tapfern Widerstand geleistet hatte.

Der unbeugsame Muth, den die Spanier bei dieser Gelegenheit an den Tag legten, findet vielleicht nicht seines Gleichen in der Geschichte, wenn nicht der Muth, mit dem ihre Altvordern einst Numantia

vertheidigten. Die Hoffnung und das Selbstvertrauen der Patrioten wurde dadurch noch mehr belebt, als durch den Sieg von Baylen; und ein Land, das Männer wie Palafox und seine Genossen hervorgebracht hatte, konnte nicht ohne Grund für unbesiegbar gehalten werden.

Es liegt uns jetzt ob, zu zeigen, welche Folgen diese wichtige Revolution sowohl in England, als in dem portugiesischen Theile der Halbinsel gehabt hat.

Zweites Kapitel.

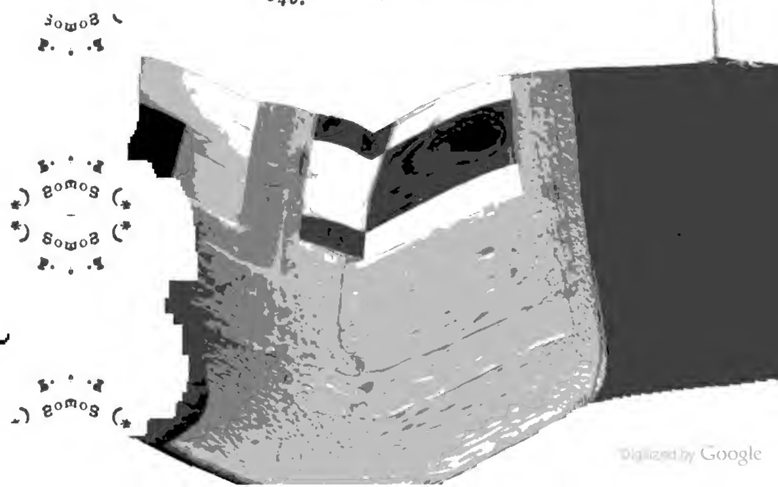
Großbrittannien interessirt sich für die Spanier. — Es wird beschlossen, Truppen nach Portugal zu senden. — Rückblick auf die Ereignisse in diesem Lande. — Berufung der portugiesischen Notabeln nach Bayonne. — Sonderbare Audienz derselben bei Buonaparte. — Wirkungen der glücklichen Erfolge in Spanien auf Portugal. — Sir Arthur Wellesley. — Sein Charakter als General. — Er wird nach Portugal geschickt. — Er greift die Franzosen bei Rolissa an und schlägt sie. — Der Aufstand greift um sich und wird allgemein. — Schlacht und Sieg von Vimeira. — Sir Harry Burrard Neale übernimmt das Kommando und vereitelt die Resultate, die Sir Arthur Wellesley durch die Schlacht hatte erreichen wollen. — Sir Harry Burrard wird von Sir Hew Dalrymple abgelöst, so daß die brittische Armee in Zeit von 24 Stunden drei Generale hat. — Convention von Cintra. Unpopularität derselben in England. — Ein Untersuchungsgericht wird niedergesetzt.

In dem brittischen, oder vielmehr in dem englischen Charakter — denn die Engländer sind es, die in dieser Hinsicht den beiden andern brittischen Natio-

nen das Beispiel geben — ist nichts preiswürdiger, als die edle Offenheit, mit welcher die vereinigten Nationen mit Hintansetzung aller kleinlichen Rücksichten des Parteigeistes in Beziehung auf eine große und edle Sache jederzeit dieselbe Gesinnung an den Tag gelegt haben. Diese Einheit der Gesinnungen zeigte sich nie stärker, als bei der Nachricht, daß die spanische Nation, dieses Schlachtopfer des schändlichsten Verraths, entschlossen sey, die Netze, mit denen man sie umstrickt hatte, zu durchbrechen und für ihre Unabhängigkeit auf Leben und Tod zu fechten. „Der Krieg," sagt der vortreffliche Geschichtschreiber*), dem wir in dem vorliegenden Theile unseres Werkes größtentheils gefolgt sind, „nahm einen höhern und heiligern Charakter an, und die Menschen sahen mit Glauben wie mit Hoffnung auf den Ausgang." Dieser Glaube und diese Hoffnung schienen wie zwei glänzende Sterne aus der tiefsten Nacht des Zweifels aufzuleuchten, der in Hinsicht auf das Daseyns eines öffentlichen Geistes in Spanien allgemein verbreitet gewesen.

Den Spaniern in ihrem ehrenvollen Kampfe jeden möglichen Beistand zu gewähren, war der Gedanke, mit dem sich ganz Großbrittannien beschäftigt. Sheridan erklärte, es sey die Zeit gekommen, zur Befreiung von Europa etwas Entscheidendes zu thun; und ein

*) Southey's History of the Peninsular War. vol. I. p. 346.



anderes ausgezeichnetes Mitglied der Opposition, das sich über denselben Gegenstand nicht so bestimmt aussprach, glaubte bemerken zu müssen, daß es deßwegen nicht gemeint sey, die heldenmüthigen Spanier ihrem Schicksale zu überlassen. Am meisten gefiel aber den Freunden ihres Vaterlandes die männliche Erklärung des Herrn Canning, der, unter Verleugnung jener falschen und kleinlichen, blos auf sogenannte brittische Zwecke gerichteten Politik, für sich selbst und für das Ministerium, zu dem er gehörte, die Verbindlichkeit einging, zum Behuf der spanischen Sache die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, weil diese Sache die wesentlichsten Interessen, nicht nur Englands, sondern auch der ganzen Welt, in sich fasse. Der Entschluß, Spanien in seinem Kampfe zu unterstützen, der auf so triftigen und edlen Gründen beruhte, erhielt den Beifall des ganzen Landes.

Es blieb nur noch die Frage, von welcher Art die Hülfe Großbrittanniens seyn sollte, um so vortheilhaft als möglich für die Sache der Unabhängkeit Spaniens zu machen. Die Deputirten, die von der Junta von Asturien in aller Eile nach England geschickt worden waren, scheinen die Meinung der größten Theils ihrer Landsleute ausgesprochen zu haben, als sie den Beistand einer englischen Armee ablehnten. „An Menschen," sagten sie, „hat Spanien keinen Mangel; es hat deren mehr als genug." Es wurden daher Waffen, Munition und alles, was zur

Ausrüstung gehört, in dem reichlichsten Maße nach Spanien geschickt, auch erfahrene und geschickte Offiziere dahin beordert, die den Insurgenten an die Hand gehen sollten. Der Krieg Englands mit Spanien ward als beendigt erklärt, die spanischen Gefangenen wurden auf freien Fuß gestellt, gekleidet, auf Kosten Englands bewirthet, und ihrem Vaterlande wie im Triumphe zurückgegeben.

Daß die Spanier den Beistand brittischer Truppen ablehnten, hatte vielleicht seinen Grund zum Theil in dem übermüthigen Selbstvertrauen, das wir bereits als eine ihrer Hauptschwächen bezeichnet haben; es ließ sich aber auch zum Theil dadurch rechtfertigen, daß es eben nicht leicht schien, die Operationen einer Masse von eingebornen Insurgenten mit denjenigen einer geregelten Streitmacht in Einklang zu bringen, die aus Fremden bestand, welche sich zu einer andern Religion bekannten, und deren Sprache eine andere war. Diese Gründe hatten in Beziehung auf Portugal nicht dasselbe Gewicht, indem dort der Nationalstolz, der zwar dem Spanischen nicht nachsteht, sich doch zufolge des unterwürfigen Zustandes des Landes nicht denselben hohen Ton erlauben konnte; auch waren dort die Engländer, ungeachtet ihres ketzerischen Glaubens und ihres fremden Ursprungs, wegen der langjährigen Allianz zwischen beiden Ländern immer mit Vorliebe gesehen worden. Man beschloß deßhalb, ein beträchtliches Truppenkorps nach Portugal zu sen-

um dessen Befreiung zu bewirken, wozu wegen
'ortschritte der spanischen Insurrektion die Zeit
geeignet schien.

Bir haben Portugal unter dem provisorischen
nando des Generals Junot verlassen, der von
leon selbst als ein Mann geschildert wird, dessen
keit und Raubsucht gleichen Schritt hielten; er be-
ı sich gegen die Eingebornen, die sich ihm doch
widersetzten, wie ein Tyrann, und erlaubte sich
rgsten Bedrückungen gegen dieselben.

Nan weiß durchaus nicht, wie Napoleon über
3 alte Königreich zu verfügen gedachte. Der zu
zinebleau unterzeichnete Theilungsvertrag, der den
vand zur Ueberziehung Portugals gegeben hat,
nie bestimmt, das Schicksal desselben zu entschei-
und blieb so unbeachtet, als hätte er nie bestan-
Buonaparte scheint in der Folge damit umge-
en zu seyn, diesem Königreich eine andere Gestalt
eben, und in dieser Absicht berief er eine Ver-
nlung von portugiesischen Notabeln nach Bayonne,
der Veränderung, die er vor hatte, eine Art von
ktion ertheilen sollte.

Die Einberufenen erschienen auch wirklich; und
eich ihre Verhandlungen keine wesentlichen Folgen
en, so ist doch der Bericht, den Abbé de Pradt
anwesender Zeuge uns darüber mittheilt, viel zu
geeignet, die Denkart und Handlungsweise Na-
ons ins Licht zu setzen, als daß er hier übergan-



gen werden könnte. Nachdem er die Anrede des Grafen von Lima, eines alten portugiesischen Edelmanns und Präsidenten der Deputation, mit Gleichgültigkeit angehört hatte, ging er mit der größten Leichtigkeit und ohne Umstände an das Geschäft, indem er sagte: — „Meine Herren! ich weiß kaum, was ich mit Ihnen anfangen soll — es hängt dieß von den Ereignissen in Spanien ab. Und dann, sind Sie auch bedeutend genug, um ein eigenes Volk zu bilden? — Ist Ihr Land groß genug dazu? Ihr Fürst hat sich von den Engländern nach Brasilien bringen lassen — er hat da einen dummen Streich *gemacht*, den er bald bereuen wird. Ein Fürst," setzte er hinzu, indem er sich lächelnd an den Abbé de Pradt wandte, „ist wie ein Bischof — er muß in seinem Sprengel bleiben." — Dann sprach er wieder mit dem Grafen von Lima und frug ihn nach der Bevölkerung von Portugal, indem er zugleich selbst auf seine Frage antwortete: „Zwei Millionen, nicht wahr?"

„Mehr als drei, Sire," entgegnete der Graf.

„Ha — ich wußte das nicht. — Und Lissabon — es sind dort wohl 150,000 Einwohner?"

„Mehr als doppelt so viel, Sire."

„So — das war mir entgangen."

Nachdem er noch mehrere ähnliche Fragen über Dinge gestellt, von denen er eben keine große Kenntniß verrieth, kam er wieder auf das eigentliche Thema zurück. „Nun, Ihr Portugiesen, was wollt Ihr denn

eigentlich? Wollt Ihr Spanier werden?" Diese Frage, wenn gleich von Napoleon gestellt, erweckte den ganzen Stolz der Portugiesen; denn es ist bekannt genug, mit welchem Groll und welcher Eifersucht sie das Schwesterland der Halbinsel betrachten, gegen das sie ihre Unabhängigkeit so lange behauptet haben. Der Graf von Lima warf sich in die Brust, legte die Hand an seinen Degen und beantwortete die beleidigende Frage mit einem lauten Nein, das durch das ganze Gemach erscholl. Buonaparte nahm dieses nicht übel, dieser Zug des Nationalcharakters ergötzte ihn vielmehr. Er entließ die Versammlung, ohne weiter von den Gegenständen zu sprechen, über die er ihre Meinung hatte hören wollen, und er sagte hernach zu seinen Umgebungen, der Graf von Lima habe ihn mit einem prächtigen Nein abgefertigt. Er zeigte sogar einige persönliche Zuneigung zu diesem stolzen Edelmann, gab aber den Verkehr mit den portugiesischen Deputirten auf. Die ganze Scene ist merkwürdig, in sofern sie beweist, wie unbedeutend in seinen Augen das Verhältniß zwischen Herrschern und Unterthanen war, sintemal er in dem vorliegenden Falle, wo es sich von dem künftigen Zustande des schon wegen seines alten Ruhms nicht unwichtigen Königreichs Portugal handelte, so wenig Kenntniß von dessen innern Verhältnissen nahm, und sich mit solchem Leichtsinn betrug.

Königreiche waren in seinen Augen Karten gewor-

den, die er nach Gutdünken mischte und mit dem Gleichmuth eines fertigen Spielers austheilte. Da er der Dienste der portugiesischen Notabeln nicht länger bedurfte, so wurden sie nach Bordeaux geschickt, wo sie in Armuth und Vergessenheit lebten, bis der allgemeine Friede sie wieder in ihr Vaterland führte.

Aus einigen Stellen in dem früher angeführten Schreiben Napoleons an Murat könnte man schließen, daß die Krone des Hauses Braganza zuerst für diesen bestimmt war; allein er erhielt die von Neapel, und das Schicksal Portugals war noch nicht entschieden, als die Folgen der spanischen Revolution dasselbe dem Einflusse Napoleons ganz zu entrücken schienen.

Eine so große und durchgreifende Bewegung, wie der Aufstand der spanischen Provinzen, mußte auch in Portugal fühlbar werden, auf welchem das französische Joch noch weit schwerer lag, wo nicht nur der Nationalstolz verletzt, die Unabhängigkeit des Landes vernichtet, sondern auch das Eigenthum geplündert und an den Einwohnern jede Mißhandlung verübt wurde. Der Geist, welcher die Spanier belebte, zeigte sich auch bald unter den Portugiesen. Oporto, die zweite Stadt des Königreichs, machte nach einem ersten Insurrektionsversuche, den die Franzosen mit Hülfe der unterwürfigen Ortsbehörden unterdrückt hatten, einen zweiten, der besser gelang; die Einwohner vertrieben die Franzosen aus der Stadt und der umliegenden Gegend, und stellten sich unter den Ober-

hl einer provisorischen Junta, an deren Spitze der
hof von Oporto stand. Die Flamme griff rechts
links und in jeder Richtung um sich; und über=
wo die Franzosen nicht über eine überlegene be=
nete Macht verfügen konnten, war das Land im
stande gegen sie. Dieß geschah jedoch nicht ohne
Blutvergießen. Die Franzosen zogen, unter dem
nmando von Loison, aus der Grenzfestung Almeida,
den Aufstand zu Oporto zu unterdrücken; aber
eral Silviera, ein portugiesischer Edelmann, der sich
st an die Spitze des bewaffneten Volks gestellt hatte,
dem Feinde auf seinem Marsche so vielen Ab=
ch, daß er sein Vorhaben aufgeben und nach Al=
da zurückkehren mußte, obgleich er 4000 Mann
k war. Zu Beja, Leiria, Evora und andern Plätzen
ten die Franzosen den Widerstand der Bürger und
uern zu überwältigen; um Schrecken zu verbreiten,
den in diesen unglücklichen Städten und Bezirken
ige militärische Hinrichtungen veranstaltet. Aber
Unmenschlichkeit der Sieger diente nur, die An=
und den Grimm ihrer Feinde zu vermehren.
te, deren Häuser man verbrannt, deren Weinberge
verwüstet, deren Weiber man geschändet hatte,
ten nur auf Rache sinnen, und überall, wo die
tugiesen sich im Vortheil fanden, ermangelten sie
t, diese zu nehmen.

Hätte Junot seine ganze Macht gegen die Insur=
ten verwenden können, so würde dieser unselige



Krieg in einem so beengten Lande durch die despotischen Anstrengungen unwiderstehlicher militärischer Gewalt wahrscheinlich bald beendigt worden seyn. Allein der französische General war noch von einer andern Seite her bedroht, und daher genöthigt, einen beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte beisammen zu behalten, dessen er sich sonst zur völligen Unterwerfung von Portugal hätte bedienen können. England, schon so lange vom Continent ausgeschlossen, hatte gegen denselben die Stellung des griechischen Helden angenommen, der, indem er die Lanze gegen seinen Feind einlegt, dessen Rüstung vom Kopf bis zum Fuß durchmustert, um irgend einen Riß oder Fuge zu entdecken, durch die er ihm eine Wunde beibringen kann. Junot erkannte sehr richtig, daß der Zustand der Halbinsel, und insbesondere derjenige von Portugal, die Engländer zu einer Landung bestimmen würde. Es war auch wirklich bereits eine Expedition von 10,000 Mann von Cork ausgelaufen, und, was noch wichtiger war, als wäre sie dreimal stärker gewesen, sie stand unter den Befehlen von Sir Arthur Wellesley, eines jüngern Sohnes des Grafen von Mornington, eines jener hochbegabten Männer, durch welche der Gang der Weltbegebenheiten vermittelt zu seyn scheint.

Sir Arthur Wellesley hatte in Ostindien den großen Krieg gesehen und geführt, den die Generale in der europäischen Armee Englands nur wenig oder gar nicht kannten. Er verstand sich trefflich darauf,

eine Armee im Felde leben zu machen. Er hatte die Kunst der strategischen Bewegungen auf einem großen Kriegsschauplatze studirt, und die Regeln des Krieges aus dem, was er in Ostindien gesehen, so glücklich abgezogen, daß er sie auch in andern Ländern gegen andere Feinde anzuwenden wußte. Furchtbar in seinen Vorbereitungen zur Schlacht, im Gefechte selbst glücklich, zeichnete er sich noch mehr durch die Behendigkeit und die Sagacität aus, mit der er, einen nutzlosen Sieg verschmähend, die Vortheile, die er seinen meisterhaften Anordnungen und der Tapferkeit seiner Truppen zu verdanken hatte, auf eine erschöpfende Weise benützte. Ueber der Gegenwart, so wichtig sie auch war, vergaß er weder die Vergangenheit, noch die Zukunft, und die Folgerungen, die er aus der allseitigen Betrachtung eines Gegenstandes zog, waren so einfach und so richtig, als wären sie durch unmittelbare Anschauung erkannt, nicht aber durch die Urtheilskraft erschlossen worden. Der Geist dieses sonderbaren und ausgezeichneten Mannes schien in der That jenen falschen and täuschenden Ansichten, durch welche sich gewöhnliche Denker irre führen lassen, ganz unzugänglich zu seyn, seine gesunde Urtheilskraft wieß dieselben von sich, wie gewisse Erdarten kein schädliches Unkraut aufkommen lassen; und man kann von ihm sagen, daß seine Ansichten von den Dingen, denen er seine Aufmerksamkeit widmete, der Vollkom-

menheit so nahe kamen, als es bei der Schwäche der menschlichen Natur möglich ist.

Mit dieser so seltenen Gabe des Vorherwissens verband Sir Arthur Wellesley die größte Entschiedenheit, so daß, wenn er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, er den Ausgang ganz gelassen erwarten konnte, nicht gestört, nicht geängstigt durch jene Zweifel und Bedenklichkeiten, die man in schwierigen Fällen auch bei den entschlossensten Männern bemerkt hat, und durch welche die Energie und der Muth ihrer Untergebenen nothwendig geschwächt und gelähmt wird. Eine unverwüstliche Gesundheit, der die Mühsale, die Wechsel und die Entbehrungen, die der Krieg bringt, nichts anhaben konnten; das Vermögen, seinen Schlaf nach Gefallen zu verschieben und sich gelegenheitlich durch einen Schlummer von wenigen Augenblicken zu erquicken; ein ungemein scharfes Gesicht — vollendeten die Ausstattung von Sir Arthur Wellesley, dem die Vorsehung eine so außerordentliche Bestimmung angewiesen hatte. Man kann noch hinzufügen, daß in der Klarheit der Gedanken, in der Schärfe des Urtheils, der Schnelligkeit und der Festigkeit des Entschlusses eine große Aehnlichkeit zwischen Napoleon und dem englischen Feldherrn, der sein Nebenbuhler werden sollte, Statt fand; und daß beide den Beweis führen, wie die größten Dinge nicht eben durch solche Männer geschehen, die gewisse, seltene und besondere Eigenschaften besitzen, sondern

durch diejenigen, bei denen Urtheilskraft, Festigkeit des Willens, Berechnungskunst und Schnelligkeit in der Ausführung — Eigenschaften, die sich bei gewöhnlichen Menschen in gewöhnlichem Grade vorfinden — auf den höchsten und ungewöhnlichsten Grad der Vollkommenheit gesteigert sind.

Die vorzüglichsten Eigenschaften von Sir Arthur Wellesley waren bekannt genug in Ostindien, wo er in dem glänzenden Feldzuge von Assaye die gesammte Macht der Maratten geschlagen und mit Triumph einen langen und ungewissen Krieg geendet hatte. Folgende Stelle, dessen Abreise von Ostindien betreffend, findet sich in einem vertraulichen Briefe eines trefflichen Menschenkenners, der, wie wir hoffen, den Erfolg seiner Prophezeihung erlebt haben wird: — „Man ist, wie es scheint," so schrieb er an seinen europäischen Korrespondenten in England, wegen eines Generals verlegen. In diesem Augenblick kehrt einer aus Ostindien zurück; man setze sich über das Herkommen und über die Regel des Dienstalters hinweg, und stelle denselben ohne Weiters an die Spitze der brittischen Armee, denn er ist der Mann, der, wenn nicht ganz Europa, wenigstens England aus den Gefahren, die auf dasselbe einstürmen, zu retten vermag." — Zum Glück für England und für Europa vermochten die Bedenklichkeiten, die das Emporsteigen eines jeden andern Offiziers in demselben Falle verhindert haben würden, nicht eben so viel gegen Sir

Arthur Wellesley. Sein Bruder, der Marquis Wellesley, der unser Reich in Ostindien mit vielem Talente regiert und erweitert hatte, genoß bereits das Vertrauen unserer Regierung, die ihn einige Monate später auf einen sehr bedeutenden Posten berief.

Er wurde in dieser wichtigen Krisis zum bevollmächtigten Gesandten in Spanien ernannt, als ein Mann, auf dessen Klugheit und Erfahrung man das größte Vertrauen setzen konnte. Der Marquis, der die Talente seines Bruders wohl kannte, und überzeugt war, daß durch die Beförderung desselben den brittischen Waffen der beste Dienst geleistet werde, erbat sich den Beistand seines kräftigen Armes zur Ausführung derjenigen Plane, die größtentheils von ihm, als dem Haupte, ausgehen sollten.

Die Armee und das Publikum hatten die Verdienste von Sir Arthur während des kurzen Feldzugs von Kopenhagen kennen gelernt — sein Name weckte bereits Hoffnungen und Vertrauen im ganzen Lande — als daher der Bruder des Marquis Wellesley das Commando über die nach der Halbinsel bestimmte Expedition erhielt, gab es Niemand, der diese Wahl der Partheilichkeit bezüchtigt hätte; und die nachfolgenden Ereignisse belehrten die Nation gar bald, daß ihr Vertrauen, in sofern es Sir Arthur Wellesley betraf, nicht nur gegründet gewesen, sondern daß es selbst noch unbegrenzter hätte seyn sollen.

Unter diesen Auspicien ging die Expedition nach Corunna unter Segel, wo Sir Arthur Wellesley durch die Nachrichten, die von allen Seiten eingingen, bestimmt wurde, Portugal zum Schauplatze seiner Operationen zu wählen, weil dort ein glücklicher Erfolg die allgemeine Sache am besten befördern konnte. Er knüpfte Verbindungen mit Oporto an, und erfuhr bald die wichtige Nachricht von Dupont's Niederlage und der Flucht des eingedrungenen Königs aus Madrid. Diese Nachrichten waren allerdings sehr wichtig, in sofern daraus zu schließen war, daß die siegreiche Armee von Bessières in Spanien vollauf zu thun bekommen, und dadurch verhindert werden würde, in Portugal einzufallen und im Einverständniß mit Junot zu operiren. Zu gleicher Zeit war ein brittisches Truppenkorps, früher zur Unterstützung von Castanos bestimmt, durch die Kapitulation von Baylen entbehrlich geworden, hatte sich nach Portugal eingeschifft und sich so eben mit Sir Arthur Wellesley vereinigt. Endlich kam auch noch die wichtige Nachricht, daß die Armee von Sir Arthur unverzüglich mit 15,000 Mann verstärkt und unter den Befehl von Sir Hew Dalrymple gestellt werden sollte. Dieser Offizier war Gouverneur von Gibraltar, und hatte während der spanischen Insurrektion sich den Patrioten durch kräftigen Beistand und klugen Rath sehr nützlich erwiesen; aber man thut ihm nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ihm jene seltenen

sowohl politischen als militärischen Talente gefehlt zu haben scheinen, die ein englischer Obergeneral in Portugal bei so bedenklichen Umständen nicht wohl entbehren konnte.

Dieser Hülfe versichert, schiffte Sir Arthur Wellesley seine Armee in der Mondego Bay aus und rückte an der Seeküste in der Richtung von Leiria vor, um in Verbindung mit der Flotte zu bleiben, von der er seinen Bedarf bezog. Die französischen Generale Laborde und Thomieres wurden von Lissabon aus den Engländern entgegen gesandt, und Loison, von Alentejo kommend, war bereit, sich mit seinen Landsleuten zu vereinigen. Der brittische General kam zu gleicher Zeit in eine unangenehme Berührung mit einer portugiesischen Insurgentenarmee, die zuerst die übertriebensten Ansprüche machte, und sich zuletzt förmlich weigerte, gemeinschaftlich mit ihm zu operiren. Diese Armee war von General Freire befehligt, einem eigensinnigen und tollen Manne, der später des Verraths an der Sache des Vaterlands, wie es scheint, nicht mit Unrecht, beschuldigt und hingerichtet wurde. Einen gewöhnlichen General würde ein solches Betragen von Seiten derer, denen er zu Hülfe kommen wollte, erzürnt und dessen Eifer für eine Sache geschwächt haben, die denen, die sie zunächst anging, so gleichgültig schien. Allein Sir Arthur Wellesley, eben so ausgezeichnet durch seine Menschenkenntniß, als durch seine militärischen Talente, ließ sich durch

den Eigensinn eines Mannes, der plötzlich zu einem Kommando berufen worden war, zu dem er sich durch seine frühere Lebensweise vielleicht nicht eignete, so wie durch die Aufwallung des Nationalgeistes in einem insurgirten Volkshaufen nicht irre machen. Ueberzeugt, daß er nur durch einen Sieg über die Franzosen das Zutrauen der Portugiesen gewinnen könne, wußte er durch seine Thätigkeit und Behendigkeit die Vereinigung von Loison und Laborde hinzuhalten, und rückte am 17ten August gegen den letztern französischen General vor, der in einer festen Stellung unweit Rolissa die Ankunft seines Kollegen erwartete. Indem er sie zugleich in der Front und in der Flanke angriff, brachte er beide zum Weichen. Dieß war der erste bleibende und bedeutende Vortheil, den die brittische Armee in dem ereignißvollen Kampfe auf der Halbinsel erfocht. Laborde zog sich nach Torres Vedras zurück, wohin auch Loison seinen Weg genommen hatte.

Immer allgemeiner wurde der Aufstand der Portugiesen, und Junot sah kein anderes Mittel, den Brand zu löschen, als einen Sieg über die Engländer in offener Feldschlacht zu erfechten. Zu diesem Zwecke ließ er nirgends Besatzungen, als in Lissabon, Elvas, Almeida und Peniche, und zog alle Truppen, die er aufbringen konnte, zu Vimeira, unweit Torres Vedras, zusammen, entschlossen, das Waffenglück zu versuchen.

Sir Arthur Wellesley war mittlerweile durch ei-

nige, der ihm früher versprochenen Hülfstruppen verstärkt worden, die nicht ohne Mühe auf der gefährlichen Küste gelandet und sich an das Hauptkorps, das so eben gegen den Feind zog, angeschlossen hatten. Nicht eben so glücklich war der Umstand, daß auch Sir Harry Burrard Neale, ein Offizier von höherem Range, an der Küste erschien und sich mit Sir Arthur Wellesley in Verbindung setzte. Letzterer erklärte ihm seinen Plan; die französische Armee anzugreifen und nach Lissabon zurückzuwerfen, wodurch sogleich ein Aufstand ausgebrochen seyn würde, und Portugal durch einen einzigen Schlag befreit worden wäre. Aber Sir Harry Burrard, obgleich ein tapferer Offizier, scheint nicht jenes Zutrauen zu den brittischen Soldaten gehabt zu haben, das sie von ihren Anführern doch so sehr verdienen. Er empfahl ein defensives Verfahren, bis die noch übrigen Verstärkungen aus England eingetroffen seyn würden; er begriff nicht, wie viel im Kriege von einer plötzlichen und mächtigen Anstrengung abhänge, und bedachte nicht, daß die Franzosen die Muße, die ihnen ihr Gegner aus Furcht oder Unentschlossenheit gewährt, besser als andere Menschen zu ihrem Vortheil zu benützen wissen.

Es fügte sich aber jetzt, daß Junot selbst durch die Mißlichkeit seiner Lage bestimmt wurde, ein allgemeines Treffen zu wagen; und da die beiderseitigen Armeen sich bereits schon ziemlich nahe standen, so hatte die Einschreitung des neuerlich angekommenen

brittischen Generals keine andere Folge, als daß Sir Arthur Wellesley, statt, wie er vorgeschlagen hatte, angriffsweise zu verfahren, an dem denkwürdigen 21sten August bei der Stadt Vimeira von Junot selbst angegriffen wurde. Die brittische Armee bestand aus ungefähr 16,000 Mann, von denen aber nur die eine Hälfte am Gefechte Theil nahm; die Franzosen waren 14 000 Mann stark und kamen alle ins Feuer. Sie griffen in zwei Divisionen an; die zur Linken war von Laborde befehligt und zählte etwa 5000 Mann; die rechte unter Loison war bedeutend stärker. Das Centrum oder die Reserve, unter Kellermann, füllte den Raum zwischen den beiden Angriffsdivisionen und verband die eine mit der andern. Das Gefecht war für Männer vom Fache interessant: die Franzosen bedienten sich dabei derselben Angriffsmethode, durch die sie sich mehr als einmal den Sieg über die geübtesten Truppen des Festlandes verschafft hatten; die Engländer dagegen zeigten, wie diesem Angriffe zu begegnen sey, und wie der französische Ungestüm durch Entschlossenheit und Ausdauer gebrochen werden könne.

Die Franzosen griffen, wie wir schon oft bemerkt haben, am liebsten in dicht aufgeschlossenen Massen oder Kolonnen, an deren vorderste Glieder durch die mittlern und hintersten Glieder unaufhaltsam auf die dünne Schlachtordnung des Feindes hingedrängt wurden, die den Stoß nicht aushalten konnte, und noth-

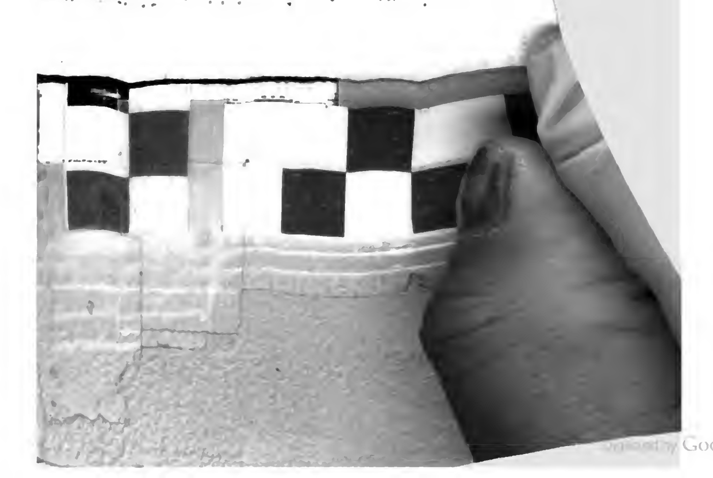
wendig durchbrochen wurde. Auf diese Weise und im vollen Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, drang General Laborde mit einer Kolonne von mehr als 2000 Mann auf den brittischen Vortrab ein, der aus dem 50sten Regiment mit einigen Feldstücken und einer einzigen Kompagnie Scharfschützen bestand. Dieses Regiment von nur 400 Mann, auf dem Kamm einer Anhöhe in Schlachtordnung aufgestellt, schien in Vergleichung mit der feindlichen Angriffskolonne so ohnmächtig, daß man hätte glauben sollen, es würde schon durch das Geräusch ihres Anmarsches aus seiner Stellung vertrieben werden. Allein der Oberste Walker stellte sein Regiment plötzlich in der Flanke der anrückenden Kolonne auf, und empfing dieselbe mit einem mörderischen und anhaltenden Musketen- und Kartätschen Feuer, das in der dichten Masse große Verwüstungen anrichtete. Hierauf ließ er mit dem Bajonet angreifen, so daß der Feind, der sich nicht mehr entwickeln konnte, durch die wenige Mannschaft, die er auf den ersten Anlauf auseinander zu sprengen gedachte, sich in der Flanke genommen sah. Dieß entschied sogleich; die Franzosen, die sich bisher mit der größten Standhaftigkeit benommen hatten, zerstiebten, indem sie drei Viertel ihrer Zahl an Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückließen *).

*) Nach der Kapitulation von Centra verlangte General Loison dem Obersten Walker vorgestellt zu werden, um ihm seinen Glückwunsch darüber zu bezeigen, daß er durch seine Stand-

ges Handgemenge fand auf dem ganzen Schlacht-
Statt. Die Brigade des Generals Fergusson
dem rechten Flügel wurde von General Loison mit
m Ungestüm und einem Nachdruck angegriffen, der
jenigen, den Laborde bewiesen, nicht nachstand.
kam zu einem Bajonetgefechte, und hier, wie zu
ida, rückten die Franzosen zwar mit großer Fas-
g an, ließen aber in dem Augenblick des Zusam-
treffens den Muth sinken; denn, wie läßt sich die
ugbare Thatsache, daß ihr vorderstes Glied, das
300 Grenadieren bestand, in einem Nu nieder-
reckt ward, wohl anders erklären?

Die Franzosen waren jetzt überall zurückgewichen.
hatten ihr Geschütz im Stich gelassen und flohen
Unordnung — die Schlacht war gewonnen — der
ger durfte nur die Hand ausstrecken, um sich die
rtheile des Sieges ganz anzueignen. Sir Arthur
llesley wollte mit dem einen Theile seiner Armee
h Torres Vedras, auf der kürzesten Verbindungs-
ie der Franzosen mit Lissabon, vorrücken, und mit
n andern die geschlagene Armee verfolgen, so daß
se nur auf Umwegen und durch ein im Aufstande
indliches Land nach Lissabon hätte entkommen kön-
n. Unglücklicherweise ging jetzt die Zeit von Sir

haftigkeit und sein Talent den Kolonnenangriff, Napoleon's Lieblingsmanöver, auf die angezeigte Weise zu Schanden gemacht hatte.



Arthur Wellesley's Oberbefehl zu Ende. Sir Harry Burrard hatte während des Gefechts seine Landung bewerkstelligt und mit geziemender Liberalität jedes Kommando abgelehnt, bis die Schlacht beendigt schien; da fiel es ihm aber unglücklicherweise ein, troß der Gegenvorstellungen von Sir Arthur Wellesley, des Generals Fergusson und anderer Generale, von seiner Vollmacht Gebrauch zu machen, und die weitere Verfolgung des Feindes einzustellen. Er hielt diese für zu gewagt, weil der Feind an Reiterei überlegen war, und mochte auch wohl einen zu hohen Begriff von der französischen Taktik haben. Und so schien der Sieg von Vimeira, wie so mancher andere, den die Engländer erfochten, in seinen nächsten Resultaten auch wieder verkümmert zu werden; man sah wieder einen jener zahlreichen Fälle, wo die Soldaten, im Vertrauen auf ihren Muth und auf ihre Waffen, den Sieg erfechten, den ihr General unbenützt läßt, weil er in seine Geschicklichkeit und seine Talente ein nicht minder gerechtes Mißtrauen setzt.

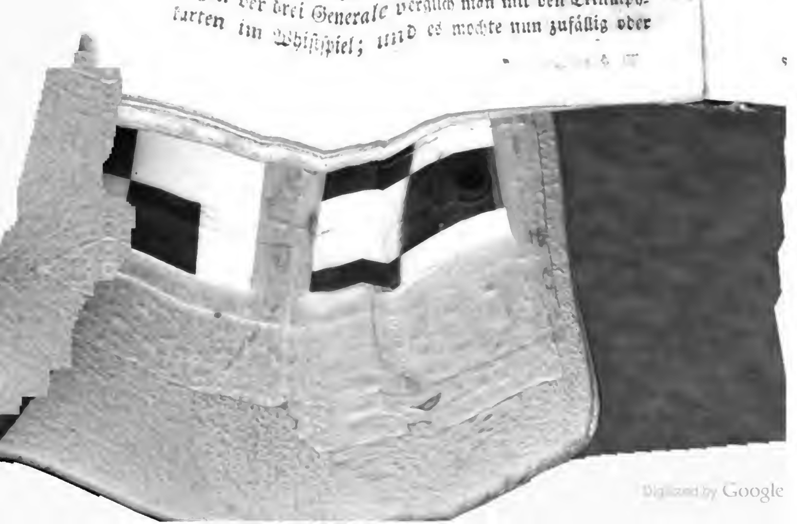
Mittlerweile trat Sir Hew Dalrymple, der auf einer Fregatte von Gibraltar kam, an die Stelle von Sir Harry Burrard, wie dieser an die Stelle von Sir Arthur getreten war; und so geschah es, daß die englische Armee in Zeit von vierundzwanzig Stunden drei Obergenerale zählte. Aber ehe noch Sir Hew Dalrymple ans Land stieg, konnte der Sieg nicht mehr weiter verfolgt werden — denn es war den

Franzosen bereits gelungen, die Stellung von Torres Vedras zu gewinnen, von welcher Sir Arthur Wellesley sie hatte abschneiden wollen. Dieser General wußte schon damals, wie diese Stellung zur Vertheigung und Behauptung von Lissabon benützt werden könne.

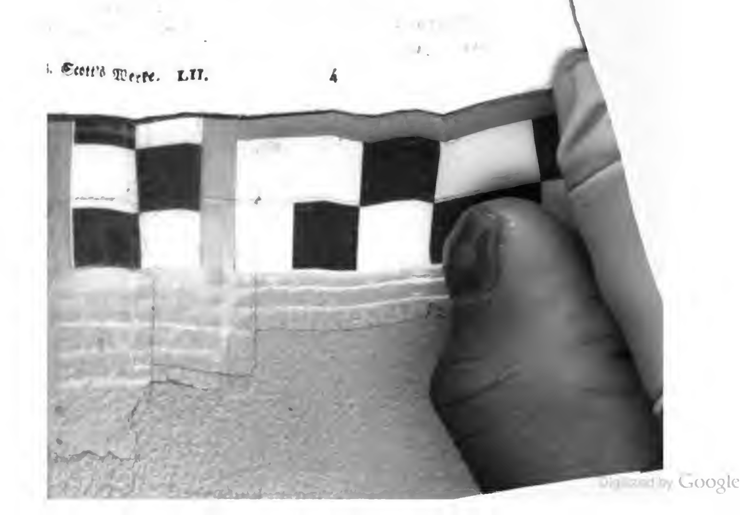
Aber Junot hatte in der Schlacht von Vimeira zu großen Verlust erlitten, und mit zu vielen Hindernissen zu kämpfen, als daß er an eine hartnäckige Vertheidigung hätte denken können. Die siegreiche brittische Armee stand vor ihm — die Insurgenten, durch den Ausgang der Schlacht ermuthigt, waren auf seinen Flanken — in seinem Rücken konnte die englische Flotte operiren — und die volkreiche Stadt Lissabon selbst konnte nur mit einer großen Truppenmacht im Zaum gehalten werden Zudem konnten die spanischen Armeen, zufolge der Vortheile, die sie in Andalusien errungen hatten, in Portugal eindringen und in Gemeinschaft mit den Engländern operiren. Durch diese Umstände bewogen, schlug der französische General jene Räumung von Portugal, seiner Städte und Festungen vor, die nachher durch den Vertrag von Cintra genehmigt wurde. Zufolge dieser Convention sollten die Franzosen mit ihren Waffen, ihrem Geschütz und Eigenthum — worunter auch die Beute, die sie den Portugiesen abgenommen hatten, begriffen war — zu Schiff in ihr Vaterland gebracht werden. Eine russische Flotte im Tajo, unter dem Befehl des

Admirals Siniavin, wurde, wie es hieß, den Engländern in Gewahrsam gegeben; so ungern bedienten wir uns gegen Rußland der Sprache und der Praxis des Krieges, obgleich die beiderseitigen Staaten offenkundige Feinde waren. In militärischer Hinsicht wußten die brittischen Generale gegen die Convention nichts einzuwenden. Sir Arthur Wellesley, der wahrscheinlich besser, als seine Kollegen, einsah, wie sehr sich der Krieg in die Länge ziehen könne, nachdem man den günstigen Augenblick zur Benützung des Sieges versäumt hatte, hielt die Räumung von Portugal, mit seiner Seeküste, seinen Häfen, seinen Festungen, seiner östlichen, eine so leichte Verbindung mit Spanien gewährenden Grenze für einen höchst wichtigen Vortheil, den man durch die den Franzosen bewilligten Bedingungen sehr wohlfeil erkauft habe.

Aber das englische Volk sah die Convention von Cintra in einem ganz andern Lichte. Es überläßt sich gern den übertriebensten Hoffnungen, und wird begreiflicherweise sehr aufgebracht, wenn diese unerfüllt bleiben. Das Publikum war überhaupt nie so sehr zum Tadel geneigt; und obgleich in diesem Falle sein Aerger auf Unwissenheit und Vorurtheilen beruhte, so waren doch einige Umstände bei dieser Verhandlung allerdings geeignet, den allgemeinen Unwillen einigermaßen zu rechtfertigen. Das Aufeinanderfolgen der drei Generale verglich man mit den Triumphkarten im Whistspiel; und es mochte nun zufällig oder



ötlich Statt gefunden haben, so schien es doch einer fast lächerlichen Unentschlossenheit zu zeigen. ann lag es am Tage, daß der jüngste von diesen eralen durch die andern verhindert worden sey, n Sieg zu verfolgen, und daß man dieser Einitung die Convention zu verdanken hatte, die Eng- als nachtheilig für Portugal und als schimpflich sich selbst anzusehen nun einmal entschlossen schien. Untersuchungsgericht stellte die Sache, in Bezie- z auf die beiden ältern Generale, etwas günstiger indem denselben nichts anderes zur Last gelegt de, als daß sie den Fall, vielleicht aus zu großer sicht, nicht recht beurtheilt hatten. Aber der Un- : des Volks, der sich bei dieser Gelegenheit unver- n aussprach, blieb nicht ohne wichtige Folgen; dieser Zeit an ward es, abgesehen von einigen nen Fällen, verhältnißmäßig schwer und gefährlich, Kommando irgend einer Unternehmung einen zier in Vorschlag zu bringen, der sich nicht h seine Talente das Zutrauen des Volks erwor- hatte.



Drittes Kapitel.

Duplicität Napoleon's bei seiner Rückkehr nach Paris. – Offizielle Anzeigen im Moniteur; — sie sind elend und schimpflich. — Zwei Berichte von Champagny, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Sie weichen von einander ab; — in dem zweiten wird auf eine Aushebung von 80,000 Mann angetragen; — sie wird vom Senate bewilligt. — Uebersicht der Verhältnisse Frankreichs zu den verschiedenen europäischen Mächten. – Geist der Widersetzlichkeit in Deutschland. – Rußland. — Napoleon und Alexander kommen am 27ten September zu Erfurt zusammen und scheiden, wie es scheint, als gute Freunde am 17ten Oktober. — Wirkliche Gesinnungen der beiden Selbstherrscher. — Ihr gemeinschaftliches Schreiben an den König von Großbrittannien, worin sie den Frieden auf die Basis des uti possidetis vorschlagen. — Warum derselbe abgelehnt wird. Verfahren in Spanien. – Catalonien. — Romana kehrt nach Spanien zurück. – Die Armeen von Blacke, Castanos und Palafox. — Expedition des Generals Moore. — Dessen üble Meinung von der spanischen Sache. — Seine Plane. — Niederlage von Blacke und Castanos. — Verräherei des Morla. — Sir John Moore zieht sich nach Corunna zurück. — Unglück auf dem Marsche. – Schlacht von Corunna und Tod des Sir John Moore.

In keiner Periode seiner Geschichte zeigte sich Buonaparte in einem gemeineren und verächtlicheren Lichte, als unmittelbar nach dem Ausbruche der spanischen Revolution. Als größeres Unglück auf ihn einstürmte, gab der Muth, mit dem er gegen sein böses Geschick ankämpfte, seinen vergeblichen Anstrengungen die Würde der sinkenden Größe; aber in dem vorliegenden Falle erschien er vor Frankreich und vor Europa in der schmählichen Stellung eines Mannes, der durch selbstische Gier zu einem großen Verbrechen

verleitet, nichts als Schande und durchaus keinen Vortheil davon geerntet, und sich im Gegentheil, in Beziehung auf das Resultat seines frevelhaften Beginnens, eben so kurzsichtig, als gewissenlos in der Wahl seiner Mittel gezeigt hatte. Dießmal, wie in so vielen andern denkwürdigen Fällen, erwies sich die Ungerechtigkeit zugleich als die größte Thorheit.

Nachdem er wie im Triumphe nach Paris zurückgekommen, beobachtete Buonaparte eine zeitlang ein gänzliches Stillschweigen über die Angelegenheit der Halbinsel; er begnügte sich, zu versichern, daß Alles gut gehe, und daß die wenigen, von englischen Agenten erregten Unruhen durch die Weisheit des Staatsrathes und den bereitwilligen Beistand der guten Bürger unterdrückt worden seyen, die für Spanien überall kein Heil sähen, als in der Erneuerung des bourbonischen Familienvertrags in der glücklicheren Dynastie Napoleon's. Um diesen Angaben Glauben zu verschaffen, wurden in den — Spanien zunächst gelegenen — Provinzen verschiedene Nachrichten in Umlauf gesetzt, die darauf berechnet waren, den Insurgenten Muth und Hoffnung zu nehmen. So mußte Herr von Champagny an den Präfecten des Departements der Gironde schreiben, Georg der Dritte, König von England, sey gestorben; sein Nachfolger, Georg der Vierte, habe sogleich eine gänzliche Veränderung mit dem Ministerium vorgenommen, so daß sich sogleich die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens erwarten lasse.

Eben dieser Artikel ward auch mit den andern ähnlichen in das offizielle Blatt zu Madrid aufgenommen.

Aber ein solches Lügensystem gleicht einem nicht recht gehärteten Schwerdte, das in der Hand desjenigen, der damit einen Hieb führen will, nicht nur gerne zerbricht, sondern ihn auch durch die Splitter verwunden kann. Die Wahrheit kam allmählig an den Tag. Es ließ sich nicht länger verheelen, daß das Königreich Portugal seine Unabhängigkeit wieder erlangt habe — daß Junot und seine Armee aus Lissabon vertrieben worden — daß Dupont im Süden von Spanien sich ergeben — daß König Joseph Madrid habe verlassen müssen — und daß in allen Häfen der Halbinsel, die im Monate März den brittischen Schiffen gleichsam hermetisch verschlossen gewesen, die Engländer jetzt als Freunde und Alliirte aufgenommen würden. Auch konnte man es sich selbst nicht leugnen, daß alle diese Unfälle die Frucht der unbändigen Herrschsucht Napoleon's seyen, der, nicht zufrieden, über die Hülfsquellen Spaniens im Namen seines angestammten Herrschers nach Gefallen zu verfügen, durch Anmaßung der höchsten Gewalt das Volk in Wuth gebracht, und aus einem gefälligen Alliirten einen tollen und unerbittlichen Feind gemacht hatte. Es war selbst für die Keckheit und die Talente Napoleon's keine leichte Sache, diese Mißgriffe und ihre Folgen, wenn gleich beschönigt und bemäntelt, vor

ganz Frankreich einzugestehen. Auch müssen wir bekennen, daß die Aussagen eines Missethäters, der, zum Geständniß seines Verbrechens gebracht, die gräßlicheren Umstände desselben zu verbergen, andere zu entschuldigen sucht, uns nicht elender und verächtlicher vorkommen, als die unredliche, ungereimte und unmännliche Darstellung, die Napoleon in seinem offiziellen Blatte zu Besten gab, als die Wahrheit sich nicht länger verbergen ließ, und vielleicht noch durch Uebertreibungen entstellt, ruchbar werden mußte.

Auf einmal erschien am 4ten September im Moniteur, der sich bis dahin meistens nur mit wissenschaftlichen Details, lyrischen Gedichten oder Theaterkritiken abgegeben hatte, ein umständlicher und aufgestutzter Bericht über den Aufstand in Spanien. Auf die blutigen Ausschweifungen der Insurgenten ward der Accent gelegt, die von den französischen Armeen errungenen Vortheile wurden vergrößert, ihre Verluste, welche sie erlitten, verkleinert oder übergangen. Von Dupont hieß es, er habe sich wie ein Narr oder ein Verräther benommen. Von dem, was Saragossa während der Belagerung gelitten, geschah ausführliche Meldung; des Resultats ward nicht gedacht. Am meisten erhob man den Sieg von Medina del Rio Secco, und den Rückzug des Königs Joseph aus Madrid schrieb man dem Umstande zu, daß die Luft dieser Hauptstadt der Gesundheit des Königs nicht zusage. Es waren zwei Berichte über die spanischen

Angelegenheiten, beide von Champagny, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, verfaßt, und beide an den Kaiser gerichtet. Durch den ersten sollte das Verfahren Napoleon's gegen Spanien gerechtfertigt werden. Er war angeblich am 14ten April in Bayonne erstattet worden, d. h. zu einer Zeit, wo sich Buonaparte wenig um die Rechtsfrage bekümmerte, weil er die Sache mit Gewalt durchsetzen zu können glaubte, und überzeugt war, daß der Vortheil und die Ehre, die für Frankreich aus der Unterjochung Spaniens erwuchsen, diese in den Augen der großen Nation ohne Weiters rechtfertigen würden. Nachdem aber seine ersten Versuche fehlgeschlagen hatten und weitere Anstrengungen nöthig wurden, mußte man die Sache populär machen und zeigen, daß die Maßregeln, die zum Zwecke führten, wenigstens der Politik gemäß, wenn auch nicht moralisch und gerecht seyen.

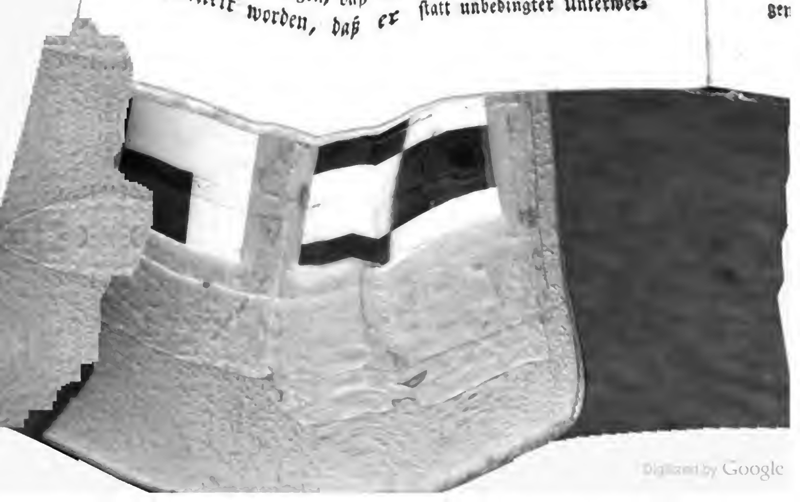
Um die Wahrheit zu sagen, so befaßt sich der Bericht nur mit dem ersten Punkte. Von den feindlichen Gesinnungen der spanischen Regierung gegen Frankreich und von dem Manifest des Godoy zur Zeit des preußischen Krieges geschieht nur flüchtige Erwähnung; das Hauptprincip, auf das sich Herr von Champagny beruft, und das er gerazu aufstellt, ist weiter nichts, als ein grobes und unwürdiges Sophisma. „Was durch die Politik geboten ist," sagt dieser Staatsmann, „muß nothwendig auch der Gerechtigkeit angemessen seyn." So stellt er unum-

wunden das Nützliche dem Ehrbaren und Würdigen geradezu entgegen; oder, mit andern Worten, er rechtfertigt die Immoralität der Handlung durch die Größe der Versuchung. Dieß ist aber dasselbe Princip, das den Räuber auf die Straße führt, und nach welchem überhaupt jede Schandthat verübt wird, mit Ausnahme jener selteneren Gräuel, deren Beweggrund nicht ausfindig zu machen ist. Um seine Logik auf den gegebenen Fall anzuwenden, setzt Champagny die verschiedenen Vortheile auseinander, die für Frankreich aus einer innigeren Verbindung mit Spanien erwachsen würden — die dadurch gegebene Leichtigkeit, das Continentalsystem gegen England durchzusetzen — die Nothwendigkeit, daß Spanien von einem Fürsten regiert werde, auf dessen treue Anhänglichkeit Frankreich sich verlassen könne — die Zweckmäßigkeit, ein Werk, welches das Ziel der Politik Ludwigs des Vierzehnten gewesen, von Neuem zu beginnen. Nachdem er solchergestalt gezeigt hat, wie vortheilhaft es für Frankreich seyn würde, sich der Krone und der Rechte Spaniens zu bemächtigen, glaubt der Berichterstatter seine Aufgabe gelöst zu haben, und faßt seinen Antrag in folgenden merkwürdigen Worten zusammen: — „Die Politik verlangt von Euer Majestät eine große Maßregel — sie wird von der Gerechtigkeit gutgeheißen — und ist durch die spanischen Unruhen schlechterdings geboten.“

In seinem zweiten, am ersten September zu Pa-

ris ausgefertigten Berichte führt Herr von Champagny eine andere, noch ominösere Sprache. Nach einer etwas dunkeln Andeutung, daß das Gold und die Umtriebe Englands Unruhen in Spanien bewirkt, und die Absichten Seiner kaiserlichen Majestät, dieses Land zu beglücken, vereitelt hätten, beschwört er mit der Ehrfurcht, mit der ein Priester zu seinem Götzen betet, den Kaiser Napoleon, er wolle doch nicht zugeben, daß die Anarchie sich über Spanien verbreite, und daß die brittische Flagge, die aus der Ostsee und der Levante verwiesen worden, triumphirend an den Küsten des Königreichs wehe, das Frankreichs nächster Nachbar sey. Nachdem er auf diese Weise mittelbar zu verstehen gegeben hat, daß Spanien aufgestanden sey, und daß die englische Flotte an dessen Küsten den Meister spiele, faßt der Berichterstatter ein edles Vertrauen in die Macht und die Gewalt dessen, den er anrief. — „Nein, Sire, das darf nicht seyn. Zwei Millionen brave Männer sind bereit, wenn es seyn muß, über die Pyrenäen zu gehen und die Engländer aus der Halbinsel zu verjagen; wenn die Franzosen für die Freiheit der Meere kämpfen wollen, so müssen sie vor allen Dingen Spanien dem englischen Einflusse entziehen."

Es kommt in diesem Berichte noch manches vor, um die französische Nation wenigstens mittelbar davon zu benachrichtigen, daß des Kaisers Plan auf Spanien vereitelt worden, daß er statt unbedingter Unterwer-



fung einmüthiger Widerstand gefunden; und daß von Seiten Frankreichs die größten Opfer nöthig seyen, um den Kaiser in den Stand zu setzen, das, was er so unvorsichtig unternommen, vollends auszuführen. Außer diesen so höchst dringenden spanischen Angelegenheiten wurden aber auch die Verhältnisse mit Oesterreich als solche bezeichnet, welche die Aufmerksamkeit Frankreichs und die Vermehrung seiner Streitkräfte erforderten, indem Oesterreich in der neuesten Zeit auch die seinigen bedeutend verstärkt habe. Durch all' dieses sollte der Antrag auf eine neue Aushebung von 80,000 Mann, mit welchem der Bericht schloß, begründet werden.

Der Senat, dem diese Berichte zugleich mit einer Botschaft vom Kaiser mitgetheilt wurden, ermangelte nicht, diese neue Tratte auf die französische Bevölkerung, oder vielmehr auf das Fleisch und das Herzblut derselben zu bestätigen. Wie der Richter in dem Drama, aber ohne Bedauern und ohne Gegenrede, bewilligte er die Forderung des unerbittlichen Gläubigers. „Der Gerichtshof gestattete und das Gesetz gab es.“ „Der Wille Frankreichs,“ sagten diese knechtischen Senatoren, „ist einerlei mit dem Willen des Kaisers. Der Krieg mit Spanien ist politisch, gerecht und nothwendig.“

So mit all' der Macht ausgerüstet, die ihm sein gewaltiges Reich geben konnte, wollte Napoleon in eigener Person das Geschäft übernehmen, den spanischen

Aufstand zu unterdrücken und die Engländer, die Bundesgenossen der Insurgenten, aus der Halbinsel zu vertreiben. Während aber alle Anstalten nach dem größten Maßstabe zum Behuf einer Unternehmung getroffen wurden, deren Schwierigkeiten er durch Erfahrung kennen gelernt hatte, wollte er vor allen Dingen sich selbst überzeugen, ob und in wiefern seine Verhältnisse zu den wenigen, noch einigermaßen unabhängigen europäischen Mächten durch das Mißlingen seiner Plane in Spanien verschlimmert worden seyen.

Seit dem Frieden von Preßburg, durch den seine Macht so sehr verkümmert wurde, glich Oesterreich einem niedergeworfenen Fechter, dem es nicht am Willen, aber an Kraft fehlt, den Kampf wieder zu beginnen. Im Jahre 1806 war seine Freundschaft von Nutzen für Napoleon, der damals mit Preußen und Rußland zu thun hatte. Die Abtretung von Braunau und einiger Gebietstheile an der Mündung des Cattaro war der Lohn, den Oesterreich für seine Neutralität von Frankreich erhielt. Aber in den Jahren 1807 und 1808 begann die österreichische Regierung, die mehr Verdruß über das, was man ihr abgenommen, als Dank für das, was man ihr gelassen hatte, fühlte, in Beziehung auf das Kriegswesen die größte Thätigkeit zu entwickeln. Es wurden Mißbräuche abgestellt, eine bessere Disciplin eingeführt, ehemalige Soldaten wieder zum Dienst berufen, neue Aushebungen nach einem großen Maßstabe veranstaltet, Re-

servearmeen gebildet, in allen Provinzen Landwehren oder Nationalgarden errichtet, und, wie die Miliz in England, zum Dienst verpflichtet, auch die Linientruppen bedeutend vermehrt. Der ungarische Landtag hatte 12,000 Rekruten für das Jahr 1807 und 80,000 für das Jahr 1808 bewilligt, 80,000 Mann, worunter 30,000 Reiter, bildeten die furchtbare Reserve dieses kriegerischen Landes. Alles deutete auf Krieg, so sehr auch die Antworten des Hofes auf die Vorstellungen Frankreichs die Liebe zum Frieden verriethen.

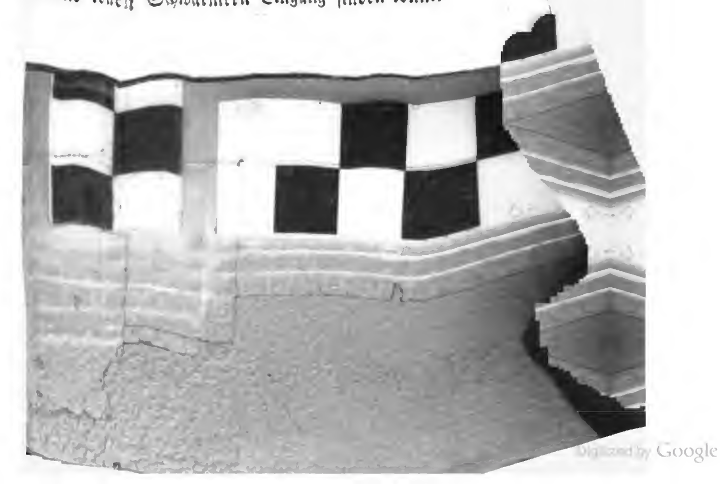
Allein die Rüstungen Oesterreichs waren es nicht allein, die den deutschen Horizont zu trüben schienen. Napoleon hatte das Streben Oesterreichs vereitelt und seinen Armeen getrotzt, zu einer Zeit, wo dessen Macht noch viel bedeutender war. Dagegen war in Deutschland, besonders in dessen nördlichen Provinzen, allmählig ein Geist erwacht und erstarkt, der sich mit der Herrschaft Frankreichs oder jeder andern fremden Macht im ehemaligen deutschen Reiche nicht länger vertrug.

Das Verschwinden verschiedener kleiner Staaten, denen die schonungslose Gewalt der französischen Usurpation ein Ende gemacht hatte, und das allgemeine Unterdrückungssystem, durch welches das ganze Land mehr oder weniger litt, hatten die Scheidewand, die zwischen den verschiedenen deutschen Volksstämmen bestand, niedergerissen; und wie Blutsverwandte, die unter dem Drucke einer gemeinschaftlichen Noth ihren

unterbrochenen freundschaftlichen Verkehr wieder herstellen, so vergaßen die Deutschen, daß sie Hanoveraner, Hessen, Sachsen, Preußen wären, um sich zu erinnern, daß sie als Deutsche nur Eine Sache zu verfechten, nur Ein ihnen allen zugefügtes Unrecht zu rächen hätten. Weniger feurig als die Spanier, aber nicht weniger eines tiefen und leidenschaftlichen Gefühls fähig, nährten die deutschen Jünglinge, besonders diejenigen, die den Wissenschaften oblagen, in ihrem Busen und mit Vorsicht einen tiefen Haß gegen die französischen Eroberer und den ernsten Entschluß, die erste beste Gelegenheit zur Wiederherstellung der Nationalselbstständigkeit zu benützen.

Die tausend Pressen in Deutschland konnten doch nicht alle zum Schweigen gebracht werden, so sehr es sich auch die Polizei Napoleons angelegen seyn ließ, politische Schriften überall zu unterdrücken, wo sie Eindruck machen konnten. Aber das Gefühl, das jetzt unter der deutschen Jugend herrschte, war von der Art, daß es nicht durch Ermahnungen und durch Anführung von Gründen, die sich unmittelbar und ausdrücklich auf den Gegenstand bezogen, gestärkt werden durfte. Jegliches Buch, von der heiligen Schrift bis zum flachsten Roman herab; jede poetische Sentenz aus den Schriften eines Schiller oder eines Goethe, selbst das gemeinste Gassenlied — ließ sich als Losungswort oder als Kriegsgeschrei benützen. Die herrschenden Meinungen gaben, je weiter sie um sich griffen,

zu der Stiftung geheimer Vereine, welche die
ung Deutschlands zum Zwecke hatten. Der be-
:ste von diesen war der sogenannte Tugendbund.
ungen Akademiker traten mit vielem Eifer und
o lieber in diese Brüderschaften, weil diesel-
durch die Burschenschaften oder die Lands-
schaften auf den Hochschulen schon eingeleitet
t, und weil die Idee von geheimen Gerichten,
inalen und Umtrieben in der Geschichte Deutsch-
einheimisch und höchst interessant für ein Volk
das am Geheimnißvollen und Schrecklichen Ge-
ick findet. Die Professoren auf den Hochschulen
a dieser patriotischen Stimmung nicht in den
· oder sie beförderten sie wohl gar, indem sie ih-
Schülern die Pflicht einschärften, sich der Befreiung
Deutschland — das jetzt Teutonia hieß — zu weihen.
Die Franzosen, deren Denkart derjenigen der Deut-
so ganz entgegengesetzt ist, sahen all' dieß mit
chtung und Spott. Sie lachten über das Ge-
kel von Jünglingen, die sich mit einer Art
politischer Maurerei befaßten, und nannten
patriotische, der Befreiung Deutschlands ge-
nete Gesinnung, eine ideologische Verirrung,
) welchen Spottnamen der französische Gewalt-
r jede nicht auf der praktischen Grundlage der
)ſtsucht beruhende Theorie zu bezeichnen pflegte,
von der er glaubte, daß sie nur bei jungen Hitz-
:n und tollen Schwärmern Eingang finden könne.



Napoleon erkannte und würdigte indessen den wachsenden Einfluß dieser volksthümlichen Meinungen weit richtiger, als man aus seinen Aeußerungen hätte schließen sollen. Er wußte, daß man mit Hülfe der Gewalt eine Regierung stürzen oder verändern, eine Armee schlagen und vernichten kann, daß aber das Prinzip des Widerstandes gegen Unterdrückung, wo es einmal Wurzel gefaßt hat, immer weiter um sich greift, je mehr die Bekenner desselben verfolgt werden. Der Erbe der Revolution sprach über diese Dinge, wie nur der legitimste Monarch hätte thun können; er eiferte gegen den Tugendbund, indem er versicherte, daß die Lehre desselben geeignet sey, das ganze Gebäude der gesellschaftlichen Ordnung über den Haufen zu werfen.

Wegen der drohenden Stellung, die Oesterreich zu nehmen schien, und wegen der Verbreitung antigallischer Grundsätze und Gesinnungen in Deutschland, hielt es Buonaparte für nothwendig, sich der Freundschaft des russischen Kaisers zu versichern. In einer so wichtigen Angelegenheit seinen Ministern nur wenig vertrauend, wünschte er eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander, wozu sich dieser auch willig finden ließ. Wir haben bereits bemerkt, wie eine solche unmittelbar von den Herrschern gepflogene Unterhandlung ihrer Würde nicht angemessen ist und der Aufrechthaltung der Traktate keine weitere Gewähr gibt. Es ist unziemlich für sie, entge-

gegenzukommen, zurückzutreten, zu verzichten, auf einen schon abgehandelten Gegenstand wieder zurückzukommen, auf etwas zu beharren oder sich zu Ausflüchten zu bequemen — mit einem Wort dasjenige zu thun, was bei jeder Unterhandlung mehr oder weniger vorkommen muß. Zu gleicher Zeit sind solche persönlich geführte Unterhandlungen für die Fürsten schmeichelhaft, wenn sie zu beweisen scheinen, daß sie ihre Minister entbehren können; und in sofern mögen sie Gefallen daran finden.

Buonaparte und Alexander kamen zu Erfurt am 27. September mit demselben Anschein von Herzlichkeit zusammen, mit dem sie früher von einander geschieden waren — ihre Freundschaft schien auch nicht durch einen Schatten von Verdacht getrübt. Die glänzendsten Feste verherrlichten ihre Zusammenkunft, und die Theater von Paris sandten ihre vortrefflichsten Schauspieler, um auch ihre Abende zu beleben.

Unter diesen Genüssen ward jedoch die Politik nicht hintangesetzt, und Buonaparte fand seinen großen Bundesgenossen so gefällig, als zu Tilsit. Alexander bestätigte nicht nur die Sache mit Spanien, sondern auch den weitern Akt, durch welchen Napoleon sich das Königreich Hetrurien zueignete, das, zufolge des ersten, zu Tilsit vorgelegten Planes, dem entthronten Ferdinand hätte angewiesen werden sollen. Der Czaar bedung sich dagegen seinerseits aus, daß Buonaparte auf keine Weise Rußland verhindern solle, sich auf

Kosten der Türkei zu vergrößern. Er versprach auch, im Falle eines Kriegs mit Oesterreich, als Alliirter Napoleon's aufzutreten. Dazu war er allerdings traktatenmäßig verpflichtet, und er konnte sich dieser Verbindlichkeit auf keine Weise entziehen. Die Konferenzen zu Erfurt endigten am 17ten Oktober, wie sie begonnen hatten, mit den glänzendsten Festen. Ein solches ward auch auf dem Schlachtfelde von Jena gefeiert, wo Preußen, der hülflose Bundesgenosse Alexanders, einen so schrecklichen Schlag erlitten hatte.

Trotz all dieser Zeichen von Herzlichkeit zwischen den Kaisern ist es doch wahrscheinlich, daß Alexander auch ohne die Erinnerungen, die dieses Schlachtfeld wecken mußte, nicht ohne geheime Eifersucht auf seinen mächtigen Bundesgenossen sehen mochte. Er sah sogar bereits die Möglichkeit ein, daß er sich mit demselben entzweien könnte, und wünschte daher recht sehr, daß Oesterreich seine Hülfsquellen nicht in einem übereilten Kriege verschleudern möge, in welchem er gegen dasselbe würde Partei nehmen müssen. Auch kehrte Napoleon nicht mit demselben unerschütterten Vertrauen auf seinen kaiserlichen Freund von Erfurt zurück. Eine Heirath zwischen dem französischen Kaiser und einer der russischen Großfürstinnen war auch wieder zur Sprache gekommen, und, angeblich wegen der Verschiedenheit der Religionen, abgelehnt worden. Man hat behauptet, die Kaiserinn Mutter sowohl, als

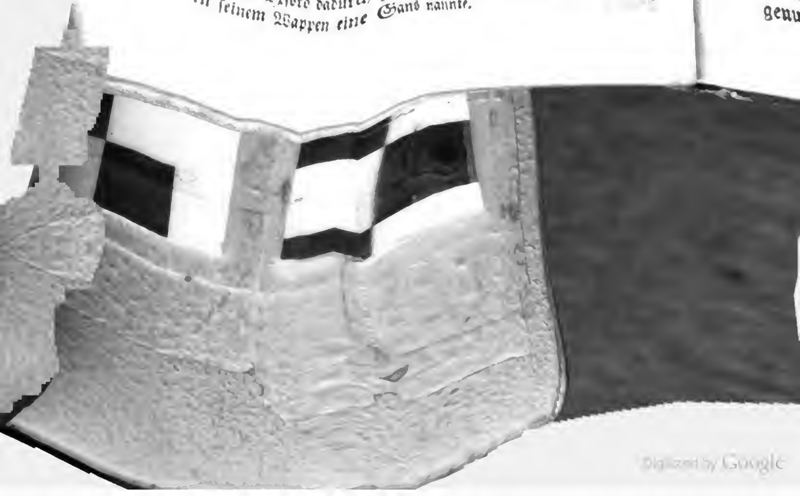
die regierende Kaiserinn hätten nichts von dieser Heirath gewollt, und sich dabei auf den Charakter Napoleon's und die Unrechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf die ihm gewordene Größe berufen. Ein solcher Vorschlag konnte auch mit der größtmöglichen Schonung und Zartheit nicht abgelehnt oder beseitigt werden, ohne daß sich Napoleon persönlich verletzt fühlte; und da es ihm nicht entgehen konnte, daß noch etwas anderes, als der Religionsunterschied seinem Wunsche im Wege stehe, so mußte er sich noch mehr beleidigt und beschimpft fühlen. Obgleich aber zwischen diesen beiden großen Herrschern nicht mehr dieselbe Herzlichkeit bestand, so waren sie doch durch ihr gegenseitiges Interesse noch immer so eng verbunden, daß Napoleon auf den dermaligen Beistand Rußlands zählen konnte. Um diese Verbindung noch weiter zu bestätigen, und ihre gegenwärtige Freundschaft der ganzen Welt recht laut zu verkünden, erließen die beiden Kaiser ein gemeinschaftliches Schreiben an den König von Großbrittannien, worin sie einen allgemeinen Frieden vorschlugen, und zwar auf die Basis des *uti possidetis*, nach welchem die contrahirenden Mächte im Besitze alles dessen, was sie im Kriege an sich gebracht hatten, bleiben sollten. Dieser Vorschlag ward, wie man voraussehen konnte, von Großbrittannien durch die Forderung erwiedert, daß auch die spanische Regierung und der König von Schweden an den Friedens-Unterhandlungen Theil nehmen müßten.

Allein das Schreiben der beiden Kaiser that immerhin seine Dienste, indem es zeigte, wie innig Frankreich und Rußland verbunden seyen; und im Vertrauen hierauf sah sich Napoleon im Stande, die gigantische Macht, die er bereits aufgebracht hatte, zur Unterjochung Spaniens und zur Vertreibung der „scheußlichen Leoparden“ *), wie er die englischen Banner zu nennen beliebte, zu verwenden.

Mittlerweile waren die Spanier ihrer Sache nicht untreu geworden. Sie hatten die oberste Leitung der Angelegenheiten ihres bedrängten Königreichs einer obersten oder Centraljunta übertragen, die, aus Abgeordneten von allen Provinzialjunten zusammengesetzt, ihren Sitz in der wieder eroberten Hauptstadt aufschlug, und alles, was sie vermochte, that, um den Widerstand gegen die eingedrungenen Fremden zu betreiben. Allein ihre Anstrengungen wurden, ob sie gleich weder unklug noch unzeitig waren, bedeutend durch zwei Hauptursachen geschwächt, die beide aus derselben Quelle entsprangen.

Die Eintheilung Spaniens in mehrere von einander geschiedene, nur wenig mit einander verbundene

*) Es war eine kleinliche und kindische Eigenheit von Buonaparte, daß er in seinem Aerger über die brittische Nation die Löwen auf der brittischen Flagge, die seit 500 Jahren in dem Wappen Englands vorkommen, stets Leoparden nannte. Dieser Groll gleicht demjenigen jenes armen Bürgers, der sich an dem Grafen von Oxford dadurch zu rächen glaubte, daß er den Schwan in seinem Wappen eine Gans nannte.



Provinzen und Königreiche hatte zwar, wie wir bereits bemerkt haben, dem Aufstande keinen geringen Vorschub geleistet, in sofern jede Provinz, um das Schicksal der andern oder der Hauptstadt unbekümmert, ihre eigenen Widerstandsmittel entwickelte; als aber der Krieg einen allgemeineren Charakter annahm, so fanden die Verordnungen der obersten Junta keinen rechten Gehorsam. General Cuesta, dessen reiner und redlicher Patriotismus durch seinen hochmüthigen, dünkelhaften und unbotmäßigen Charakter in Schatten gestellt würde, war der erste, der das unselige Beispiel des Ungehorsams gegen diejenigen gab, die man zu Vertretern der höchsten Gewalt bestellt hatte. Er ließ zwei Mitglieder der obersten Junta ins Gefängniß werfen, weil er durch die Wahl derselben sich in seinen Rechten als Generalkapitain von Castilien und Leon verletzt glaubte, und beging, indem er durch einen solchen Gewaltstreich die Eintracht der Patrioten störte, einen Fehler, den er durch seine Energie und aufrichtige Vaterlandsliebe in der Folge kaum wieder gut machen konnte.

Zu dieser auch noch durch andere Beispiele bekundeten Nichtachtung dessen, was die oberste Junta verfügte, kam noch ein anderer, höchst nachtheiliger und weitgreifender Irrthum, der aus derselben Quelle floß. Jede einzelne Provinz glaubte, zufolge der hohen Meinung, welche die Bewohner von sich hatten, sich stark genug, ihr eigenes Gebiet beschützen zu können, und

sah die Nothwendigkeit nicht ein, oder wollte sie nicht einsehen, einen Theil ihrer besondern Streitmacht zur Vertheidigung des ganzen Staatsgebietes abzugeben. Diejenigen, die ihren eigenen Herd und Altar mit dem kräftigsten Muthe, und oft mit Glück vertheidigt hatten, hörten nicht so willig, als es die Klugheit gebot, auf den Ruf, der sie an die Grenze zur Vertheidigung des ganzen Staatsgebiets aufrief. Sie hatten sich unglücklicherweise daran gewöhnt, die unermeßliche Macht, von der sie überzogen werden sollten, zu gering anzuschlagen, und begriffen nicht, daß zur Sicherung der entfernteren Bezirke der Krieg mit der vereinigten Macht des ganzen Königreichs geführt werden müsse. Zu dieser Verrechnung gesellte sich noch ein Fehler des Nationalcharakters, über den sich Wilhelm der Dritte von England, als Obergeneral einer Armee, zu der Spanien auch ein Contingent gestellt hatte, schon vor einem Jahrhundert bitterlich beklagte. „Die spanischen Generale waren so stolz auf den Ruf ihrer Truppen und ihres Landes," sagte dieser erfahrene Krieger, „daß sie nie zugeben wollten, es mangle ihnen an Mannschaft, Munition, Geschütz und andern Kriegsbedürfnissen, bis der Augenblick der Schlacht kam, wo es sich dann zeigte, daß es ihnen an Allem fehle, womit sie ausgerüstet zu seyn vorgegeben hatten."

Durch eben dieses übertriebene Selbstvertrauen und die selbstverschuldete Unkenntniß der feindlichen

Streitkräfte ward die Sache des Vaterlandes auch wieder bedeutend gefährdet und zu Schaden gebracht. Wenn man Truppenaushebungen und andere Rüstungen beschlossen hatten, glaubte man nur zu oft, das Beschlossene sey eben darum auch schon ausgeführt; und man hielt es für unwürdig und unpatriotisch, die Existenz desjenigen in Zweifel zu ziehen, was von der obersten oder von der Provinzial-Junta als unerläßlich bezeichnet worden war. Auf diese Weise täuschten die Spanier nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Bundesgenossen, die Britten, über den wahren Stand ihrer Hülfsquellen; die Folge davon war, daß die brittischen Officiere, durch solche Angabe getäuscht, geneigt waren, ihren Eifer in Zweifel zu ziehen oder ihren ferneren Versicherungen keinen Glauben zu schenken.

Troß dieser unseligen Fehler würde die zur Vertheidigung des Königreichs aufgebotene spanische Streitmacht diesem Geschäft vielleicht gewachsen gewesen seyn, wären sie von einem General befehligt worden, der sich durch seine höhere Energie Gehorsam zu verschaffen und den Krieg mit Rücksicht auf Zeit und den Charakter der feindlichen Armee zu führen gewußt hätte. Aber unglücklicherweise stand damals in Spanien kein Robert Bruce, kein Washington auf; und die National-Vertheidigung wurde Männern anvertraut, die von dem Kriege nur wenig verstanden, obgleich ihr Muth und ihr Eifer keinem Zweifel

unterlagen. Doch wurden diese Nachtheile durch glückliche Zufälle einigermaßen wieder aufgewogen, und eine zeitlang schien die fehlende Eintracht unter den Spaniern, und die Mittelmäßigkeit ihrer Generale durch den Muth der letztern und die Energie ihrer Untergebenen bis auf einen gewissen Grad hin ersetzt zu werden.

Die kriegerischen Bewohner von Catalonien sind, wie die Tyroler, geborne Schützen, und lassen sich unter dem Namen Somatenes oder Miquelets als leichte Truppen gebrauchen. Sie standen fast alle unter den Waffen, und unternahmen es, von etwa 4000 Mann andalusischer Truppen unterstützt, ohne Magazine, ohne Kriegskasse, ohne alle militärischen Vorkehrungen, die von General Duhesme belagerte Festung Gerona zu entsetzen, und thaten dem Feinde überhaupt so vielen Abbruch, daß ein englisches Hülfskorps unter einem General, der so unternehmend und so erfahren gewesen wäre, als der Graf von Peterborough, gleich diesem tapfern Führer, Barcelona und Monjouic den Franzosen entrissen, und ihnen keinen Quadratfuß Landes in dieser Gegend gelassen haben würde. Die hiezu nöthigen Truppen hätte man aus Sicilien, wo ein beträchtliches englisches Korps sich befand, heranziehen können; an guten und erfahrenen Officieren, die die gewöhnlichen Pflichten eines Generals versehen konnten, würde es auch nicht gefehlt haben. Aber das Genie, das sich von den pedantischen Vorurtheilen des

Herkommens und des Handwerks losmacht, und zu beurtheilen vermag, in wie weit man sich auf Landsturmstruppen verlassen kann; das erfinderische Talent, das sich zu helfen weiß, wo die gewöhnlichen Mittel nur in geringem Maße oder gar nicht vorhanden sind, ist eine seltene Gabe; und unglücklicher Weise gibt es kein Mittel, die Officiere ausfindig zu machen, die damit ausgerüstet sind, wenn nicht der Zufall sie dahin stellt, wo sie ihre Fähigkeiten zeigen können.

Ein anderer, für die spanische Sache günstiger Umstand war die Rückkehr des Generals Romana nach Spanien, um zur Vertheidigung seines Vaterlandes mitzuwirken. Dieser Edelmann, einer der besten Krieger, die Spanien damals hatte, und überdieß ein sehr patriotisch-gesinnter und talentvoller Mann, befehligte das spanische Auxiliarcorps von 10,000 Mann, das Buonaparte dem Godoy abgedrungen und nach dem Norden geschickt hatte, um die Vertheidigungsmittel Spaniens, auf dessen Ueberziehung er sann, zu schwächen. Diese Truppen waren größtentheils auf der Insel Fünen in der Ostsee gewissermaßen eingesperrt, damit sie gegen den Willen Napoleons nichts erführen, was in Spanien vorging. Demungeachtet gelang es einem gewandten und verwegenen Agenten, einem katholischen Geistlichen von schottischer Abkunft, der sich Robertson nannte, und verkleidet auf die Insel kam, zwischen dem spanischen General und dem brittischen Admiral Keates

eine Korrespondenz einzuleiten, zufolge welcher Romana durch kühne und geschickte Vorkehrnngen den größten Theil seiner Truppen aus ihrer bedrängten Lage zu ziehen und nach Spanien einzuschiffen wußte. Es war der Plan dieses einsichtsvollen Officiers, aus diesem kleinen Korps von 9 bis 10.000 Mann die Einfassung einer regelmäßigen Armee durch Zerfällung eines jeden Regiments in drei Bataillons zu bilden. Ob er gleich nun dieses nicht durchsetzen konnte, so trug doch dieser Kern von Veteranen nicht wenig dazu bei, den Muth und das Vertrauen der Spanier zu beleben.

Man hatte in Spanien drei Armeen gebildet, die gemeinschaftlich mit einander operiren sollten; sie wurden auf 130,000 Mann angeschlagen, waren aber höchstens 100,000 Mann stark. Das Verpflegungswesen war bei diesen Armeen äußerst schlecht bestellt, und noch vor Eröffnung des Feldzugs mußten sie Mangel leiden. Drei selbstständige, von einander unabhängige Generale (ein Uebel des Landes und der Zeit) befehligten die spanischen Armeen. Auf der westlichen Grenze dehnte Blake seine Linie von Burgos bis Bilbao aus, und deckte diese Hauptstadt von Biscaya, in deren Besitz er sich auch behauptete. Das Hauptquartier der Centralarmee, unter Castanos, war rückwärts in Soria, während die östliche Armee, unter Palafox, sich zwischen Saragossa und Sanguesa ausdehnte, so daß die beiden Flügelkorps bis an die

Grenze vorgeschoben waren, das Centrum aber sich rückwärts befand, und die ganze Stellung die Gestalt eines Halbmonds hatte, dessen hohle Seite dem Feinde zugekehrt war. Die französischen Armeen, etwa 60,000 Mann stark, waren dagegen in dem nördlichen Spanien, das sie inne hatten, vortheilhaft aufgestellt und durch Festungen gedeckt, und erwarten die Ankunft Napoleons und der für sie bestimmten Verstärkungen, um die Offensive wieder zu ergreifen. Die Mitwirkung eines brittischen Hülfskorps ward nun ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit; und das Betragen Großbrittanniens ließ allerdings erwarten, daß von seiner Seite etwas für die spanische Sache, der es bisher fremd geblieben war, geschehen würde.

Als die beiden Kaiser von Frankreich und Rußland in Erfurt zusammen kamen, beschloßen sie, wie bereits bemerkt worden, Großbrittannien den Frieden anzubieten, entweder in der Hoffnung, daß dieser unter Bedingungen zu Stande kommen würde, die sich mit Napoleons Ansprüchen auf die Universalherrschaft und mit den Absichten Alexanders auf die Türkei vertrügen, oder aber um sich das Ansehen zu geben, als seyen sie zum Frieden geneigt. Deßhalb ward ein Schreiben an den König von England ausgefertigt und von den beiden Kaisern, die darin den Wunsch eines allgemeinen Friedens bezeigten, unterzeichnet. Die brittische Regierung erwiederte dieses Schreiben durch eine officielle Note, worin sie erklärte, der

König von England sey bereit, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen, jedoch mit Beiziehung seiner Alliirten, des Königs von Schweden und der gegenwärtigen, im Namen Ferdinands des Siebenten handelnden Gewalthaber in Spanien. Die Zulassung der genannten Mächte würde sich mit den Planen Frankreichs und Rußlands durchaus nicht vertragen haben. Das letztere hatte ein Auge auf *Finnland*, und das erstere hielt den Frieden mit England für höchst wünschenswerth, um Zeit zu gewinnen, allen Widerstand in Spanien zu unterdrücken; dieser Friede *aber* nützte ihm zu nichts, wenn die *Unabhängigkeit* Spainens durch denselben gefordert werden *sollte*. Die Unterhandlung zerschlug sich demnach, während Großbrittannien den männlichen Entschluß zeigte, mit den spanischen Patrioten gemeinschaftliche Sache zu machen.

England handelte sofort seiner Erklärung gemäß. Man beschloß, wie wir bereits gemeldet haben, die Armee in Portugal mit 10,000 Mann zu verstärken, und das Ganze wurde unter den Oberbefehl des General Moore gestellt, der in der brittischen Armee sehr beliebt und der einzige General war, den man, da der Sieger von Vimeira wegen seines geringeren Dienstalters nicht gewählt werden konnte, für fähig hielt, eine so hochwichtige Aufgabe zu lösen. Aber obgleich die englische Regierung den erforderlichen Grad von Energie zeigte, so war sie doch noch nicht hinreichend

daran gewöhnt, ihre Entschlüsse mit Schnelligkeit auszuführen.

Die Ankunft der Armee des Generals Moore wurde schon auf den 21sten August von denjenigen erwartet, die von den Absichten der Regierung am besten unterrichtet seyn konnten, und doch setzten sich Sir John Moore und seine Armee erst zu Anfang Oktobers in Bewegung, obgleich jeder Tag, der auf diese Art durch Zaudern und Unentschlossenheit verloren ging, für die Sache Spaniens von der höchsten Bedeutung war. An dieser Verspätung hatte der General, und selbst die Regierung keine Schuld. In den verschiedenen Departements des Kriegewesens war man an Eile und Anstrengung noch nicht recht gewöhnt, und diejenigen, die sich zum ersten Mal zu einer großen und entscheidenden Maßregel entschloßen, hatten noch ihre Bedenklichkeiten; selbst als die Expedition ankam, war man noch ungewiß und unentschieden.

Auch hatte Sir John Moore, der übrigens in jeder andern Hinsicht einer der ausgezeichnetsten Kriegsmänner war, eine ungünstige Meinung von dem Erfolge des spanischen Kampfes gefaßt. Er sah die Fehler und Unvollkommenheiten des von den Spaniern befolgten Systems, die allerdings höchst gefährlich schienen. Diese unabhängigen Generale — diese unbezahlte und schlecht verpflegte Armee — diese oberste Junta, die sich keinen Gehorsam verschaffen konnte — ließen in Bälde einen unglücklichen Ausgang befürch

ten, besonders wenn man dagegen die Vortrefflichkeit der französischen Armee erwog, die General Moore aus Erfahrung kannte.

Sonach mehr fürchtend als hoffend, zugleich aber auch durch Pflicht und Neigung bestimmt, der spanischen Sache einen Dienst zu leisten, glaubte er so operiren zu müssen, daß er sich im Nothfalle zurückziehen könnte, ohne einen beträchtlichen Verlust zu erleiden. Zu diesem Ende hätte er die brittische Armee gerne nach Cadix versetzt, wo ihr der Weg nach Andalusien offen stand, und im schlimmsten Falle ihre Wiedereinschiffung gesichert war. Allein die englischen Minister hatten einen kühneren und entscheidenderen Operationsplan entworfen — einen Plan, der vielleicht das Schicksal Napoleons, wenigstens in Beziehung auf Sp[illegible]n, entschieden haben würde, wenn nämlich die Spanier dasselbe Geschick wie bei Baylen, oder dieselbe Begeisterung wie bei der Vertheidigung von Saragossa bewiesen hätten, oder wenn es den brittischen Truppen gelungen wäre, sich mit den spanischen Armeen zu vereinigen, noch ehe diese vom Kaiser geschlagen und überwältigt waren. Nach diesem Plane sollten die brittischen Truppen nach dem Norden von Spanien, dem gegebenen Schauplatze der Operationen, zumal vorrücken, sich mit Blacke und den andern spanischen Armeen vereinigen, welche bestimmt waren, die Hauptstadt zu decken und den ersten Angriff des Feindes auszuhalten. Es blieb dem Urtheil des Obergenerals

überlassen, entweder zu Land von Portugal aus in Spanien einzurücken, oder seine Truppen zur See nach Corunna zu schaffen, und dann durch Gallicien auf dem kürzesten Wege an den Feind zu kommen.

Um den Plan der Regierung auszuführen, hielt es Sir John Moore für das angemessenste, seine Streitkräfte zu theilen. Er sandte 10,000 Mann unter Sir David Baird zur See nach Corunna, und beschloß, mit dem Rest seiner Armee, der etwa noch 16,000 Mann betrug, von Portugal aus nach dem Norden von Spanien zu ziehen. Das Detail der großen Kriegsoperationen war damals den englischen Generalen so wenig bekannt, daß man zum Behuf einer zweckmäßigen Anordnung des Marsches das Land nicht etwa vorerst durch geschickte Offiziere erkunden ließ, sondern sich begnügte, über die Beschaffenheit desselben die Landleute zu befragen. Die unvollkommenen Notizen, die man auf diese Weise erhielt, bestimmten den General Moore, seine Armee in fünf Divisionen abzutheilen, die nach Salamanca rücken und dort, oder zu Valladolid sich mit den Truppen des Sir David Baird, der von Corunna her erwartet wurde, vereinigen sollten. Sie traten ihren Marsch am 7ten November an; aber noch ehe diese Hülfstruppen im Felde erschienen, waren die spanischen Armeen bereits geschlagen, zersprengt und fast aufgerieben.

Bei Napoleon sah man kein Zaudern, kein Zei-

chen von Unentschlossenheit, kein Vergeuden der kostbaren Zeit. Wie ein Komet den Himmelsraum, so durcheilte er die Länder der Menschen, überall aufregend und wirkend. Der Kongreß von Erfurt war am 14ten Oktober zu Ende; am 15sten desselben Monats eröffnete er in Person die Sitzung des gesetzgebenden Körpers, und zwei Tage darauf war er auf dem Wege nach der spanischen Grenze, wo er alle Mittel zum Siege in vollem Maße vorbereitet hatte; denn bei allem Vertrauen, das er in seinen Glücksstern setzte oder zu setzen schien, befolgte er doch stets die Maxime der Klugheit, nichts dem Zufall zu überlassen und seine Mittel stets seinen Zwecken anzupassen.

Eine französische Armee von 100,000 Mann war nach und nach in der Stellung am Ebro versammelt worden. Vittoria, die Residenz des eingedrungenen Königs, sollte noch mehr geehrt werden: Buonaparte nahm dort sein Hauptquartier, eine Woche früher, als die brittische Armee ihren Marsch von Portugal oder Corunna aus antrat.

Die Armee von Blacke, die den Franzosen in der rechten Flanke stand, zu vertilgen, noch ehe sie von den Britten unterstützt werden konnte, war jetzt für Napoleon das wichtigste und dringendste Geschäft. Marschall Victor griff dieselbe nach einigen vorläufigen Gefechten in ihrer Stellung bei Espinosa an. Das spät Abends eröffnete Gefecht wurde nach dreistündiger Dauer abgebrochen, am folgenden Tage aber wieder fortgesetzt,

wo Blacke, umgangen und gänzlich geschlagen, das Schlachtfeld räumte, in der Absicht, bei Reynosa Stand zu halten, wo seine Reserven und Magazine waren.

Mittlerweile hatte Buonaparte den Spaniern auch noch auf einem andern Punkte ihrer Vertheidigungslinie einen großen Verlust beigebracht. Zur Deckung von Burgos und zur Unterstützung des rechten Flügels von Blacke war eine besondere Armee gebildet worden; Graf Belvidere, ein junger Mann voll Muth, aber ohne Erfahrung, befehligte dieselbe. Er hatte unter seinem Commando einige Reste der alten spanischen Linientruppen, wallonische und spanische Garden, und ein Bataillon freiwilliger Studenten von Salamanca und Leon. Die Franzosen siegten auch hier. Die Jünglinge, die der Patriotismus ins Feld geführt, trotzten der Gefahr und fielen in ihren Reihen; ihr Tod versetzte manche der angesehensten spanischen Familien in die tiefste Trauer.

Die nächste Folge der Niederlage des Grafen Belvidere war, daß Burgos genommen und der Herzog von Dalmatien in Stand gesetzt wurde, mit andern französischen Generalen gegen den unglücklichen Blacke, der sich in die Stellung von Reynosa geflüchtet hatte, zu operiren. Von allen Seiten eingeschlossen, sah der spanische General für den Rest seiner Truppen kein Heil mehr, als in einem Rückzuge nach Socet Andero, der in solcher Hast und Unordnung

ins Werk gesetzt wurde, daß man seine Armee als gänzlich zerrüttet und aufgelöst ansehen konnte. Dieses Unglück von Blacke war um so mehr zu beklagen, als auch das schöne Corps, das Romana aus der Insel Fünen entfernt hatte, davon betroffen wurde; unvernünftigerweise in einzelnen Trupps ins Feuer geführt, fand dasselbe einen ruhmlosen Tod in dem Felsengeklüfte von Espinosa.

Der ganze linke Flügel der spanischen Armee, der noch vor Kurzem die Strecke von Bilbao bis Burgos eingenommen hatte, und zu dessen Unterstützung die brittischen Truppen heranzogen, ward nun gänzlich vernichtet, und die auf ihrem linken Flügel entblößte Centralarmee von Castanos in der größten Gefahr. Gerne hätte dieser Veteran eine Schlacht vermieden und sich zurückgezogen, um seine Truppen für eine günstigere Zeit aufzusparen; allein Palafox war mit der Armee von Arragonien, die er als selbstständiger General befehligte, zu ihm gestoßen, und die oberste Junta, die in diesem Falle nach der Weise des französischen Convents verfuhr, hatte einen Kommissär in sein Lager gesandt, um darauf zu sehen, daß er seine Pflicht thäte. Dieser vereinigte sich mit Palafox und andern Generalen, um Castanos Gründe zu widerlegen, und zwangen ihn, indem sie ihn der Feigheit und der Verrätherei bezüchtigten, eine Schlacht zu wagen.

Diese fand am 22. November bei Tudela Statt,

und fiel ganz so aus, wie Castanos befürchtet hatte. Eine große Anzahl Spanier kam um; Geschütz und Bagage gingen verloren, und die Franzosen machten zum ersten Mal viele Gefangene. Castanos floh mit dem Ueberreste seiner geschlagenen Armee nach Calatayud, während Palafox sich wieder nach dem heldenmüthigen Saragossa zurückzog, das neue Leiden erdulden, sich mit neuem Ruhm bedecken sollte. Der Weg nach Madrid stand nun dem Sieger offen, wenn nicht der Paß von Samosierra, der zehn Meilen von der Hauptstadt über das Gebirge führt, von einigen Truppen behauptet, oder wenn nicht die Bürger selbst den verzweifelten Entschluß faßten, Widerstand zu leisten. Ein Theil des Volks setzte seine Hoffnungen auf die Vertheidigung dieses Passes, nicht ahnend, wie leicht man bei der neuen Kriegsart solche Päſſe entweder erstürmt oder umgeht. Aber die meisten Bürger nahmen jene düstere und trotzige Miene an, die bei dem Spanier den nahen Ausbruch der heftigsten Wuth verkündet. Viele tausend Bauern strömten aus der Umgegend nach der Hauptstadt, um, wie sie sagten, an der Vertheidigung derselben Theil zu nehmen, und, ermuthigt durch das Beispiel von Saragossa, den Krieg mit dem Messer auszufechten. Es waren ungefähr 8000 Mann Linientruppen in Madrid; Widerstand war ohne Zweifel möglich und das Volk schien dazu entschlossen. Ein Beschluß der obersten Junta rief die Einwohner unter die Waffen,

und man traf sofort die ersten Vorkehrungen mit dem willigsten Eifer. Man riß das Pflaster in den Straßen auf, um diese mit den Steinen zu sperren; die Häuser wurden in haltbare Posten umgeschaffen; Schanzen und Batterien wurden aufgeworfen; die ganze Bevölkerung war Tag und Nacht damit beschäftigt.

Hätte Palafox zu Madrid den Befehl geführt, so wäre der Widerstand auf jede Gefahr hin versucht worden. Allein Don Thomas Morla, der Nachfolger von Solano zu Cadix, war jetzt Gouverneur der Hauptstadt. Sein nunmehriges Betragen schien zu zeigen, daß er, an der Sache seines Vaterlandes verzweifelnd, bereits darauf dachte, sich auf die Seite des Usurpators zu schlagen, so daß die Bürger von Madrid, als sie seinen Rath und amtlichen Beistand verlangten, weder Aufmunterungen, noch Anweisungen, noch Mittel zur Vertheidigung erhielten. Wir werden sogleich sehen, auf welche Art die edelmüthigen Anstrengungen des Volks betrogen und vereitelt wurden.

Indem die Sache Spaniens solchergestalt durch eine Fluth von Unglücksfällen überwältigt wurde, kam Sir John Moore zu Salamanca, Sir David Baird zu Astorga an. General Moore befand sich in einer großen Verlegenheit. Er kannte die Stärke und die Art der französischen Armeen, und war nicht geneigt, zu viel Vertrauen in die Spanier zu setzen, deren

Weisheit, wie er behauptete, nicht die Weisheit der Schlacht und des Handelns war. Auf der andern Seite kannte er aber auch die Begeisterung der Engländer für die spanische Sache; er wußte, wie viel sie von ihm und seiner Armee, der schönsten, die England je ausgerüstet hatte, erwarteten; er fühlte, daß etwas beider Würdiges unternommen werden sollte, auch die Offiziere und Soldaten wollten nicht müßig bleiben. Allein die Niederlage von Castanos bei Tudela scheint dem brittischen Feldherrn vollends jede Hoffnung benommen zu haben; er beschloß jetzt seinen Rückzug nach Portugal anzutreten.

Doch glaubte er vorerst noch Hrn. Frere, den brittischen Minister, schriftlich befragen zu müssen, ob er den kühnen Marsch nach Madrid unter den vorliegenden Umständen für zweckmäßiger halte, als den Rückzug nach Portugal. Die Ansichten beider Korrespondenten waren begreiflicherweise verschieden, wie ihr Temperament und ihre ganze Individualität. Herr Frere, ein Gelehrter und ein Dichter, in der litterarischen Welt wohl bekannt, für die Sache Spaniens begeistert, sah Alles im Widerschein seines eigenen hochherzigen Gefühls. Er rieth, wie ein Spartaner gerathen haben würde. General Moore, meinte er, solle Alles auf's Spiel setzen und Madrid zu Hülfe eilen. Der verantwortliche General sah die Sache in einem ganz andern Lichte; als Soldat von Profession konnte er von dem Widerstande ungeregelter Truppen

gegen die disciplinirte französische Armee nicht viel erwarten; doch ließ er sich sowohl durch sein eigenes Gefühl, als durch die dringenden Vorstellungen der spanischen Regierung zu dem Entschluß bewegen, etwas gegen den in nordwestlicher Richtung vorrückenden Theil der französischen Armee zu unternehmen, und dadurch nicht nur dem General Romana, der mit unermüdlichem Eifer die Trümmer der geschlagenen Armee von Cuesta sammelte, Luft zu machen, sondern auch die Franzosen zu verhindern, sich zum Behuf der gänzlichen Unterjochung der Halbinsel nach dem Süden zu wenden.

General Moore wußte gar wohl, was er wagte; er sah ein, daß er eine überlegene Macht des Feindes sich auf den Hals ziehen würde und in's Gedränge kommen könne; demungeachtet wies er Sir David, der schon auf dem Wege nach Corunna war, an, wieder nach Astorga umzukehren; er benachrichtigte ihn von seinem Vorhaben, auf jede Gefahr hin vorzurücken, schloß aber mit den omniösen Worten: „Ich gedenke vorzurücken, den Zügel in der Hand; denn wenn die Blase platzt und Madrid fällt, werden wir übel wegkommen."

Madrid's Schicksal war bald entschieden, aber, wie man allgemein glaubt, nicht ohne großen Verrath von Seiten derer, welche dem Anschein nach am eifrigster für seine Vertheidigung waren. Die Pässe von Guadarama und Samosierra waren den Franzosen

in die Hände gefallen. Der letztere in den Augen des Volks von Madrid ein zweites Thermopylä oder Roncesvalles, wurde durch einen Angriff polnischer Lanzenträger genommen. Da General Moore auf diese schlimmen Nachrichten gefaßt war, so ließ er sich dadurch von seinem Marsche auf die französischen Verbindungslinien nicht abhalten. Auf diese Weise konnte er in Gemeinschaft mit General Romana und seiner Armee operiren, und, wenn er von den Franzosen mit Uebermacht gedrängt wurde, seinen Rückzug durch Galicien nach Corunna nehmen, wo die Transportschiffe zur Aufnahme der Truppen bereit lagen.

General Moore verließ Salamanca am 1. December, und rückte gegen Mayorga vor, wo er sich am 20sten mit Sir David Baird vereinigte. Auf dem Vormarsche nach Sahagun wurde der Muth seiner Truppen durch das schöne Gefecht gehoben, in welchem das 15. Husarenregiment, etwa fünfhundert Mann stark, fast zweimal so viel französische Reiter niederhieb oder auseinandersprengte. Alles glaubte nun, daß es zu einem Gefechte mit Soult kommen würde, der seine Streitkräfte hinter dem Flusse Carion vereinigt hatte und den Angriff erwartete. Die brittische Armee war voll Kampflust, als plötzlich die Nachricht einging, Soult sey bedeutend verstärkt worden, Buonaparte komme mit 10,000 Mann von seiner Garde von Madrid, und die französischen Korps, die auf dem Marsche nach dem Süden begriffen gewesen,

hätten Halt gemacht und sich nach Nordwesten gewendet, um die brittische Armee zu umzingeln und aufzureiben. Dieß war gerade die Gefahr, die Moore stets besorgt hatte, selbst auf dem Marsche, durch den er sich dieselbe zuzog. Ein Rückzug nach, wenn nicht durch Galicien, war das einzige Mittel, der Gefahr, die der brittischen Armee drohte, zu entgehen. Der Plan, diese starke und gebirgige Provinz zu vertheidigen, oder wenigstens einen Rückzug mit Ordnung und Besonnenheit durch dieselbe zu bewerkstelligen, war schon seit mehreren Wochen ein Gegenstand der Beachtung gewesen. Sir David Baird war mit seiner Division auf dem Vormarsche nach Astorga durch diese Provinz gekommen; aber, so schlecht war damals der brittische Generalstab bestellt, daß man die Straßen, die durch dieses Land ziehen, die vielen vortheilhaften Stellungen und andere Vertheidigungsmittel, die sich darin befanden, nur wenig zu kennen schien. Ein anderer Fehler in unserem Kriegswesen zu jener Zeit war die schlechte Einrichtung unseres Proviantwesens, worauf schon Sir Arthur Wellesley aufmerksam gemacht, dem man aber noch immer nicht abgeholfen hatte *).

---

*) Indem Sir Arthur Wellesley die bei der brittischen Armee in Portugal Angestellten von aller Schuld frei sprach, schloß er mit der folgenden Bemerkung: „Die Wahrheit ist, daß ich die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen wichtigen Theil des öffentlichen Dienstes richten möchte, von dem man bei uns nur wenig versteht. Der Grund hievon liegt in unserer politischen

Mit etwas mehr Thätigkeit und Industrie hätte man von Corunna aus Vorräthe von Lebensmitteln vorwärts schaffen und mit denjenigen vereinigen können, die sich in Galicien vorfanden; und die Truppen, die, von einer Stellung in die andere zurückweichend, aus ihren eigenen Vorräthen hätten zehren können, würden dem Verluste und der Schande eines Rückzugs entgangen seyn, der, wenn man den Schrecken, den man nicht kannte, ausnimmt, in jeder Hinsicht einer Flucht glich.

Zu diesen großen Fehlern gesellte sich noch ein höchst beklagenswerther Nachtheil, der aus der den brittischen Truppen ganz eigenen Abneigung gegen rückwärtige Bewegungen entstand. Voll Hoffnung und Vertrauen, wenn es vorwärts geht, ermangelt der englische Soldat jener Fügsamkeit und Elasticität des Charakters, die den Franzosen in Stand setzt, auf einem Rückzug sich durch seine Intelligenz, Disciplin und Gewandtheit auszuzeichnen. Aufgebracht, verdrüßlich und mißmuthig wurden die Soldaten bald

Stellung, die uns keine großen militärischen Operationen gestattet, bei welchen die Verpflegung der Armeen ein sehr wichtiges und schwieriges Geschäft ist; die Uebel, worüber ich klage, rühren daher, daß fast Niemand die Methode kennt, die Mittel zur Verpflegung aufzubringen, an Ort und Stelle zu schaffen und zu vertheilen." Er bat, diese Bemerkung möchte in den offiziellen Bericht aufgenommen werden. — Siehe „Geschichte des Krieges auf der Halbinsel von Southey." 1. Band, Seite 5[illegible].



unbotmäßig und zügellos; erbittert über die Spanier, durch deren Gleichgültigkeit sie sich verrathen glaubten, beginnen sie die unverantwortlichsten Excesse an den Einwohnern, die sich nicht widersetzten. Trotz der wiederholten Befehle des Obergenerals, der die Leidenschaften der Soldaten bändigen und besänftigen wollte, hörten diese schändlichen Gewaltthätigkeiten nicht auf. Doch gewährt es noch einigen Trost, daß sie, obgleich sie auch die Kriegszucht hintansetzten, doch den Muth nicht verloren. Die Franzosen, die sich bei Benevente zu nahe an den brittischen Nachtrab gewagt und ein starkes Reiterkorps über den Bach geschickt hatten, wurden am 29. December geworfen und geschlagen; und da sie den General Lefebvre Desnouettes als Gefangenen zurücklassen mußten, begnügten sie sich fortan, den Rückzug der Engländer zu beobachten, ohne ihn zu necken.

Zu Astorga fand der Obergeneral am 30. December ungefähr 5000 Spanier, die Reste der galicischen Armee unter Romana. Diese Truppen waren ohne Kleidung, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Sold — es fehlte ihnen mit Einem Worte an Allem, nur nicht an Muth und Eifer für die Sache ihres Vaterlandes, so daß sie ein besseres Loos verdient haben würden.

Romana schlug vor, hier Stellung zu nehmen; wie groß aber auch das Talent des spanischen Generals und der Muth seines Gefährten seyn mochte,



so waren seine Truppen doch nicht so beschaffen, daß Sir John Moore es für räthlich hielt, Halt zu machen; er setzte seinen Rückzug in der Richtung von Corunna fort.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte zu Eilmärschen, die wegen der Unkenntniß des Landes in militärischer Hinsicht nicht gehörig entworfen werden konnten. Dieß hatte die Folge, daß viele Soldaten zurückblieben und die friedlichen Einwohner plünderten und auf das Aergste mißhandelten, was ihnen von diesen auch wieder vergolten wurde. Das trübe und regnerische Wetter — die von dem halbgeschmolzenen Schnee gesperrten Wege — die fast unbrauchbaren Fuhrten — vermehrten noch die Schwierigkeiten eines Rückzugs, der ganz dem einer geschlagenen Armee glich, die in ein ihr gänzlich unbekanntes Land geworfen ist, wo jeder Flüchtling sehen muß, wie er durchkomme. Die Bagage der Armee und ihre Munition wurden im Stich gelassen und verdorben. Die Kranken, die Verwundeten, konnten nicht fortgebracht werden, und da sich in dieser Stunde der Verzweiflung viele dem Nationallaster, der Trunkenheit, ergaben, so wurde die Zahl der Hülflosen und Undienstbaren dadurch bedeutend vermehrt. Selbst die Kriegskasse der Armee ging verloren. Nie hat man einen unglücklicheren Rückzug gesehen.

Ein einziger Umstand, den wir bereits erwähnt haben, hielt die Truppen noch einigermaßen in Schran-



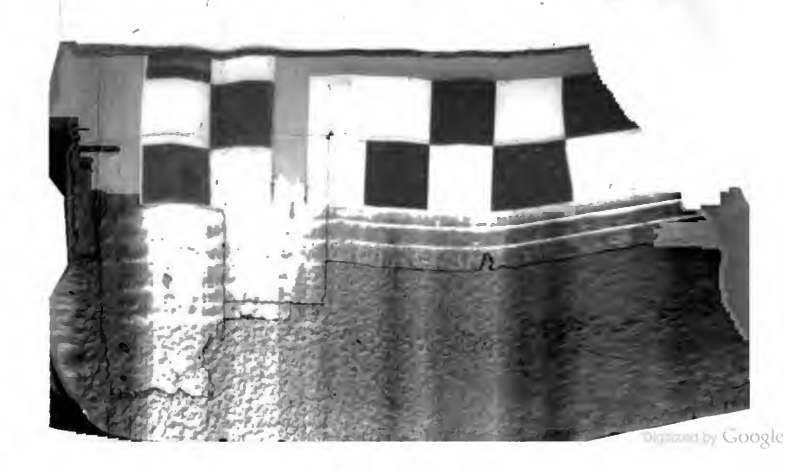
ken; so oft es nämlich hieß, daß eine Schlacht bevorstehe, schien der Muth, und selbst die Disciplin der Soldaten wieder aufzuleben. Dieß war besonders der Fall am 6. Januar, als die Franzosen einen Angriff auf unsern Nachtrab, nahe bei Lugo, wagten. Sobald die Aussicht auf ein Gefecht gegeben war, beeilten sich die Nachzügler, in ihre Reihen einzutreten — die Widerspenstigen wurden auf einmal botmäßig, wie auf einer Parade, und es zeigte sich, daß der Ruf zur Schlacht, statt solche in Unordnung gebrachte Truppen vollends auseinander zu scheichen, im Gegentheil das Mittel war, in der englischen Armee Ordnung, Zucht und Vertrauen wieder herzustellen.

Nachdem die Franzosen das angebotene Gefecht ausgeschlagen hatten, setzte Sir John Moore seinen Rückzug unter denselben nachtheiligen Umständen vollends bis Corunna, dem ursprünglichen Ziele seines Marsches, fort. Schon traf er Anstalt, seine Truppen einzuschiffen, als der schnell aufdringende Soult ihm keine Wahl ließ, als zu diesem Behuf entweder sich zu einer Convention zu verstehen, oder eine Schlacht zu wagen. Sir John Moore wählte mit der seinem Charakter geziemenden Würde das letztere, und nahm vor der Stadt eine nicht sehr feste Stellung, um die Einschiffung zu decken. Am 16. Januar griffen die Franzosen in dichten Kolonnen und mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm an, wurden aber auf allen Punkten mit dem größten Nachdruck zurückgeschlagen. Der

tapfere General erhielt eine tödtliche Wunde, als er eben den Bergschotten vom 42sten Regiment zurief: „Denkt an Aegypten; wenn es Euch auch an Munition fehlt, so habt Ihr doch Bajonette.“

So starb auf dem Felde des Sieges, der mit dem erlittenen Ungemache aussöhnte, einer der tapfersten und besten Officiere der brittischen Armee. Sein Leichnam ward in seinen Kriegsmantel, nicht in das gewöhnliche Sterbekleid gehüllt, und in einem auf den Wällen von Corunna schleunig aufgeworfenen Grabe bestattet: und da die Armee am folgenden Tag vollends zu Schiffe ging, so ließ sie ihren verblichenen General „mit seinem Ruhme allein zurück.“

So endete mit einer Erndte von dürren, mit vielen Cypressen untermischten Lorbeeren, der Feldzug einer so schönen und tüchtigen, von einem so versuchten Feldherrn angeführten Armee. Der Verzug, dieselbe zur rechten Zeit auf den Kriegsschauplatz zu bringen, war eine Hauptursache des üblen Ausgangs; dafür kann aber der hochverdiente General oder sein Andenken nicht verantwortlich gemacht werden. Eine solche Macht bei Salamanca, so lange die Franzosen noch schwächer waren, als die Spanier, würde die wichtigsten Resultate herbeigeführt haben. Später, als die patriotischen Armeen bereits geschlagen waren, hatte General Moore bei der Meinung, die er von den Spaniern gefaßt, durchaus keinen Grund, das Schicksal der brittischen Armee, die — man darf es nicht



übersehen — nur als Hülfsmacht, nicht als Hauptmacht auftrat, aufs Spiel zu setzen; die Spanier konnten und mußten für ihre eigene Sache allerdings mehr wagen. Die Unfälle des Rückzugs hatten, wie es scheint, ihren Grund in der Unkenntniß des Landes und in der schlechten Einrichtung des Verpflegungswesens, das, ungeachtet seiner überaus großen Wichtigkeit für die Armee, zu jener Zeit dem Obergeneral noch nicht ganz untergeordnet war. Wir sind seinem Andenken das Zeugniß schuldig, daß er durch den letzten Act seines ehrenvollen Lebens den Ruhm der von ihm befehligten Armee *allerdings wieder* hergestellt hat.

Viertes Kapitel.

General Belliard besetzt Madrid am 4. December 1808. — Napoleon kehrt nach Paris zurück. — Merkwürdiges Gespräch zu Valladolid zwischen ihm und dem Abbé de Pradt. — Ursache seiner eiligen Rückkehr. — Uebersicht der Umstände, die zu einem Bruche mit Oesterreich führten. — Gesinnungen Rußlands bei dieser Gelegenheit. — Geheime Intriken Talleyrand's, den Frieden zu erhalten. — Unermeßliche Anstrengungen Oesterreichs. — Vertheilung seiner Armeen. — Gegenwirkungen Napoleons. — Die österreichische Armee rückt am 9. April 1809 in Baiern ein. — Napoleon eilt ihr entgegen. — Er schlägt die Oesterreicher am 20. bei Abensberg. — Am 22. bei Eckmühl, — vertreibt sie am 23. aus Regensburg. — Der Erzherzog Karl zieht sich nach Böhmen zurück. — Napoleon rückt nach Wien vor, — das nach kurzem Widerstande am 12. Mai von den Franzosen besetzt wird. — Rückblick auf die Kriegsereignisse in Polen, Italien, Norddeutschland und Tyrol. — Unternehmungen von

Schill, — des Herzogs von Braunschweig-Oels. — Bewegungen im Tyrol. — Charakter und Sitten der Tyroler. — Rückzug des Erzherzogs Johann nach Ungarn.

Von dem episodischen Feldzuge des verewigten Moore kehren wir jetzt zu den Fortschritten Napoleons zurück, dem die aufeinanderfolgenden Siege von Ragusa, Burgos und Tudela einen Weg nach Madrid geöffnet hatten. In dem Dorfe St. Augustino, wo am 1. December sein Hauptquartier war, hatte er die Hauptstadt im Gesicht, und konnte beinahe die Glocken hören, deren dumpfes und fortwährendes Geläute einen allgemeinen Aufstand und den verzweifeltsten Widerstand verkündete. Auch war der Eifer der Einwohner, wäre er nur recht geleitet und angefeuert worden, den Umständen allerdings angemessen. Sie ergriffen den französischen Officier, der eine Aufforderung zur Uebergabe brachte, und konnten nur mit Mühe verhindert werden, ihn in Stücke zu reißen. Am dritten griffen die Franzosen den Bale-Retiro an, einen Pallast, den man wie eine Zitadelle befestigt hatte. Tausend Spanier blieben in der Vertheidigung dieser Burg. Am 4. eröffnete Morla eine Kapitulation mit Napoleon. Er und Yriarte, ein anderer spanischer Edelmann, von dem man Besseres gehofft hatte, kamen, um ihm ihre Reue über ihre unbesonnene Unternehmung zu bezeigen. Sie stellten ihm zugleich vor, daß, ungeachtet die Stadt auf keine Weise vertheidigt werden könne, der Pöbel und die Freiwilligen dennoch dazu entschlossen seyen, und daß daher einiger Verschub nö-

thig wäre, um ihren Eifer erkalten zu lassen und diese Menschen durch die Furcht auf andere Gedanken zu bringen.

Buonaparte ließ diese Abgesandten vor sich und hielt ihnen in der kecken Sprache, deren er sich zuweilen bedienen konnte, eine derbe Strafpredigt über die entsetzliche Treulosigkeit, die sie durch die Nichtachtung der Kapitulation von Baylen, durch die meuchlerische Ermordung so vieler Franzosen, durch die Wegnahme des französischen Geschwaders zu Cadix bewiesen hätten. Solche Vorwürfe erlaubte sich derselbe Mann, der die gegen ihn so unterwürfige, um seine Gunst buhlende Königsfamilie von Spanien *weggeschnappt*, die Festungen, wo seine Truppen eine gastliche Aufnahme gefunden, sich zugeeignet, die Straßen der Hauptstadt mit dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt, und es sich endlich herausgenommen hatte, über die Krone von Spanien zu verfügen, nur weil er dergleichen thun könne, und thun wolle. Hätte ein Spanier dem Herrn der Legionen antworten und mit ihm abrechnen dürfen, über Unrecht und Unrecht, Falschheit und Falschheit, Blutstropfen und Blutstropfen, wie schrecklich würde die Rechnung für ihn ausgefallen seyn.

Indessen begannen die Bürger von Madrid, die sich zum Wiederstande entschlossen hatten, allmählig einzusehen, daß sie von denen verlassen seyen, die an ihrer Spitze hätten stehen sollen; dieß kühlte ihren

Eifer und erfüllte sie mit Furcht und Mißtrauen. Es kam endlich eine Kapitulation zu Stande, nach welcher General Belliard am 4. December Besitz von der Stadt nahm. Die Bedingungen waren so günstig, daß man sah, Buonaparte wolle, während er das Widerstandsvermögen des Volkes zu verachten schien, letzteres doch nicht auf das Aeußerste treiben.

Hierauf erließ er eine Proklamation, worin er seinen Wunsch, der Wiederhersteller Spaniens zu werden, mit dem Beifügen verkündete, daß, falls seine gütige und heilsame Vermittlung abermals verworfen werden sollte, er Spanien als ein erobertes Land behandeln, und seinem Bruder einen andern Thron anweisen würde. „In diesem Fall will ich die Krone von Spanien auf mein eigenes Haupt setzen, und ich werde ihr Achtung zu verschaffen wissen; denn Gott," so schloß dieses außerordentliche Dokument, „hat mir den Willen gegeben, alle Schwierigkeiten zu besiegen."

Zwei Gegenstände nahmen jetzt die Thätigkeit Napoleons zunächst in Anspruch. Der erste war, die Zerstreuung der Truppen von Castanos, die aus der unglücklichen Schlacht von Tudela entkommen waren, so wie diejenigen Corps, die im Süden Spaniens noch unter den Waffen standen. Dieß war anfangs für die Franzosen ein leichtes Geschäft, da die spanischen Soldaten in der Wuth über ihre Unfälle sich wohl gar an ihren Generalen vergriffen, die hinwiederum alles Zutrauen zu ihren aufrührerischen Truppen ver-

loren hatten. Napoleons erstes Vorhaben war, noch ehe er seine Vortheile im Süden verfolgte, einen Theil seiner Armee über Talavera nach Portugal zu entsenden, und durch die Besetzung von Lissabon der brittischen Armee unter Sir John Moore den Rückzug abzuschneiden. Das Vorrücken des letztern störte diesen Plan, dessen zweiter Theil demnach verschoben ward. Napoleon glaubte noch nicht genug Truppen zu haben, um Sir John Moore zu gleicher Zeit von Vornen und von Hinten anzugreifen, und auf der andern Seite in Portugal einzudringen, und sich Lissabons bemächtigen zu können. Den letztern Theil des Plans verschob man. Buonaparte stellte sich, wie wir gesehen haben, selbst an die Spitze seiner Garde, zog gegen Valladolid, und war Zeuge des Rückzugs von Sir John Moore. Er hatte das Vergnügen, mit eigenen Augen die Britten, die er am meisten haßte und gewiß nicht am wenigsten fürchtete, in vollem Rückzug zu sehen, und man bemerkte, daß er kaum je so fröhlich und munter gewesen sey, als während der Verfolgung, die von den französischen Officieren der Wettlauf von Benevente genannt wurde. Weniger angenehm war es dagegen für ihn, Zeuge des Gefechts zu seyn, in welchem die Reiterei seiner kaiserlichen Garde geworfen wurde, und General Lefebvre, sein Günstling, in Gefangenschaft gerieth. Er machte mit seiner Garde zu Astorga Halt, ließ Ney mit 18,000 Mann zurück, um das Land im Gehorsam zu erhalten, und

wies Soult das ehrenvolle Geschäft an, die Engländer zu verfolgen und sie vollends zu vernichten. Wir haben bereits gesehen, wie weit ihm dieses gelungen ist.

Mittlerweile kehrte der Kaiser selbst nach Valladolid zurück, und reiste von da in der größten Eile nach Frankreich ab. Sein letztes Geschäft war, seinen Bruder Joseph zum Generalissimus der französischen Truppen zu ernennen; doch hat man ungeachtet dieses Beweises von Zutrauen, Grund zu glauben, daß es ihn bereits gereute, einem Andern, ob es gleich sein eigener Bruder war, eine so glänzende Appanage angewiesen zu haben, die wahrscheinlich so viel Blut und Geld kosten würde. Dieß erhellt schon einigermaßen aus seiner Proklamation an das Volk von Madrid, und er sprach sich deutlicher darüber in einer vertrauten Unterredung mit dem Abbé de Pradt aus, mit dem der Kaiser bei seiner Rückkehr von Benevente zu Valladolid zusammen traf.

Sie waren allein, während einer stürmischen Nacht; und Buonaparte, der von Zeit zu Zeit das Fenster öffnete, um zu sehen, ob es möglich sey, weiter zu reisen, wandte sich nur davon ab, um Herrn de Pradt mit Fragen über den Zustand der Hauptstadt zu bestürmen, die dieser so eben verlassen hatte. Der Abbé gestand, daß man dort nicht zufrieden sey. Napoleon verwunderte sich darüber und sprach von den großen Wohlthaten, die er Spanien durch die Abschaffung

der Zehnten, der Leibeigenschaft und anderer Mißbräuche der alten Regierung erwiesen habe. Der Abbé behauptete dagegen, die Spanier wüßten dem Kaiser für all' dieses keinen Dank; sie hätten die Uebel, von denen er sie befreit, gar nicht gefühlt; man könne sie nur mit dem Weib des Sganarelle in der Posse vergleichen, die es einem Fremden übel nimmt, daß er ihrem Mann, der sie prügelt, Einhalt thun will. Buonaparte lachte und fuhr in diesen merkwürdigen Worten fort: — „Ich wußte gar nicht, was an Spanien ist. Das Land ist schöner, als ich glaubte, und ich habe meinem Bruder ein *weit besseres* Geschenk gemacht, als ich wollte. Aber sie *werden sehen*, es kann nicht fehlen, daß die Spanier bald wieder irgend einen dummen Streich begehen, der ihr Land wieder zu meiner Verfügung stellen wird; geschieht dieß, so behalte ich es für mich und mache fünf große Statthalterschaften daraus."

Indem der Günstling des Glücks sich an diesen schwärmerischen Planen des Ehrgeizes ergötzte, schien auch seine körperliche Kraft dadurch gestärkt zu werden; denn als das Wetter es ihm erlaubte, sein Pferd zu besteigen, soll er den Weg von Valladolid nach Burgos von 35 spanischen Stunden oder 70 englischen Meilen ohne anzuhalten, außer um die Pferde zu wechseln, in fünf und einer halben Stunde zurückgelegt haben.

Die unglaubliche Schnelligkeit, mit der Napoleon

seine Rückkehr nach Frankreich betrieb, ohne Madrid noch einmal zu besuchen oder Halt zu machen, um das Schicksal der englischen Armee zu erfahren, setzte seine Umgebungen in Erstaunen. Einige vermutheten, man habe zu Paris eine Verschwörung gegen ihn entdeckt; Andere, eine Bande Spanier hätte sich verschworen, ihn zu ermorden; noch Andere gaben wieder andere Gründe an; aber es zeigte sich bald, daß diese Eile durch den nahen Bruch mit Oesterreich veranlaßt worden sey.

Dieser Bruch war österreichischerseits offenbar durch keinen jener Gründe motivirt, auf die sich die Nationen bei ihren Fehden zu berufen pflegen. Diese Macht klagte durchaus nicht, daß sie in der neuesten Zeit von Frankreich in irgend einer Hinsicht beleidigt worden sey. Abbé de Pratt bemerkt hiebei mit seiner bekannten Schlauheit, daß, wenn Napoleon eben kein gewissenhafter Beobachter der Verträge gewesen sey, man nicht behaupten könne, daß andere Staaten sich in diesem Punkte tadelloser gegen ihn benommen hätten. Buonaparte hat selbst behauptet, die meisten seiner Kriege seyen, was die unmittelbare Veranlassung des Streites betrifft, von seiner Seite reine Defensivkriege gewesen; und dieß ist in einem gewissen Sinne des Wortes auch wahr. Dieß war aber die natürliche Folge der Tendenz seines Regierungssystems, das, ganz auf die Universalherrschaft gerichtet, ihn zum gemeinschaftlichen Feinde aller Nationen, zu

Gegenstand ihres Angriffs machte, sobald er mit Vortheil angegriffen werden konnte, weil er selbst keine Gelegenheit versäumte, der Unabhängigkeit von Europa, so viel er konnte, Abbruch zu thun.

Wegen seiner unangreifbaren Stellung konnte sich Großbrittannien laut dieser Doctrin bekennen, und jeden Frieden, den Napoleon ihm anbot, so vortheilhaft auch dessen Bedingungen seyn mochten, ablehnen, wenn nicht zugleich die Sicherheit derjenigen Staaten dadurch verbürgt wurde, denen es, wenn der Krieg fortdauerte, Schutz gewähren konnte. So schlug es den Frieden aus, nach welchem Frankreich *Sicilien* erhalten sollte; so hatte es in der Periode, von der *hier* die Rede ist, die ihm von Erfurt aus vorschlagenen Friedensbedingungen verworfen, weil es in Gemäßheit derselben die Sache Spaniens hätte aufgeben müssen.

Das Princip des ewigen Krieges gegen Buonaparte, oder vielmehr gegen seine fortschreitende Herrschsucht, leitete und bestimmte jeden Staat in Europa, der noch einigen Anspruch auf Unabhängigkeit machen konnte. Wegen ihrer militärischen Unfälle konnten sie freilich die Flagge des Widerstandes nicht immer wehen lassen; aber die Abtretungen, zu denen sie sich nach ihren Niederlagen verstehen mußten, steigerten nur ihre Erbitterung, sie lauerten nur um so begieriger auf den Augenblick, wo die Wiederherstellung ihrer Kräfte oder die Schwäche des gemeinschaftlichen Feindes sie in Stand setzen würde, den Kampf von

Neuem zu beginnen. Nach den Ansichten Napoleons sollte der Friede, wie wir bereits bemerkt haben, der Macht, mit der er geschlossen wurde, durchaus nichts gewähren, als was die Artikel desselben ausdrücklich besagten.

So lange er z. B. alle Punkte des Friedens von Preßburg beobachtete, des letzten, welchen er Oesterreich vorgeschrieben, hatte diese Macht nach seiner Ansicht kein weiteres Recht weder zu einer Gegenvorstellung noch Einsprache, und mußte Alles geschehen lassen, was der Kaiser in Beziehung auf den allgemeinen Zustand von Europa zu verfügen belieben mochte. Eine solche Auslegung war allerdings bequem für den, der, nach der Universalherrschaft strebend, in der Ausführung seines großen Planes so wenig als möglich gehindert seyn wollte; sie steht aber geradezu im Widerspruch mit derjenigen, welche die Juristen von den Verträgen geben; und wäre dieß auch nicht der Fall, so kämpft sie doch gegen das Gefühl der menschlichen Natur an, durch welches die Politik der Staaten, wie die Handlungsweise der Individuen, bestimmt wird. Da Buonaparte sich unaufhörlich Eingriffe in die Rechte von Europa erlaubte, so mußten die Staaten, die er nicht ganz ihrer Unabhängigkeit hatte berauben können, ohne weitere, ihr Interesse näher berührende Veranlassung zu einem Kriege jede Gelegenheit erlauern, um seine schreckliche Macht zu vernichten, oder doch zu vermindern. In dieser Beziehung

entstand für Oesterreich die Frage nicht, ob der Krieg gerecht oder zweckmäßig sey, nicht, ob es befugt sey, dem gemeinschaftlichen Feinde der europäischen Freiheit Widerstand zu leisten, sondern nur, ob es die Mittel dazu habe. Der Erfolg zeigte, daß Oesterreich die letzteren überschätzt hatte.

Die Gelegenheit, die sich jetzt darbot, war allerdings verführerisch. Buonaparte war in dem entfernten Spanien mit einem höchst unpopulären Kriege beschäftigt, der ihm mehr zu thun gab, als irgend einer in einer frühern Periode seiner Geschichte; er hatte einen so ernstlichen Widerstand *gefunden*, daß die Meinung von seiner Unüberwindlichkeit dadurch erschüttert wurde. Auf der andern Seite hatte Oesterreich sich durch organische Gesetze die Mittel verschafft, seine ganze unermeßliche Bevölkerung unter die Waffen zu rufen; und es beging, wie es schien, nur den Fehler, daß es den Kampf nicht so lange aufschob, bis diese neuen Aufgebote besser disciplinirt und eingeübt waren. Der Kaiser von Rußland fühlte dieß wohl, und sah mit großer Besorgniß das Vorhaben Oesterreichs, es mit Frankreich allein aufzunehmen; denn troß der innigen Freundschaft, die für jetzt zwischen Alexander und Napoleon bestand, konnte jener die Gefahr nicht verkennen, mit der Europa bedroht war, wenn es Frankreich endlich gelang, die Unabhängigkeit Oesterreichs vollends zu vernichten. Dieß

gab Anlaß, daß zu Paris seltsame Intriken angesponnen wurden, um den Frieden zu erhalten. Talleyrand, der, vielleicht Napoleons sowohl als Frankreichs wegen, keinen neuen Krieg auf dem Continent wollte, sann auf Mittel, einen solchen zu verhindern. Er kam in den Abendzirkeln, die der Fürst von Thurn und Taxis gab, täglich mit den Grafen Metternich und Romanzow zusammen, um ohne Vorwissen Napoleons sich mit diesen über den genannten Gegenstand zu berathen; — so gewiß ist es, daß selbst der tüchtigste und unumschränkteste Herrscher, ganz wie ein gewöhnlicher Fürst, von seinen Dienern betrogen werden konnte. Allein der Scharfsinn dieser ausgezeichneten Staatsmänner wußte doch kein Mittel ausfindig zu machen, die Interessen Oesterreichs und Napoleons mit einander zu versöhnen — Oesterreich glaubte von Napoleon in der Stunde seiner Schwäche das wieder erhalten zu können, was er ihm in der Stunde seiner Stärke abgedrungen hatte. Buonaparte wußte, daß, sobald er einmal der Gewalt nachgab, er seinem militärischen Rufe, auf dem seine Macht beruhte, großen Abbruch thun würde. Es läßt sich mit gutem Grunde glauben, daß, wie die Sachen in Spanien standen, er den Kampf gerne verschoben haben würde; aber der Klang der Trompete war für ihn eine Aufforderung, der er folgen mußte, in welcher Verlegenheit er sich auch gerade befinden mochte.

Die Anstrengungen Oesterreichs waren riesenhaft, seine Truppen waren zahlreicher als je. Mit Einschluß der Reservearmee belief sich seine Kriegsmacht auf 550,000 Mann, über welche der Erzherzog Karl wieder als Generalissimus den Oberbefehl übernahm. Man behauptet, dieser tapfere Prinz habe den Krieg, wenigstens die dazu gewählte Zeit, nicht gut geheißen; doch verzichtete er gerne auf seine eigene Meinung, um seine großen Talente dem Dienste seines Bruders und seines Vaterlandes unbedingt zu weihen.

Sechs Armeekorps, jedes von 30,000 Mann, sollten unter dem unmittelbaren Befehl des Erzherzogs als Hauptarmee den Krieg in Deutschland führen; ein siebentes Armeekorps, unter dem Erzherzog Ferdinand, wurde in Galicien aufgestellt, und für hinreichend gehalten, den Truppen, die Rußland, zufolge seiner mit Napoleon eingegangenen Verbindlichkeit, in jener Gegend verwenden möchte, Einhalt zu thun; zwei Divisionen, die Erzherzog Johann befehligte, waren bestimmt, durch die Pässe von Kärnthen und Krain in das nördliche Italien einzudringen und dort die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Diesen furchtbaren Massen konnte Buonaparte nicht die gleichen entgegen stellen; er mußte seine Zuflucht zu seinem alten strategischen Kunstgriff nehmen und durch schnelle Concentrirung seiner Streit-

kräfte sich den Vortheil der Uebermacht, der ihm im Ganzen genommen abging, wenigstens auf irgend einem entscheidenden Punkte zu verschaffen suchen. Er bot die Truppen des Rheinbundes und die des Königs von Sachsen auf. Er rief viele von den Truppen, die bereits auf dem Marsche nach Spanien begriffen waren, zurück, verschob aber, indem er dieses that, die Unterjochung dieses Landes, die, wie wir sehen werden, eben darum später ganz aufgegeben werden mußte. In Deutschland standen bereits die Korps von Davoust und Oudinot. Dazu kamen noch die französischen Besatzungen in Preußen und im nördlichen Deutschland, die gleichfalls ins Feld rücken mußten; und doch waren alle diese vereinigten Streitkräfte um Vieles geringer, als die des Erzherzogs Karl.

Am 9. April 1809 ging der Erzherzog über den Inn; und so eröffnete Oesterreich seinen Kampf mit Frankreich zum zweiten Mal durch eine Ueberziehung von Deutschland. Man versprach sich dabei etwas von dem allgemeinen Mißvergnügen, das unter den Deutschen, besonders in den Staaten des Rheinbundes, herrschte, und von ihrem Hasse gegen ein System, wodurch sie bei jeder Gelegenheit zu Werkzeugen der französischen Politik wurden. Der Erzherzog versicherte in seinem Manifest, die Sache seines Bruders sey die Sache der Unabhängigkeit aller Staaten, nicht der

individuellen Vergrößerung; er wandte sich insbesondere an diejenigen seiner deutschen Mitbrüder, die, durch die Umstände gezwungen, sich für jetzt noch in den Reihen des Feindes befänden. Wie viel auch durch einen solchen Aufruf unter gewissen Bedingungen hätte bewirkt werden mögen, so blieb sie doch ohne allen Erfolg wegen der Schnelligkeit Napoleons, durch die er das Glück immer an sich zu fesseln wußte.

Während die österreichische Armee, vielen Troß mit sich schleppend, nur langsam vorrückte, und von Zeit zu Zeit Halt machte, hatte Napoleon nicht sobald den wirklichen Einfall in Baiern durch den *Telegraphen* erfahren, als er unverzüglich Paris verließ und nach Stuttgart eilte, ohne Garden, ohne Troß, fast allein, nur von der treuen Josephine bis Straßburg begleitet, wo sie einige Zeit verweilte, um den Fortgang des Feldzugs abzuwarten, dessen Ausgang einen so traurigen Einfluß auf ihr eigenes Glück haben sollte.

Der Plan des Erzherzogs war, die Offensive zu ergreifen. Seine Talente unterlagen keinem Zweifel, seine Armee war der französischen an Zahl weit überlegen, und sowohl für den Angriff, als zur Vertheidigung vortheilhaft angeordnet; und doch wußte Napoleon durch eine Reihe der schönsten und kühnsten Manövers, die in der Geschichte eines so ausgezeich-

neten Feldherrn vorkommen, die furchtbaren Massen, die ihm entgegenstanden, in Zeit von fünf Tagen gänzlich zu schlagen.

Napoleon fand seine Armee auf der langen Strecke zwischen Augsburg und Regensburg eben nicht vortheilhaft aufgestellt; ihre beiden Flügel waren, angeblich durch ein Versehen von Berthier, durch eine gefährliche Lücke in der Mitte vereinzelt und in Gefahr, durch den eindringenden Feind völlig von einander getrennt und in der Flanke genommen zu werden. Napoleon, die möglichen, höchst verderblichen Folgen einer solchen, dem Feinde gegebenen Blöße sogleich durchschauend, entschloß sich sofort zu dem gewagten Versuche, seine Armee durch einen von beiden Flügeln zugleich auszuführenden Flankenmarsch zusammenzuziehen. Zu diesem Ende begab er sich in die Mitte, als den am meisten bedrohten Punkt, und befahl dem Marschall Massena, eine Seitenbewegung von Augsburg nach Pfaffenhofen zu machen; dem Marschall Davoust, durch eine ähnliche Bewegung von Regensburg nach Neustadt sich dem Centrum zu nähern. Dieß konnte nur durch Gewaltmärsche geschehen, da Davoust acht, Massena zwölf bis dreizehn Meilen zurücklegen mußte. Der Befehl zu dieser kühnen Operation ward an Massena in der Nacht vom 17. ausgefertigt; er schloß mit einer ernstlichen Anempfehlung schleuniger und verständiger Ausführung. Buonaparte stellte sich hierauf an die Spitze seiner

im Centrum befindlichen Truppen und fiel plötzlich über die beiden österreichischen Divisionen des Erzherzogs Ludwig und des Generals Hiller mit dem größten Ungestüm her. Dieß war so gut berechnet, daß die Erscheinung von Davoust auf dem linken Flügel die österreichischen Armeekorps, durch welche die angegriffenen Divisionen hätten unterstützt werden können, im Schach hielt, während die noch furchtbareren Operationen von Massena im Rücken des Erzherzogs Ludwig die Niederlage des Feindes vollendeten. Durch diesen am 20. April zu Abensberg erfochtenen Sieg wurden die Oesterreicher in ihrem Centrum durchbrochen und weitern Unfällen ausgesetzt. Der Kaiser griff die Flüchtlinge den nächsten Tag zu Landshut an, wo die Oesterreicher 30 Kanonen, 9000 Gefangene, und viel Kriegsvorräthe und Gepäcke verloren.

Nach dieser glücklichen Eröffnung des Feldzugs führte Buonaparte am 22. April seine ganze, in verschiedene Korps abgetheilte, Streitmacht auf verschiedenen Straßen gegen die österreichische Hauptarmee, die Erzherzog Karl während dieser Unfälle bei Eckmühl concentrirt hatte. Diese Schlacht soll eine der glänzendsten gewesen seyn, welche die Kriegskunst aufweisen konnte. Mehr als 100,000 Mann wurden durch den wohlberechneten Angriff ihres kriegsverständigen Gegners aus allen ihren Stellungen vertrieben; alle

Divisionen erschienen jede an ihrem Orte und mit so vieler Ordnung, wie die Steine auf dem Schachbrett. Alle verwundeten Oesterreicher, ein großer Theil ihres Geschützes, 15 Fahnen und 20,000 Gefangene fielen den Franzosen in die Hände. Auf dem Rückzuge ward noch Vieles verloren, und Oesterreich, in der Hoffnung, seinen Einfluß in Deutschland wieder zu gewinnen, abermals betrogen, kam wieder in den Fall, für seine Existenz unter den Nationen fechten zu müssen.

Am folgenden Tage versuchten es die Osterreicher, durch die Vertheidigung von Regensburg ihren Rückzug zu decken. Eine Bresche war in den alten Ringmauern bald zu Stande gebracht; aber das Musketenfeuer der Vertheidiger hielt die stürmenden Franzosen einige Zeit auf. Es wollten sich zuletzt keine Freiwilligen mehr finden lassen, um den Angriff zu erneuern; da ergriff der feurige Lannes, der sie befehligte, eine Leiter, und rannte vor, um dieselbe an die Mauer zu legen. „Ihr sollt sehen," rief er, „daß Euer General noch Grenadier ist." Dieß wirkte. Die Mauer ward erstiegen, und das Gefecht in den Straßen der Stadt, die bald im Feuer stand, fortgesetzt oder erneuert. Ein französisches Regiment, das den Oesterreichern, die noch an dem einen Ende einer brennenden Straße Stand hielten, zu Leibe geben wollte, sah sich durch einen Zug feindlicher Rüstwagen

aufgehalten. „Es sind Pulverwagen!“ rief der österreichische Anführer den Franzosen zu; „wenn die Flammen sie erreichen, so sind beide Theile verloren.“ Der Kampf hörte auf, und beide Theile vereinigten sich, ein Unglück abzuwenden, welches für beide verderblich hätte seyn müssen, und retteten endlich die Munition aus den Flammen. Endlich wurden die Oesterreicher aus Regensburg vertrieben, wobei sie noch viele Kanonen, Gepäcke und Gefangene im Stich ließen.

Während dieses letzten Handgemenges wurde Buonaparte, der, mit seinem Adjudanten Duroc sprechend, dem Gefechte in einiger Entfernung zusah, durch eine matte Flintenkugel an den Fuß getroffen, die eine starke Contusion verursachte. „Das muß ein Tyroler gewesen seyn,“ sagte der Kaiser ganz kaltblütig, „der mich in solcher Entfernung auf's Korn genommen hat. Diese Bursche sind treffliche Schützen.“ Seine Umgebungen machten ihm Vorstellungen darüber, daß er seine Person so aussetze. „Je nun,“ erwiederte er, „was soll ich thun; ich muß doch sehen, was vorgeht.“ Auf die Nachricht, daß er verwundet sey, drängten sich seine Soldaten um ihn herum; aber er wollte es kaum zugeben, daß man ihn verband, so eifrig war er, sich zu Pferde zu setzen und der Unruhe seiner Armee ein Ende

zu machen, indem er sich öffentlich den Truppen zeigte.

So wurde in fünf Tagen — in demselben Zeitraum und in demselben Monate, die Buonaparte bestimmt hatte, um die Angelegenheiten Deutschlands in Ordnung zu bringen — die ganze Gestalt des Krieges verändert; und Oesterreich, das denselben in der stolzen Hoffnung, seinen ehemahligen Einfluß in Europa wieder zu gewinnen, begonnen hatte, war dahin gebracht, den Kampf zur Fristung seines Daseyns unter den ungünstigsten Verhältnissen fortsetzen zu müssen. In keiner Periode seines wundervollen Wirkens schien das Genie Napoleons allen Widerstand so ganz zu zertrümmern; nie übten die Talente eines einzelnen Mannes einen so mächtigen Einfluß auf das Schicksal der Welt. Die Streitkräfte, über die er verfügen konnte, waren nicht nur schwächer als die feindlichen, sondern auch in militärischer Hinsicht schlecht gestellt und schlecht befehligt. Unter so ungünstigen Verhältnissen erschien Napoleon allein, einzig von seinem Genie berathen, und doch wußte er in Zeit von fünf Tagen vollständig in einem Kampfe zu siegen, der höchst bedenklich aussah. Es war kein Wunder, wenn der große Haufe, wenn er selbst auf den Gedanken kam, es wohne ihm eine Zauberkraft bei, wie jenen auserwählten Werkzeugen des Schick-

sals, denen man nicht in den Weg treten darf, nicht widerstehen kann.

Während die Trümmer der Armee des Erzherzogs Karl in vollem Rückzuge nach Böhmen begriffen waren, benützte Napoleon den 23. und 24. April, um seine Truppen zu mustern und mit freigebiger Hand Ehrenzeichen und Belohnungen unter sie zu vertheilen. In dieser Sphäre zeigte er sich am vortheilhaftesten; denn, obgleich für einen Herrscher zu sehr Soldat, so war doch Niemand mehr Herrscher unter den Soldaten als er. Bei dieser Gelegenheit war es, daß er einen Soldaten, indem er *ihn* mit einer vertraulichen Geberde zum Ritter schlug, um seinen Namen befragte.

„Sie sollten mich kennen," erwiederte der Soldat; „ich bin der Mann, der sie in der syrischen Wüste, als Sie dürsteten, aus seiner Flasche gelabt hat."

Napoleon erinnerte sich sogleich des Mannes und des Umstandes wieder und sagte: „Ich mache Dich zum Ritter und setze Dir einen jährlichen Gehalt von 1200 Franken aus — was willst du Du mit so viel Geld anfangen?" „Mit meinen Kameraden auf die Gesundheit dessen trinken, der uns so nöthig ist."

Auch die Generale hatten sich der Huld des Kaisers zu erfreuen, besonders Davoust, der durch die glänzende Ausführung der ihm von Napoleon befohlenen Manövers den Sieg zunächst entschieden hatte. Er wurde zum Fürsten von Eckmühl ernannt. Es war eine Maxime Napoleons, die Namen der Siegesfelder mit den Namen derjenigen, die zu dem Siege am meisten beigetragen hatten, in Verbindung zu setzen, und so das Andenken ihrer Verdienste mit seiner eigenen dankbaren Anerkennung derselben zu vermählen. So war der Titel eines jeden erhobenen Marschalls ein neuer Antrieb für Officiere, die nach Auszeichnung strebten.

Nach der unglücklichen Schlacht von Eckmühl zog sich der Erzherzog Karl, wie wir gesehen haben, nach Böhmen zurück, in ein Gebirgsland, dessen Engpässe sich leicht vertheidigen lassen und wo er seine zerrüttete Armee wieder herstellen, Verstärkungen aller Art an sich ziehen und sich lange vertheidigen konnte, falls ihn Napoleon in dieser Richtung verfolgen sollte. Aber durch die Siege in diesen fünf denkwürdigen Tagen hatte sich der französische Kaiser des rechten Donauufers und der Straße versichert, die auf eben diesem Ufer nach Wien führt. Getreu seinem Grundsatze, seinen Gegner ins Herz zu treffen, beschloß Napoleon nach der Hauptstadt von Oesterreich zu marschiren, statt dem Erzherzog nach Böhmen zu folgen.

Durch das letztere konnte der Krieg leicht in die Länge gezogen werden, was Napoleon stets zu vermeiden suchte, auch würde Rußland, das den immer steigenden Einfluß Frankreichs nicht ohne Besorgniß sah, und das jetzt schon nur ungern die Rolle eines Alliirten Napoleons spielte, in einem solchen Falle seine Vermittlung angeboten und nöthigenfalls auch aufgedrungen haben.

Auf der andern Seite war es dem österreichischen General Hiller nach seiner Niederlage bei Landshut, wodurch er außer Verbindung mit dem Erzherzog kam, gelungen, sich mit einer bedeutenden Reserve zu vereinigen; und er verrieth jetzt die Absicht, die Straße nach der Hauptstadt vertheidigen zu wollen. Buonaparte hatte demnach einen nicht unbedeutenden Feind vor sich, während Erzherzog Karl in seinem Rücken operiren konnte, und die Tyroler, die sich erhoben hatten, die Franzosen und die Baiern nicht nur aus ihren Bergen zu vertreiben, sondern selbst nach Baiern vorzubringen drohten. Dazu kamen noch die Symptome eines Aufstandes in ganz Deutschland, der, wenn sich das Kriegsglück gegen die Franzosen erklärte, besonders in Norddeutschland, nothwendig ausbrechen mußte. Diese Gefahren, die jeden, weniger entschlossenen Mann abgeschreckt haben würden, bestärkten Napoleon in seinem Entschlusse, an der Donau hinabzuziehen, sich der österreichischen Hauptstadt zum zweiten Mal zu be-

mächtigen und dadurch Oesterreich zum Frieden zu zwingen.

Man schritt sogleich zur Ausführung. General Hiller, zu schwach, die Vertheidigung des Inns zu versuchen, zog sich nach Ebersberg zurück. Dieses kleine Städtchen, zu dem ein festes Schloß gehört, liegt an der Traun auf dem rechten, von der Natur steil geböschten Ufer dieses Flusses, der fast keine Fuhrten hat, und über den bei Ebersberg eine Brücke führt. Diese war der einzige Zugang zu der furchtbaren, in der Fronte fast unangreifbaren Stellung, die Hiller mit 30,000 Mann und vielem Geschütz besetzt hatte. Er glaubte in dieser festen Vertheidigungslinie seine Wiedervereinigung mit dem Erzherzog Karl bewerkstelligen, und dann gemeinschaftlich mit diesem Prinzen die Straße nach Wien vertheidigen zu können.

Am 3. Mai wurde die Stellung von Ebersberg von Massena angegriffen, und nach einer verzweifelten Gegenwehr erstürmt, wobei die Sieger wohl eben so viel Leute verloren, als die Besiegten. Die Verwegenheit dieses Angriffs ist von einigen militärischen Kunstrichtern getadelt worden; diese behaupten, daß, wenn Massena sich auf einen Scheinangriff beschränkt hätte, der österreichische General eben so gewiß und viel wohlfeilern Kaufs aus seiner Stellung vertrieben worden wäre, und zwar durch ein Flankenmanöver

des Generals Lannes, der zu diesem Zwecke bei Wels über die Traun gegangen war. Allein Massena, entweder von seiner Hitze hingerissen, oder aus unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle des Kaisers, oder auch aus Furcht, Lannes möchte zu spät kommen, zu einer Zeit, wo jeder Augenblick im Preise stieg, weil in jedem Augenblick eine Vereinigung zwischen dem Erzherzog und dem General Hiller zu Stande kommen könnte — versuchte das verzweifelte Wagestück, den österreichischen General mit Gewalt aus seiner Stellung zu werfen, und dieses Wagestück gelang ihm auch.

General Hiller zog sich nach St. Pölten zurück, ging dann auf der Brücke von Mautern, die er hinter sich abtragen ließ, über die Donau, um sich mit dem Erzherzog Karl zu vereinigen, so daß jetzt die Straße nach Wien auf dem rechten Donauufer den Franzosen offen stand. Napoleon beschleunigte seinen Vormarsch, um wo möglich dem Erzherzog den Vorsprung nach Wien abzugewinnen; doch übereilte er sich dabei nicht, und ergriff die nöthigen Maaßregeln, um seine Operationslinie sicher zu stellen.

Die eigentliche Stadt Wien ist mit den alten Festungswerken umgeben, die im Jahre 1683 die Belagerung der Türken aushielten. Ein äußerer Wall, der nicht so fest ist, aber doch von einer großen

Armee, als eine treffliche Feldverschanzung vertheidigt werden kann, umgibt die weitläufigen Vorstädte. Wäre es dem Erzherzog gelungen, sich mit seiner Armee nach Wien zu werfen, ehe Buonaparte unter dessen Mauern ankam, so würde wahrscheinlich eine furchtbare Vertheidigung Statt gefunden haben. Die Bürger waren sehr patriotisch gesinnt. Sie feuerten von den Wällen auf die französischen Vortruppen und verwarfen jeden Vorschlag zur Uebergabe.

Der Erzherzog Maximilian war Gouverneur der Festung, in der sich zehn Bataillons Linientruppen und eben soviel Landwehrbataillons befanden.

Ein Hagel von Haubitzgranaden machte die Bewohner zuerst auf die Gefahren aufmerksam, die ihnen im Falle eines Widerstandes bevorstanden. Der Palast des Kaisers von Oesterreich lag gerade in dem Strich der französischen Batterien. Der Kaiser selbst war mit dem größten Theil seiner Familie nach Ofen in Ungarn abgereist; nur ein Mitglied dieser Familie, die junge Erzherzoginn Marie Louise, die bald darauf Kaiserinn von Frankreich werden sollte, war wegen Unpäßlichkeit zurückgeblieben. Als man Buonaparte darauf aufmerksam machte, ließ er diesen furchtbaren Geschoßen eine andere Richtung geben. Das Vorhaben, die Hauptstadt zu vertheidigen, ward bald aufgegeben. Der Erzherzog Maximilian räumte mit seinen Linien-



truppen die Stadt; und am 12ten unterzeichnete der General O'Reilly, der einige Landwehrbataillons befehligte, die Kapitulation mit den Franzosen.

Napoleon zog nicht selbst in Wien ein; er nahm sein Hauptquartier zu Schönbrunn, einem Palaste des Kaisers, in der Nähe der Hauptstadt.

Erzherzog Karl, der den Fall von Wien nicht hatte verhindern können, kam mittlerweile heran, um denselben zu rächen. Auf seinem Marsche durch Böhmen hatte er seine Armee beträchtlich verstärkt, und die Vorfälle im nördlichen Deutschland und im Tyrol wurden den Franzosen so nachtheilig, daß die erbitterten Vasallen des Eroberers nur durch die Schlacht von Eckmühl in die Unterwürfigkeit zurückgeschreckt werden konnten. Ehe wir aber den Gang der merkwürdigen Kriegsereignisse an der Donau darstellen, müssen wir den Leser ersuchen, einen Blick auf den Krieg zu werfen, der in Polen, in Italien, im nördlichen Deutschland und im Tyrol geführt wurde; denn kein geringer Theil der civilisirten Welt war in jener ereignißvollen Periode der Schauplatz der Feindseligkeiten.

In Polen hatte der Erzherzog Ferdinand das Großherzogthum Warschau, das früher zu Preußen gehörte, überzogen und sich in den Besitz von Warschau gesetzt; von da war er so rasch gegen Norden

gerückt, daß, während Fürst Poniatowsky nur mit vieler Mühe eine kleine Defensivarmee zwischen der Narew und der Weichsel zusammenbringen konnte, der Erzherzog schon vor Thorn erschien, und in der Lage war, Preußen unter die Waffen zu rufen. Man würde diesem Aufrufe gewiß gerne Folge geleistet haben, hätte der Erzherzog Karl zu Anfang des Feldzugs auch nur einige Vortheile erhalten. Allein da die Franzosen die wichtigsten preußischen Festungen im Besitz hatten, so konnte Preußen nicht wohl eher den Schild erheben, als bis sich Oesterreich ein entschiedenes Uebergewicht verschafft hatte, was diesem aber dießmal nicht gelingen sollte.

Aber die Entrüstung über das Joch der Fremden war bereits tief in die Brust der Preußen eingedrungen. Die Lehren des Tugendbundes hatten in den höhern und mittlern Volksklassen allgemeinen Eingang gefunden — das gemeine Volk zog nur seinen Muth und seinen Patriotismus zu Rathe. Die Freiheit von Europa — Unabhängigkeit Deutschlands — die Befreiung Preußens von fremder Knechtschaft — der Wunsch, alles das, was dem Menschen theuer und werth ist, zu sichern, bewogen den preußischen Husarenmajor Schill, auch ohne Befehle seines Königs, zur Entjochung seines Vaterlandes Alles zu wagen.

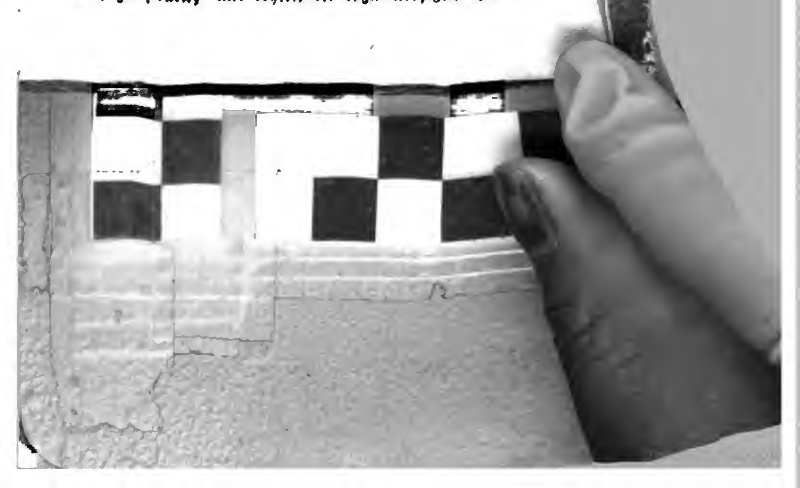
In dem frühern unglücklichen Kriege hatte Schill, wie Blücher, den größten Eifer für die Sache des Vaterlandes bewiesen, und sich zu einer Zeit, wo Muth und Standhaftigkeit etwas Seltenes waren, als Parteigänger rühmlichst ausgezeichnet. In dem vorliegenden Falle glich sein kühner Versuch einer himmelwärts fliegenden Rakete, die, wenn sie auf ein Magazin herabfällt, die schrecklichsten Verwüstungen anrichten kann, wenn sie aber in hoher Luft zerplatzt, nur eine flüchtige und glänzende Erscheinung ist. Schill sollte auf die letztere Weise enden; aber sein Name muß in die Liste jener Helden eingetragen werden, die ihr Leben zur Rettung ihres bedrängten Vaterlandes hingeopfert haben, deren Muth manchmal wieder für Andere der stärkste Antrieb wird, das Heldenstück, das ihnen zu vollbringen nicht vergönnt war, wieder zu wagen.

Das Beginnen dieses kühnen Soldaten war mit einem Plane eines allgemeinen Aufstandes verbunden, der aber zu frühe entdeckt wurde. Oberst Dörnberg, ein Officier von der westphälischen Garde, hatte als Mitverschworner sich anheischig gemacht, sich der Person des Hieronymus Buonaparte zu bemächtigen. Sein Vorhaben ward entdeckt; und unter seinen Papieren fanden sich einige, welche Schill in diese aufrührerischen Plane verwickelt zeigten; Hieronymus beschwerte sich darüber bei dem König von Preußen,

der es nicht abschlagen konnte, den angeklagten Officier auszuliefern. Schill, der jetzt die Ausführung seines Vorhabens beschleunigen mußte, stellte sich sofort an die Spitze seines Regiments, das von seinem Geiste beseelt war, und zog aus Berlin, um die Unabhängigkeit seines Vaterlandes auszurufen. In seinen militärischen Bewegungen zeigte er sich eben so behend als gewandt, und brachte bald eine kleine Armee von 5000 oder 6000 Mann zusammen, mit der er sich einiger Städte und der kleinen Festung Domitz bemächtigte.

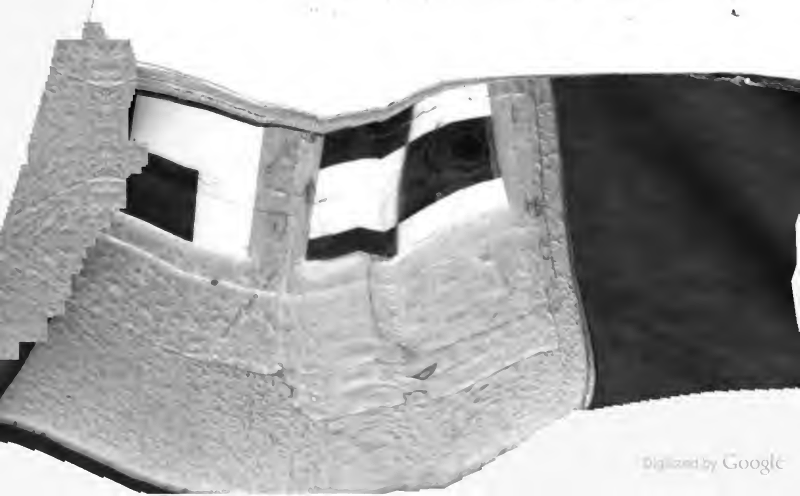
Katt, ein anderer Insurgent, stellte sich zu Cassel an die Spitze eines Aufstandes, und ein noch furchtbarerer Chef, durch seine Geburt, seine Tapferkeit und sein Unglück gleich sehr ausgezeichnet, erschien auch im Felde.

Dieser Chef war der Herzog von Braunschweig-Oels, ein Sohn dessen, der zu Jena tödtlich verwundet wurde. Dem jungen Fürsten schwebte noch immer sein Vater vor Augen, dem Napoleons Feindschaft nicht einmal eine Stunde Zeit gönnen wollte, um in seinem Palaste zu sterben. Der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich schien ihm den Weg zur Rache bahnen zu wollen. Der Herzog machte sich verbindlich, ein Truppenkorps für Oesterreich zu stellen, und erhielt die dazu nöthigen Geld-



mittel von England. Sein Name, sein Unglück, sein Charakter, sein Vorhaben, verschafften diesem Korps großen Zulauf. Die ganze Physiognomie dieses Korps sollte tiefe Trauer und das Bedürfniß der Rache ausdrücken. Es war schwarz gekleidet, zur Erinnerung an des Vaters Tod; die Lützen oder Schnüre auf den Kollern der Reiter nahmen sich aus, wie die Rippenbeine an einem Skelett, auf den Helmen und den Mützen war vorne ein Todtenkopf angebracht.

Der brave junge Krieger trat zu spät auf. Hätte er seine Truppen mit denen von Schill, Dörnberg, Katt und den andern Insurgenten vereinigen können, so möchte es ihm wohl gelungen seyn, einen allgemeinen Aufstand im Norden zu bewirken; aber der Sieg von Eckmühl und die Einnahme Wiens hatten bereits den in Deutschland erwachenden Geist gezügelt, und die folgenden Unfälle trugen dazu bei, wenigstens auf einige Zeit die Lust zum allgemeinen Widerstande zu unterdrücken, der sich sonst gewiß gezeigt haben würde. Erst in der Mitte des Maimonats rückte der Herzog von Braunschweig aus Böhmen in die Lausitz, und zu jener Zeit wurden die aufgestandenen Korps, das von Schill mit eingeschlossen, als vereinzelte Banden von den Anhängern Frankreichs, denen die Siege Napoleons neuen Muth gegeben hatten, umringt oder verfolgt.



General Thielmann zog mit einem sächsischen Truppenkorps dem Herzog entgegen, und versperrte ihm den Weg nach dem mittlern Deutschland, wo seine Erscheinung große Bewegungen verursacht haben würde. Obgleich die Plane der Insurgenten solchergestalt vereitelt wurden, so blieben sie noch immer unter den Waffen und waren wegen der Stimmung der Nation immer noch furchtbar.

Während der Insurrektionsgeist, der die Deutschen beseelte, in einigen Gegenden wie ein unterirdisches Feuer glimmte, in andern hin und wieder ausbrach, stand ganz Tyrol in Flammen. Dieses wilde Gebirgsland, eines der ältesten Erbländer Oesterreichs, war durch den Vertrag von Preßburg von dem Gebiete dieser Monarchie abgelöst und zu dem neuen Königreich Baiern geschlagen worden, ohne daß man bei dieser Veränderung auf den Willen der Einwohner die geringste Rücksicht genommen hätte. Von der österreichischen Regierung stets mit vieler Milde und mit Beachtung der Sitten ihres Landes behandelt, hatten die Tyroler dieselbe liebgewonnen und konnten nicht begreifen, wie man ihre kindliche Anhänglichkeit an dieselbe auf einen fremden Herrn, für den sie nichts fühlten, ohne ihre Einwilligung habe übertragen können. Eine solche Denkart darf bei einem Volke nicht befremden, das sich fast noch ganz im primitiven Zustande befindet. Von den äußersten Stufen des Mangels und des Reichthums weiß man in diesem Hirtenlande



nichts; es ist zwischen den Einwohnern fast gar kein Unterschied. Da gibt es weder Herren noch Knechte, weder Beamte noch Unterthänige. Alle Gleichheit, die sich mit dem gesellschaftlichen Zustande nur immer vertragen kann, ist im Tyrol zu finden. Die Tyroler sind ein lebhaftes und munteres Volk; sie lieben die Weinflasche und den Tanz, sind Dichter aus dem Stegreife und nicht selten gute Musiker. Damit verbinden sie die kräftigeren Eigenschaften des Bergbewohners, der als Schäfer und Jäger in dem Geklüfte der Alpen oftmals in Lebensgefahr kommt. Die Tyroler sind vielleicht die besten Schützen in Europa, und die Bereitwilligkeit, mit der sie dem Kriegsrufe Oesterreichs ederzeit gefolgt sind, beweist, daß sie in ihren ländlichen Beschäftigungen den Sinn für kriegerische Unternehmungen bewahrt haben. Ihre Obrigkeiten im Frieden und Anführer im Kriege unterscheiden sich von dem übrigen Volke durch nichts, als durch ihre Einsichten und ihren gesunden Menschenverstand; und da sich diese Eigenschaften gewöhnlich bei Gastwirthen finden, die in einem Lande, wie Tyrol, am meisten Gelegenheit haben, sich zu unterrichten, so wurden in dem denkwürdigen Kriege von 1809 viele aus dieser Klasse zu Anführern gewählt. Diese Männer konnten vielleicht nicht einmal schreiben oder lesen, zeigten aber im Ganzen so viel natürlichen Verstand und Geistesgegenwart, so viele Geschicklichkeit in der Behandlung ihrer Truppen, so viele Kenntniß des Landes und der Vortheile

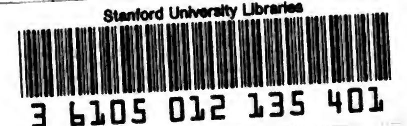
des Bodens, daß sie den besten Generalen und geübtesten Soldaten Achtung einflößten *).

Im Anfange des Aprilmonats standen diese allzeit fertigen Krieger auf, und in Zeit von vier Tagen war, außer in der kleinen Festung Kufstein, die sich hielt, kein Franzose und kein Baier in ganz Tyrol, die Gefangenen abgerechnet. Dieser heldenmüthige Krieg verdient ein eigenes Blatt in der Geschichte. Uns genügt es, hier zu sagen, daß die Tyroler von den Oesterreichern, die in ihrer eigenen Heimath selbst so viel zu thun hatten, kaum unterstützt, doch unter den schlimmsten Umständen den hochherzigsten und beharrlichsten Widerstand leisteten. Es half nichts, daß eine französische Armee unter Lefebvre in das Land eindrang und sich der Hauptstadt Innsbruck bemächtigte. Die Franzosen wurden von diesen wackern Bergbauern gezwungen, sich mit unermeßlichem Verlust zurückzuziehen; und wenn Oesterreich seinen eigenen Kampf glücklich hätte ausfechten können, so würden die treuen Tyroler und Vorarlberger aus dem ihrigen als Sieger hervorgegangen seyn.

---

*) Die Oesterreicher machten den Tyrolern ihre Unkenntniß der Taktik zum Vorwurf. Ein poetischer Scharfschütze vertheidigte dagegen seine Landsleute durch folgendes Epigramm:

„Dem, der von Taktik nichts versteht,
Durch Zufall nur der Sieg entsteht,
So schulgerechte Krieger sagen
Und zu uns Armen Mitleid tragen;
Doch besser ist's durch Zufall siegen,
Als Taktik lehrend Schläge kriegen.“


Stanford University Libraries
3 6105 012 135 401